

Im Bauch von Paris

Émile Zola

土肥藏書

考備	數冊	數卷	類部	第
	壹		十 規	百六十一 號



RY
HE
NT
N'

S. J. ...
1873

Im Bauch von Paris.

Roman

von

Emile Zola.



Deutsch von Erik Wohlfahrt.

Erster Band.



Großenhain.

Druck und Verlag von Baumert & Ronge.
1882.

PQ 2521

V3G4

1882

I.

Mitten auf der öden stillen Avenue fuhren die Gemüsewagen nach Paris hinein, einmüdig rasselten ihre Räder und weckten an den Fassaden der zu beiden Seiten hinter vorworreren Almenreihen schlummenden Häuser ein dumpfes Echo. Auf der Brücke von Neuilly hatten sich zwei Karren, der eine mit Kohl und der andere mit Erbsen beladen, zu den acht mit Rüben und Möhren gefüllten Wagen gefellt, welche aus Nanterre kamen. Die Pferde schritten mit getragener Kopse in ihrer gleichmäßigen faulen Gangart dahin, welche durch die Steigung der Straße noch mehr verlangsamte wurde. Oben auf der Gemüseladung lagen unter ihrem schwarz und grau gestreiften Mantel die Geschirrführer im Valschlummer, die Zügel ums Handgelenk gewickelt. Hier und da drang der Schein einer Gaslaterne durch den Schwatten und erleuchtete bald die Nägel eines Schuhs, bald den blauen Ärmel einer Bluse, bald eine Kröze, welche zwischen den roten Möhrenbündeln, den weißen Rübenhaufen, den grünen Massen der Erbsen und des Kohles hervorschaute. Auf der Avenue sowohl wie auf den benachbarten Straßen verkündete ein ferres Wagengerassel die Ankunft ähnlicher Geschirre, das Schweigen der zweiten Morgensunde mit seinem Geräusch unterbrechend.

Balthazar, der diese Gaul der Frau François, eröffnete den Zug. Halb im Schlafe, mit schlaf herabhängenden Ohren schritt er dahin, als er auf der Rue de Concharny plötzlich scheute und stehen blieb. Dadurch ward die ganze Wagenreihe zum Stehen gezwungen, und die aus ihrem Schlummer gestörten Fährleute suchten über diesen Aufenthalt. Frau François, welche auf einem Brett an ihr Gemüse gelehnt dafah, spähte umher, konnte aber bei dem matten Schein, welchen die kleine vierlechtige Laterne noch

links warf, nichts erkennen, indem dieselbe nur die eine glänke Balthajars erleuchtete.

„Heda! Mutter, immer vorwärts!“ rief einer der Männer, welcher sich auf seinen Hüben halb emporgerichtet hatte. . . .
„Es ist höchstens ein Schwein von einem Trunkerbold.“

Unterdessen hatte sie sich vorgebeugt und rechts, beinahe unter den Hufen des Pferdes, eine schwarze Masse bemerkt, welche den Weg versperrte.

„Man kann doch die Leute nicht ohne weiteres überfahren,“ sagte sie und sprang von dem Wagen.

Es war ein Mann, welcher mit ausgebreiteten Armen und zu Boden gewandtem Gesichte dalag. Er schien außerordentlich lang zu sein, dabei aber mager wie ein dürrer Baumzweig, und es war wirklich ein Wunder, daß ihn Balthajar nicht mit einem Fußtritt entzweigebrochen hatte. Frau François, ihn für tot haltend, kauerte, vor ihm nieder, ergriff eine seiner Hände, fand aber, daß dieselbe noch warm war.

„Heda! Sie!“ sagte sie in sanftem Tone.

Alein jetzt wurden die übrigen Geschirrführer ungeduldig und derjenige, welcher sich auf seinem Gemüthe emporgerichtet hatte, fuhr mit rauher Stimme fort:

„Vorwärts, Mutter, drauf los! . . . Er hat den Wanst voll, der verwünschte Sauhaas! Werst ihn doch in den Rinnstein!“

Mittlerweile hatte der Mann die Augen geöffnet und blickte, ohne sich zu rühren, Frau François mit ängstlicher Miene an, so daß diese ihn in der That für betrunken hielt.

„Hier dürfen Sie nicht liegen bleiben, wenn Sie nicht überfahren sein wollen,“ sagte sie zu ihm . . . „Wohin wollten Sie denn?“

„Ich weiß nicht . . .“ antwortete er ganz leise.

Hierauf fuhr er mit angestrengter Stimme und unruhigem Blicke fort:

„Ich wollte nach Paris; ich bin aber umgefallen und weiß nicht . . .“

Jetzt sah sie ihn deutlicher, und er machte in seinem fadenscheinigen schwarzen Anzuge, welcher nur notdürftig die dürren Glieder bedeckte, einen kläglichen Eindruck. Troß-

dem* daß er, wahrscheinlich aus Furcht, seine grobe schwarze Tuchmütze tief in die Stirn gezogen hatte, gewahrte man doch in dem verwetterten, granddurchfurchten Gesicht zwei große braune Augen von einem sonderbaren milden Ausdruck. Nunmehr erschien er Frau François in der That viel zu mager, als daß er sich hätte betrinken können.

„Und wohin wollten Sie in Paris?“ frug sie weiter.

Er antwortete nicht sogleich; diese Frage war ihm unbequem. Er schien mit sich zu Räte zu gehen und versetzte endlich zögernd:

„Nach den Markthallen zu.“

Mit unendlicher Mühe hatte er sich aufgerichtet und machte Miene, als wolle er seines Weges weiter gehen. Da die Gemüsehändlerin sah, wie er sich hierbei wankend auf die Wagendeichsel stützte, frug sie ihn:

„Sie sind wohl müde?“

„Ja, sehr müde,“ murmelte er.

Hierauf nahm sie eine bärtsche Stimme an und schob ihn mit den Worten vor sich hin:

„Vorwärts, steigen Sie schnell auf meinen Wagen! Sie halten uns alle unnötig auf! . . . Ich fahre nach den Hallen und werde Sie dort mit meinem Gemüse wieder abladen.“

Da er sich indeß weigerte, hob sie ihn mit ihren starken Armen fast vom Boden auf, warf ihn auf ihre Möhren und Rüben und rief ärgerlich:

„Lassen Sie uns doch nun endlich einmal in Ruhe! Sie machen mich bloß ärgerlich, mein Bester . . . Wenn ich Ihnen sage, daß ich nach den Hallen fahre! Schlafen Sie nur getrost, ich werde Sie schon wecken.“

Mit diesen Worten bestieg auch sie den Wagen wieder, lehnte sich schräg auf den Sitz und nahm die Zügel Balthasars in die Hand, welcher sich wieder in Bewegung setzte und schläfrig, mit den Ohren wackelnd, weiterrollte. Die andern Wagen folgten, und so rollte allmählich wieder die ganze Reihe langsam durch das nächtliche Dunkel, von neuem mit dem Gepolter der Räder den Widerhall, an den Häuserfassaden weckend. Die Geschirrführer verfielen unter ihren Mänteln wieder in einen sanften Schummer und

derjenige, welcher vordem die Gemüsehändlerin angesprochen hatte, streckte sich aus, indem er brummte:

„Na, das wäre noch schöner, wenn man jeden Trunkenbold aufheben wollte! . . . Sie scheinen viel Geduld zu besitzen, Mutter!“

Langsam rollten die Wagen dahin, und die Pferde senkten die Köpfe. Der Mann, welchen Frau François soeben aufgehoben hatte, lag mit seinen langen Beinen ganz in dem Rübenhaufen verborgen, welcher das Hinterteil des Wagens füllte, sein Gesicht war mitten in den Möhren vergraben und, mit ausgestreckten Armen sich an der Gemüseladung anklammernd, aus Furcht, durch einen Stoß des Wagens herausgeschleudert zu werden, beachtete er vor sich die beiden unendlich langen Reihen der Gaslaternen, welche sich in der Ferne einander immer mehr zu nähern schienen und schließlich in einem riesigen Lichtermeer verschwammen. Am Horizonte breitete sich eine dichte weiße Dunstmasse aus und hüllte das schlummernde Paris in den leuchtenden Nebel aller jener Flammen.

„Ich bin aus Nanterre und heiße Frau François,“ sagte die Gemüsehändlerin nach einigem Schweigen. „Seitdem ich meinen armen Mann verloren habe, fahre ich alle Morgen nach den Hallen. Das ist eine harte Arbeit, glauben Sie mir! . . . Und Sie?“

„Ich heiße Florent und komme aus weiter Ferne . . .“ antwortete der Unbekannte in verlegenem Tone. „Ich muß Sie indes um Entschuldigung bitten, da ich so erschöpft bin, daß es mir äußerst schwer fällt, zu sprechen.“

Er wollte also nicht reden. Hierauf schwieg sie und lockerte die Zügel Balthasars, welcher so ruhig seinen Weg fortsetzte, als ob er jeden Pflasterstein kannte. Florent hatte unterdessen seine Blicke auf das Lichtermeer der Stadt Paris geheftet und dachte an die Geschichte, welche er vorhin zu verbergen suchte. Nach seiner Flucht aus Cayenne, wohin ihn die verhängnisvollen Dezembertage ver schlagen hatten, war er zwei Jahre lang in Holländisch-Guyana umhergeirrt, theils von glühendem Heimweh theils von banger Furcht vor der kaiserlichen Polizei erfüllt, bis er endlich die teure große Stadt vor sich sah, welche er so sehr

bebauert, nach der er sich so leidenschaftlich gesehnt hatte. Er beabsichtigte, sich hier zu verbergen und in seiner einstigen friedlichen Weise zu leben, ohne daß die Polizei etwas von ihm merken werde. Uebrigens würde man ihn längst für tot halten. Er erinnerte sich seiner Ankunft in le Havre, wo er nur noch fünfzehn Frank in einem Knoten seines Taschentuches als seine ganze Barschaft entdeckte. Bis Rouen konnte er einen Wagen benutzen; von da aus aber mußte er seinen Weg zu Fuß fortsetzen, da er kaum noch dreißig Sous besaß. In Vernon kaufte er für seine letzten beiden Sous Brot. Die übrigen Vorgänge waren seinem Bewußtsein fast gänzlich entschwunden. Er glaubte, mehrere Stunden lang in einem Graben gelegen zu haben; einem Gendarm hatte er die Papiere vorzeigen müssen: alles dies schwirrte dunkel in seinem Kopfe umher. Ohne etwas zu genießen, war er von Vernon weiter gegangen, aus Verzweiflung die Blätter der Hecken kauend, an welchen er vorbeikam; von Krämpfen und Schwindelanfällen erfaßt, mit vor Hunger gekrümmtem Leibe, mit trüben Blicken und wankenden Knien hatte er seinen Weg fortgesetzt, ohne sich seiner Schwäche bewußt zu werden, da ihn nur eines lockte: das Bild des in weiter Ferne hinter dem Horizonte ruhenden Paris. Als er in Courbevoie ankam, war es völlig Nacht geworden. Paris, welches den Eindruck machte, als ob ein Streifen des gestirnten Himmels auf die nachtbedeckte Erde herabgesunken sei, erschien ihm ernst und streng gerade als zürne es über seine Rückkehr. Da schwanden seine Kräfte, und mit wankenden Knien schritt er nach dem Flusse hinab. Auf der Brücke von Neuilly stützte er sich an das Geländer und beugte sich über die Seine, welche ihre schwarzen Fluten zwischen den düstern Ufermassen dahin wälzte, und eine rote Laterne auf dem Wasser verfolgte ihn wie ein blutiges Auge. Jetzt hielt es ihn nicht länger, er mußte hinauf, nach Paris hinein. Die Avenue kam ihm unendlich lang vor, länger als die vielen hundert Meilen, welche er bereits durchwandert hatte, sie brachte ihn fast zur Verzweiflung, so daß er niemals jenen Hügel zu erreichen glaubte, der von einem so strahlenden Lichtermeer gekrönt war. Die flache Avenue dehnte

sich immer weiter aus, mit ihren Reihen von höhern Bäumen und niedrigen Häusern, mit ihren breiten grauen Trottoirs, auf welchen sich die Schatten der Baumäste abzeichneten, den wie düstere Höhlen erscheinenden Querstraßen und mit all ihrem Schweigen im Schatten der Nacht; während die gleichförmigen Reihen der Gaslaternen mit ihren matten gelblichen Flammen das einzige Leben in dieser Grabesruhe hervorbrachten. Florent kam es vor, als bleibe er an ein und dieselbe Stelle gebannt, während die Avenue sich immer weiter verlängerte und Paris mithin in den Schatten der Nacht zurückwich. Es schien ihm, als ob die Gaslaternen bald rechts, bald links eilten, in ihrem Laufe die Straße mit sich fortreißend; er taumelte, alles um ihn her drehte sich, und schließlich sank er wie eine leblose Masse auf das Pflaster nieder.

Jetzt fühlte er sich sanft auf diesem grünen Bett dahingetragen, welches ihm so weich wie die zartesten Federn vorkam. Er hatte den Kopf ein wenig erhoben, um den Lichtnebel zu sehen, welcher über den am Horizont erscheinenden schwarzen Dächern immer deutlicher hervortrat. Er fühlte sich jetzt seinem Ziel immer näher getragen, er brauchte sich nur den schwachen Stößen des Wagens zu überlassen, und diese mühelose Annäherung ließ ihn nur noch den Hunger empfinden. Dieser jedoch war jetzt zu einer unerträglichen Pein geworden. Seine Glieder ruhten; allein sein Magen verursachte ihm einen solchen brennenden Schmerz, als werde er mit einem glühenden Eisen gefoltert. Der frische Geruch der Gemüse, in welchen er lag, zumal jener durchdringende Duft der Möhren, betäubte ihn bis zur Sinnlosigkeit. Mit allen Kräften presste er seine Brust gegen die Nahrungsmittel, welche sein Lager bildeten, als wolle er seinen Magen dadurch zusammenschnüren und ihn am Schreien verhindern. Und hinter ihm schienen die übrigen Karren mit ihren Bergen von Kohl und Erbsen, ihrem Gewirr von Artischofen, Salat, Sellerie und Zwiebeln langsam über ihn her zu rollen, als wollten sie ihn in seinen Hungerqualen unter einem Berge von Nahrungsmitteln begraben. Plötzlich hielt alles still, und man vernahm lauten Stimmenwechsel; die

Wagen waren an der Barriere angelangt und, die Zollbeamten visitierten die Wagen. Hierauf gelangte Florent ganz besinnungslos nach Paris hinein.

„Holla! Freund, da oben!“ rief plötzlich Frau François.

Da er sich aber nicht rührte, stieg sie hinauf und rüttelte ihn. Jetzt richtete sich Florent empor. Er hatte geschlafen, das Gefühl des Hungers war verschwunden und er schien völlig stumpfsinnig. Die Gemüsehändlerin ließ ihn absteigen und bemerkte:

„Sie werden mir doch ein wenig abladen helfen, nicht wahr?“

Er half ihr, als ein stämmiger Mann mit einem Filzhut auf dem Kopfe und einer Blechmarke auf dem linken Aufschlage seines Ueberrocks ärgerlich mit seinem Stocke auf das Trottoir klopfte und rief:

„Vorwärts, vorwärts, das muß viel schneller gehen! Lassen Sie den Wagen vor . . . Wieviel Meter haben Sie? Vier, nicht wahr?“

Mit diesen Worten zog er aus einem kleinen Leinwandbeutel einen Zettel, welchen er Frau François übergab. Darauf begann in einiger Entfernung dieselbe Ungebuldszene. Die Gemüsehändlerin hatte unterdessen Balthasar am Zügel ergriffen und drängte ihn zurück, so daß die Räder des Wagens an das Trottoir streiften. Nachdem sie nur ihre vier Meter auf dem Trottoir mit Strohbindeln markiert hatte, hob sie das hintere Vorfahrbrett ab und bat Florent, ihr das Gemüse bündelweise herüberzureichen. Sie ordnete die einzelnen Bündel gleichmäßig auf dem Verkaufsplatze an, indem sie ihre Waare möglichst herausputzte und die Blätter so legte, daß sie die einzelnen Haufen gleich einem grünen Kranze umgaben; kurz, sie wußte mit sonderbarer Genauigkeit die verschiedenen Gemüsearten so zu legen, daß sie in der Dunkelheit wie ein Teppich erschienen. Als Florent ihr einen Arm voll Petersilie herabgereicht hatte, bat sie ihn um einen weiteren Dienst.

„Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie meine Waare bewachten, während ich den Wagen ein-

stelle . . . Es ist nur einige Schritte von hier, im „Goldnen Zirkel“ auf der Rue Montorgueil.“

Er versicherte, sie könne sich deshalb beruhigen. Die Bewegung nützte ihm ja doch nichts; denn sobald er sich regte, fühlte er seinen Hunger wieder. Er lehnte sich also an einen neben der Waare der Frau François liegenden Haufen Kohl, was ihm ganz erträglich erschien, so daß er sich sagte, er werde sich nicht von der Stelle rühren und ruhig warten. Sein Kopf erschien ihm ganz leer, und er konnte sich kein klares Bild mehr darüber machen, wo er sich befand. Da bereits in den ersten Tagen des September an den frühen Morgenstunden dicke Finsternis herrschte, so brannten um ihn her noch sämtliche Laternen, und er konnte bei ihrem schwachen Lichte weiter nichts bemerken, als daß er sich am Rande einer ihm völlig unbekanntem breiten Straße befand. Während jene sich in weiter Ferne immer tiefer in die Nacht hinein verlor, konnte er weiter nichts unterscheiden, als die Waaren, welche er bewachte. Weiterhin breiteten sich auf dem Trottoir undeutliche Massen aus, während mitten auf der Straße die großen dunkeln Schatten der Karren den Weg versperrten, und von einem Ende zum andern ließ ein beständiges Schnauben auf das Vorhandensein zahlreicher Zugtiere schließen, welche man bei der herrschenden Finsternis nicht sehen konnte. Rufe, das Geräusch eines Holzes oder einer zu Boden fallenden Kette, das dumpfe Dröhnen, welches das Abladen eines Gemüsehauens hervorrief, schließlich das Klirren der Räder eines an das Trottoir stoßenden Wagens erfüllten die Luft mit dem leisen Surren eines noch unbekanntem Riefengeräusches, dessen Wachsen man durch das Dunkel der Nacht fühlte. Als Florent sich umwandte, bemerkte er auf der andern Seite seines Kohlhauens einen Menschen, welcher, in seinen Mantel gehüllt und mit dem Kopf auf einem Pflaumenkorbe ruhend, laut schnarchte. Etwas näher noch, ihm zur Linken, erkannte er ein Kind von etwa zehn Jahren, welches mit sanftem friedlichen Lächeln zwischen zwei Eichorienhausen schlummerte. Am Rande des Trottoirs regten sich nur die am Ende der unsichtbaren Gasarme flackernden

Laternenlichter hoch über der schlummernden Menschheit, welche den Tagesanbruch erwartete. Aber am meisten staunte er über die zu beiden Seiten der Straße befindlichen riesigen Pavillons, deren übereinanderragende Dächer sich in seinen Blicken zu vergrößern und allmählich in einer Lichtwolke zu verlieren schienen. Er träumte von einer Reihe enormer und regelmäßiger Kristallpaläste, an deren Fassaden die Millionen Flammen zahlloser Leuchter erglänzten. Zwischen den feinen Pfeilergraten erschienen diese dünnen gelben Streifen wie Lichterstufen, welche bis zu dem düstern Rande der untersten Dächer emporstiegen. Mergerlich darüber, daß er nicht wußte, wo er sich befand, besorgt über diese riesenhafte Vision, drehte er sich um, und als er aufschaute, bemerkte er das erleuchtete Zifferblatt von Saint-Eustache, während die Kirche selbst als eine undeutliche graue Masse erschien. Dies versetzte ihn in tiefes Erstaunen, denn er war jetzt ganz nahe bei Saint-Eustache.

Mittlerweile war Frau François zurückgekehrt. Sie tritt lebhaft mit einem Manne herum, welcher einen Sack auf der Schulter trug und ihr für ein Bündel Möhren nur einen Sou bezahlen wollte.

„Sehen Sie, Lacaille, das ist nicht recht von Ihnen . . . Sie verkaufen dieselben wieder mit vier bis fünf Sous an die Pariser, das können Sie nicht leugnen . . . Für zwei Sous will ich sie Ihnen lassen.“

Als der Mann aber trotzdem weiter ging, fügte sie hinzu:

„Diese Leute müssen doch geradezu denken, das Zeug wache von selbst: . . . Er mag nur zusehen, wo er Möhren für einen Sou herbekommt, dieser Saufbold Lacaille . . . Passen Sie auf, der kommt sicher wieder.“

Mit diesen Worten wandte sie sich an Florent, setzte sich neben ihn und fuhr fort:

„Nun, wenn Sie so lange nicht in Paris gewesen sind, so kennen Sie wohl auch die neuen Hallen noch nicht? Diese sind erst seit fünf Jahren erbaut . . . Dort schauen Sie, der Pavillon neben uns ist der Frucht- und Blumenpavillon; weiterhin kommen die Stände für die Seefische,

das Geflügel und dahinter diejenigen für grobes Gemüse, Butter und Käse . . . Auf dieser Seite befinden sich sechs Pavillons, auf der andern, gerade gegenüber, giebt es noch vier, für Fleischwaren, Kalbaunen und Geflügel . . . Die Räume sind sehr groß, allein im Winter ist es vermünscht kalt darin. Es geht die Rede, daß man noch zwei Pavillons erbauen will, indem die Häuser um die Getreidehalle niedrigerissen werden sollen. War Ihnen dies alles bekannt?“

„Nein,“ antwortete Florent. „Ich war im Auslande . . . Und wie heißt denn diese große Straße gerade vor uns?“

„Das ist eine ganz neue Straße, die Rue de Pont-Neuf, welche von der Seine bis hierher nach der Rue Montmartre und der Rue Montorgueil führt. . . Wenn es Tag gewesen wäre, so würden Sie sich sofort zurechtgefunden haben.“

Sie stand jetzt auf, da sie eine Frau bemerkte, welche sich über ihre Rüben beugte.

„Sie sind es, Mutter Chantemesse?“ sagte sie in freundschaftlichem Tone.

Florent schaute unterdessen die Rue Montorgueil hinab. Hier hatte ihn in der Nacht des vierten Dezember eine Schar Polizeisoldaten ergriffen. Es war gegen zwei Uhr, er schritt gerade behaglich mitten unter der Volksmenge über das Boulevard und lächelte über die Soldatenscharen, welche aus dem Elisée hervorstömten und eine Viertelstunde lang schonungslos die Trottoirs säuberten. Er selbst wurde an der Ecke der Rue Vivienne zu Boden gerissen, und die durch das schreckliche Gewehrfeuer in Angst gejagte Menge eilte über seinen Körper dahin, so daß ihm bald die Sinne schwanden. Als er nichts mehr hörte, wollte er wieder aufstehen. Auf ihm lag ein mit einem rosafarbenem Hute bedecktes junges Weib, dessen locker gewordener Shawl ein feingefaltetes Brusttuch durchschimmern ließ. Oberhalb der Kehle waren zwei Kugeln durch das Brusttuch gedrungen, und als er das junge Weib sanft zurückschob, um seine Beine frei zu machen, quollen aus den Wunden zwei dünne Blutstrahlen hervor und benetzten seine Hände. Da sprang er auf und eilte ohne Hut, mit

bluttriefenden Händen wie ein Wahnsinniger davon. Bis zum Abend schweifte er in düsteren Gedanken verloren umher und stets schwebte ihm das Bild der jungen Frau vor Augen, ihre schmerzverzogenen Lippen, gerade als sei sie erstaunt darüber, hier so plötzlich dem Tode in die Hände gefallen zu sein. Er war überhaupt furchtsam; noch in seinem dreißigsten Jahre wagte er den Frauen nicht ins Gesicht zu sehen, und so hatte sich auch dieses bleiche Totenantlitz zeitlebens seinem Gedächtnisse und seinem Herzen eingepägt. Es war ihm gerade, als hätte er in ihr sein eigenes Weib verloren. Am Abend jenes Tages befand er sich, noch ganz verwirrt durch die schreckliche Szene des Nachmittags, bei einem Weinverkäufer, wo zahlreiche Männer zechten und eifrig davon sprachen, Barrikaden zu errichten. Er begleitete sie, half ihnen einige Pflasterstrecken aufreißen, setzte sich dann, ermüdet von dem langen Umherlaufen, auf die Barrikaden und beschloß am Kampfe teilzunehmen, sobald die Soldaten erscheinen würden. Er hatte nicht einmal ein Messer bei sich und war noch immer ohne Kopfbedeckung. Gegen elf Uhr überfiel ihn der Schummer und abermals sah er im Traume jene beiden Löcher in dem weißen kleingefalteten Brusttuche, welche ihn wie zwei von Thränen und Blut geröteten Augen musterten. Als er wieder erwachte, sah er sich von vier Polizeisoldaten umringt, welche ihn mit Fäusten schlugen. Die übrigen Barrikadenmänner hatten die Flucht ergriffen. Allein als die Polizeisoldaten bemerkten, daß seine Hände mit Blut besudelt waren, wurden sie so wütend, daß sie ihn beinahe erwürgt hätten.

Von diesen Erinnerungen erfüllt, blickte Florent empor nach dem erleuchteten Zifferblatt von Saint-Eustache, ohne aber auch nur die Zeiger zu erkennen. Es war nahezu vier Uhr und noch immer herrschte Schweigen in den Hallen. Frau François plauderte mit Mutter Chantemesse und feilschte über den Preis für ein Bündel Rüben. Jetzt erinnerte sich Florent auch daran, daß man ihn an der Mauer von Saint-Eustache beinahe füsiliert hätte. Ein Trupp Gendarmen hatte daselbst eben fünf Unglücklichen das Lebenslicht ausgeblasen, welche auf einer Barrikade

ir der Rue Greneta ergriffen worden waren. Die fünf Leichen lagen alsdann auf dem Trottoir an einer Stelle, wo er gegenwärtig verschiedene Haufen roter Radieschen zu bemerken glaubte. Er selbst entging dem Tode durch Pulver und Blei einfach aus dem Grunde, weil die Polizeisoldaten nur Degen hatten. Man führte ihn zu einem benachbarten Wachtposten und hinterließ dem Postenfürher folgende auf einen Papierwisch geschriebene Bemerkung: „Bei der Arretur Blut an den Händen bemerkt. Sehr gefährlich.“ Bis zum Morgen ward er von Posten zu Posten geschleppt und überallhin begleitete ihn jener Papierwisch. Man hatte ihm sogar Handschellen angelegt und überwachte ihn wie einen Tobsüchtigen. Auf dem Posten der Rue de la Lingerie wollten einige betrunkene Soldaten ihn durchaus füsiliern, und schon hatten sie die Laterne angezündet, als der Befehl kam, die Gefangenen nach dem Depot der Polizeipräfektur abzuführen. Am übernächsten Tage befand er sich in einer Kasemate des Forts von Bicetre. Von diesem Tage an litt er Hunger; er hatte in der Kasemate gehungert, und seitdem hatte ihn auch der Hunger nicht wieder verlassen. In diesem dumpfigen Kerker mochten sich etwa hundert Gefangene befinden, welche wie die wilden Tiere über die ihnen zugeworfenen Brodstücken herrielen. Als er ohne Zeugen und Verteidiger vor dem Richter erschien, ward er beschuldigt, einer geheimen Gesellschaft anzugehören, und da er schwur, dies sei nicht wahr, zog der Richter aus seinem Aktenstoße das verhängnisvolle Blatt Papier hervor: „Bei der Arretur Blut an den Händen bemerkt. Sehr gefährlich.“ Dies genügte, und man verurteilte ihn zur Deportation. Nach Verlauf von sechs Wochen weckte ihn in einer Januarnacht der Kerkermeister und schloß ihn mit etwa vierhundert Gefangenen in einen Hof ein. Eine Stunde darauf wurden sie gefesselt durch eine bewaffnete Gendarmenabteilung weggeführt, theils nach den Pontons theils in die Verbannung. Sie überschritten die Austerlitzbrücke, passierten die Boulevards und kamen schließlich an dem Bahnhofe von Havre an. Es war gerade eine lustige Karnevalsnacht; die Fenster der Boulevardrestaurants waren hell erleuchtet und oben

in der Rue Vivienne, an derselben Stelle, wo er noch immer jene unbekante Tote zu erblicken glaubte, deren Bild nicht aus seinem Sinne kam, bemerkte Florent in einer großen Kalesche mehrere maskierte Frauen mit entblößten Schultern, bald lachend bald ärgerlich darüber, daß sie nicht vorbei konnten, weil „dieser Sträflingszug gar kein Ende nehmen wolle,“ wie sie sich verächtlich ausdrückten. Von Paris bis le Havre bekamen die Gefangenen weder einen Bissen Brot noch einen Schluck Wasser; man hatte vergessen, vor der Abreise die Rationen zu erteilen. Erst nach sechsunddreißig Stunden, als man sie in den Kielraum der Fregatte Kanada eingepfercht hatte, erhielten sie etwas zu essen.

Nein, der Hunger hatte ihn nicht mehr verlassen. Er mochte seine Erinnerungen soweit ausdehnen wie er wollte, keine Stunde konnte er finden, wo ihm genügende Nahrung zu teil geworden wäre. Er war dürr geworden, sein Magen war zusammengeschrumpft und die Haut schlotterte ihm an den Knochen. Nun fand er Paris in prächtiger Fülle, von Nahrungsmitteln strogend, wieder; er selbst zog in die Stadt ein auf einem Bett von Gemüse, er rollte hinein, von allerhand Speisekräutern getragen, deren Menge er immer mehr wachsen fühlte und die ihn beunruhigten. Jene lustige Karnewalsnacht hatte also während des langen Zwischenraumes von sieben Jahren sich nicht geändert. Er sah wieder die hellerleuchteten Fenster auf den Boulevards, die lachenden Frauengestalten, dieselbe lüsterne Stadt, welche er in jener längstentschwundenen Januarnacht verlassen hatte, und es schien ihm, als hätte sich alles dies noch vergrößert, als sei es in der Riesenausdehnung der Hallen vollends zur Entwicklung gelangt, dieser Hallen, deren gewaltigen Lärm er zu hören begann.

Die Mutter Chantemesse hatte sich entschlossen, zwölf Bündel Rüben zu kaufen. Sie hielt dieselben in ihrer Schürze, was ihre ohnehin schon breite Taille noch stärker erscheinen ließ, und noch immer stand sie da und plauderte mit ihrer schleppenden Stimme. Als sie fort war, setzte sich Frau François wieder neben Florent und jagte:

„Diese arme Mutter Chantemesse ist wenigstens schon zweiundsiebzig Jahre alt. Ich war noch ein Mädchen, als sie bereits ihre Rüben bei meinem Vater kaufte. Zudem hat sie nicht einen einzigen Verwandten bei sich, nur eine Dirne, welche sie irgendwo von der Straße auflesen hat und die sie bis aufs Blut quält. . . So lebt sie nun so kümmerlich dahin, verkauft im Kleinen und verdient dabei immer noch täglich ihre vierzig Sous . . . Ich möchte um keinen Preis den ganzen Tag in diesem teuflischen Paris bleiben. Ja, wenn man nur wenigstens einige Verwandte hier hätte!“

Da aber Florent gar nichts erwiederte, fuhr sie fort:

„Sie haben Ihre Familie in Paris, nicht wahr?“

Er schien sie nicht zu verstehen. Sein altes Mißtrauen überkam ihn wieder. Seine Gedanken waren erfüllt von Polizeigeschichten, an jeder Straßenecke glaubte er Kriminalbeamte zu sehen oder Weiber, welche die irgend einem armen Teufel entlockten Geheimnisse verkauften. Obwohl nun diese Frau ganz nahe bei ihm stand, so erschien sie ihm dennoch ganz ehrenhaft mit ihren ruhigen Gesichtszügen und dem um die Stirn gewundenen schwarz und gelben Kopftuche. Sie mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen, war etwas stark gebaut, aber immerhin hübsch infolge der steten Bewegung an der freien Luft und dadurch, daß ihr etwas männliches Äußere durch ein Paar tiefschwarze zärtlich blickende Augen gemildert wurde. In der That war sie sehr neugierig, allein ihre Neugier konnte unmöglich aus bösen Absichten entspringen.

Ohne sich durch das Schweigen Florents beleidigt zu fühlen, versetzte sie:

„Ich hatte einen Neffen in Paris. Er hat sich auf die schlechte Seite gelegt und sich schließlich anwerben lassen . . . Ihre Eltern werden vielleicht sehr überrascht sein, Sie zu sehen. Und welche eine Freude herrscht, wenn man zurückkommt, nicht wahr?“

Während sie dies sagte, ließ sie ihn nicht aus den Augen; ohne Zweifel empfand sie Mitleid über sein ungemein elendes Aussehen, indem sie wohl fühlen mochte, daß in dieser kläglichen Kleidung ein wohlgebildeter Mann

stecke, dem sie nicht wagte, ein Almosen in die Hand zu drücken.

Endlich erklärte sie schüchtern.

„Wenn Sie unterdessen vielleicht irgend etwas brauchen sollten . . .“

Alein mit einer Art ängstlichen Stolzes schlug er das Anerbieten aus; er sagte, daß er alles besitze, was er brauche, und daß er wisse, wohin er sich zu wenden habe. Sie schien entzückt darüber und, als wolle sie sich selbst über sein Schicksal Gewißheit schaffen, wiederholte sie mehrmals:

„Ach! gut, dann brauchen Sie nur zu warten, bis es Tag ist.“

Eine große Glocke begann plötzlich an der Ecke des Frucht pavillons, fast über Florents Haupte, zu tönen; diese langsamen regelmäßigen Schläge schienen allmählich Leben in die Verkaufsstände zu bringen. Noch immer kamen Wagen an; die Rufe der Kutscher, das Peitschenknallen wurden lebhafter und das Pflaster erdröhnte unter den Eisenreifen der Wagenräder und den Hufen der Pferde; die Wagen konnten nur noch ruckweise vorwärts und bildeten in dem dichten Morgennebel eine unabsehbare Reihe, aus welcher ein verworrenes Getöse emporstieg. Längs der ganzen Rue du Pont-Neuf wurde abgeladen, die Waren häuften sich an den Kinnsteinen entlang und die Pferde standen regungslos dicht nebeneinander wie auf einem Jahrmarkte. Florent interessierte sich besonders an einem enormen, mit prächtigem Kohl beladenen Wagen, welchen man nur mit großer Mühe bis ans Trottoir hatte zurückschieben können; die Ladung überragte sogar noch eine hohe Gaslaterne, bei deren Schein man deutlich die über einander gehäuften großen Blätter erkennen konnte. Ein kleines Bauernmädchen von etwa sechzehn Jahren, bekleidet mit einer kurzen Jacke und einem blauen Leinwandhäubchen, stand oben auf der Ladung, bis an den Hals im Kohl verborgen, und warf die einzelnen Bündel herab, wo sie von einer Person aufgefangen wurden, welche man wegen der herrschenden Dunkelheit nicht erkennen konnte. Zuweilen verschwand die Kleine vollständig unter einer herabrollenden

Blättermasse, um im nächsten Augenblicke wieder lachend aufzutauchen und ihre Kohlköpfe herabzuwerfen, welche zwischen der Gaslaterne und Florent verschwanden. Dieser zählte sie mechanisch; als aber die Ladung geleert war, langweilte es ihn wieder.

Auf dem Verkaufsplatze dehnten sich jetzt die Waarenhaufen bis an die Chaussee aus. Zwischen jedem Haufen stellten die Händler einen schmalen Gang her, damit die Leute sich bequem bewegen könnten. Das ganze breite Trottoir war von einem Ende zum andern mit den düstern Gemüsehäufen bedeckt. Bei dem gelben flackernden Laternenscheine sah man noch nichts weiter als den fleischfarbenen Schimmer eines Bündels Artischofen, das zarte Grün des Salates, das Korallenrot der Möhren, die zarte Elfenbeinfarbe der Rüben, und dieses Farbungemisch glitt über die einzelnen Haufen dahin, bald lebhafter, bald düsterer, je nachdem der Schein des Gaslichtes darauf fiel oder nicht. Unterdeß hatte sich auch das Trottoir bevölkert; eine Menge Leute gingen zwischen den Waaren umher, bald blieben sie stehen, bald schwitzten sie, bald riefen sie einander zu. In einiger Entfernung hörte man eine laute Stimme rufen: „Sichorien! Sichorien!“ Soeben hatte man auch die Bitterthüren des Gemüsepavillons geöffnet; die Höckerinnen dieses Pavillons, in ihren weißen Hauben, ein Halstuch über ihren schwarzen Karako geknüpft und die Röcke mit Stecknadeln emporgeschürzt, um sie nicht zu beschmutzen, besorgten sich ihre Vorräte für den kommenden Tag und luden die eingekauften Waaren in die am Boden stehenden großen Tragkörbe. Von dem Pavillon nach der Straße sah man die Tragkörbe mitten unter der dichtgedrängten lebhaft schwappenden Menge sich rasch hin- und herbewegen. Besonders staunte Florent über die Ruhe der Gemüsehändlerinnen mit ihren Kopftüchern und ihrem fahlen Teint, während die Hallen wie von einem aufgeregten Bienenschwarme erschollen.

Hinter ihm, in der Rue Rambuteau, verkaufte man Früchte. Lange Reihen niedriger Körbe, mit Leinwand oder Stroh bedeckt, dehnten sich daselbst aus, und ein Duft nach überreifen Pflaumen strömte empor. Da bewog ihn

eine sanfte Stimme, welche er schon längere Zeit vernahm, sich umzudrehen. Er erblickte ein reizendes brünettes Weibchen am Boden sitzend und um verschiedene Waaren feilschend.

„Nun, Marcel, verkaufst Du für hundert Sous?“

Der Angeredete, in seinen Mantel gehüllt, gab keine Antwort, und nach längerem Schweigen fuhr die junge Frau fort:

„Also, Marcel, hundert Sous dieser Korb und vier Frank der andre, dann würdest Du neun Frank bekommen?“

Abermals trat Schweigen ein.

„Nun, was verlangst Du denn?“

„Zehn Franken, Du weißt es recht wohl, ich habe Dir schon lange gesagt . . . Was machst Du denn mit Deinem Julius, Sarriette?“

Die junge Frau zog lachend eine Hand voll Geld hervor.

„Ach!“ entgegnete sie, „Zules hält sein Morgenschläfchen . . . Er behauptet, die Männer seien nicht zum Arbeiten geschaffen.“

Sie bezahlte und trug die beiden Körbe in den Frucht-pavillon, welchen man soeben geöffnet hatte. In den Hallen herrschte trotz der zahllosen Gasflammen ein flüchtiges Halbdunkel; auf den großen überdachten Gängen strömten die Leute ab und zu, während in den Pavillons träges Schweigen herrschte, obwohl auf den umliegenden Trottoirs das Summen der Mengen stündlich wuchs. In der Nähe von Saint-Eustache öffneten die Bäcker und die Weinwirte ihre Läden, und diese erschienen in der Finsternis entlang der grauen Häuserreihen im Lichte ihrer Gasflammen wie flammende Höhlen. Florent richtete seine Blicke nach einer Bäckerei auf der linken Seite der Rue Montorgueil, und es war ihm, als empfinde er den ihm so wohlthuenden Geruch nach neubadenem Brot. Es war halb fünf Uhr.

Mittlerweile war Frau François ihre Waare losgeworden. Es blieben ihr nur noch einige Bündel Möhren, als Lacaille mit seinem Sack wieder erschien.

„Nun, gehts für einen Sou?“ frug er.

„Dachte ich mirs doch gleich, daß Sie wiederkommen würden,“ antwortete mit der größten Ruhe die Gemüse-

Händlerin. „Nun, so kaufen Sie doch meinen Rest! Es sind noch siebzehn Bündel.“

„Das macht also siebzehn Sous.“

„Nein vierunddreißig.“

Lacaille bezahlte und ging.

„Sehen Sie, er suchte mich wieder auf,“ wandte sich Frau François an ihren Schützling. „Dieser alte Kerl schachert auf dem ganzen Markt herum; manchmal wartet er bis zum letzten Glockenschlage, um für vier Sous Waare zu kaufen . . . Ach! dieser Pariser! hier zanken sie sich für zwei Heller umher, und in der Weinkneipe kanns ihnen nicht genug kosten.“

Wenn Frau François von Paris sprach, so pflegte sie stets etwas ironisch und verächtlich auszufallen; sie behandelte es als eine für sie ganz fern gelegene, völlig lächerliche und verachtenswerte Stadt, in welche sie nur des Nachts ihren Fuß setzte.

„Jetzt kann ich gehen,“ erwiderte sie, sich wieder neben Florent auf das Gemüse einer Nachbarin setzend.

Florent neigte bestürzt den Kopf; er hatte soeben einen Diebstahl begangen. Als Lacaille weggegangen war, hatte er am Boden eine Möhre bemerkt; rasch hatte er dieselbe aufgehoben und hielt sie jetzt fest in der rechten Hand, während der Duft der Petersilie und des Sellerie ihm fast die Kehle zuschnürte.

„Ich werde jetzt gehen,“ wiederholte Frau François.

Sie interessierte sich für diesen Unbekannten und fühlte wohl, daß er hier auf dem Trottoir litt, von dem er sich bis jetzt noch nicht gerührt hatte. Abermals bot sie ihm ihre Dienste an, allein mit noch mehr Stolz weigerte er sich. Er stand sogar auf, um zu zeigen, daß er ganz munter sei, und während sie sich umdrehte, schob er schnell die Möhre in den Mund. Aber trotz seines schrecklichen Hungers mußte er dieselbe einige Augenblicke im Munde behalten, da jene ihm wieder ins Gesicht schaute und mit der Neugier einer edlen Frau nach verschiedenen Dingen frug. Um nicht sprechen zu müssen, antwortete er durch eine leise Kopfbewegung. Dabei verzehrte er langsam und unmerklich die Möhre.

Die Gemüsehändlerin rüstete sich allen Ernstes zum Weggehen, als sich plötzlich dicht neben ihr eine laute Stimme vernehmen ließ:

„Guten Tag, Frau François.“

Es war ein großer magerer Bursche mit einem breiten Gesicht, einer feinen Nase und kleinen leuchtenden Augen. Er trug einen schwarzen Filzhut und einen weiten Paletot, der ehemals anscheinend hellbraun gewesen war, den aber der Regen entfärbt und mit breiten, gräulichen Streifen gezeichnet hatte. Etwas gekrümmt, von einem ängstlichen nervösen Zittern durchbebt, welches ihm eigentümlich zu sein schien, stand er in seinen großen Schnürschuhen da, und seine etwas zu kurze Hose zeigte seine blauen Strümpfe.

„Guten Tag, Herr Claude,“ antwortete die Gemüsehändlerin heiter. „Wissen Sie, ich habe am Montag auf Sie gewartet, und da Sie nicht gekommen sind, habe ich Ihre Leinwand aufbewahrt; ich habe sie in meinem Zimmer an einen Nagel gehängt.“

„Sie sind zu gütig, Frau François, ich werde meine Studien in den nächsten Tagen vollenden. . . Am Montag konnte ich nicht . . . Hat Ihr großer Pflaumenbaum noch alle Blätter?“

„Gewiß.“

„Sehen Sie, dann werde ich ihn in einer Ecke des Gemäldes anbringen. Er wird sich links an dem Hühnerhause sehr gut ausnehmen. Ich habe schon die ganze Woche darüber nachgedacht . . . Ach! das reizende Gemüse heute früh. Ich bin sehr zeitig aufgestanden, da ich vermutete, über diesem elenden Kohl werde es einen prächtigen Sonnenaufgang geben.“

Er deutete mit der Hand über den Verkaufszplatz, und die Gemüsehändlerin bemerkte:

„Nun, ich gehe. Leben Sie wohl . . . Auf baldiges Wiedersehen, Herr Claude!“

Ehe sie ging, stellte sie dem jungen Manne noch Florent vor mit den Worten:

„Sehen Sie, dieser Herr kommt aus weiter Ferne, wie es scheint. Er findet sich nicht mehr in diesem Lumpenparis zurecht. Sie könnten ihm vielleicht ein wenig behülflich sein!“

Endlich ging sie fort, glücklich darüber, die beiden jungen Männer zusammen zu lassen. Claude blickte Florent mit Interesse an; dieses schmale feine Gesicht erschien ihm sonderbar. Die Vorstellung seitens der Frau François genügte, und mit der Vertraulichkeit eines an alle zufälligen Begegnungen gewöhnten Müßiggängers sagte er ihm in ruhigem Tone:

„Ich werde Sie begleiten. Wo gehen Sie hin?“

Florent ward bestürzt. Er vertraute sich zwar einem andern sehr ungern an; aber seit seiner Ankunft schon hatte er eine Frage auf den Lippen, die er denn jetzt ängstlich zu äußern wagte:

„Giebt es denn noch eine Rue Pirouette?“

„Allerdings,“ sagte der Maler. „Diese Straße bildet ein höchst merkwürdiges Fleckchen des alten Paris! Sie windet sich wie eine Schlange, und ihre Häuser zeigen Buckeln als ob sie schwanger wären. . . Ich habe davon eine ganz leidliche Zeichnung entworfen. Wenn Sie einmal zu mir kommen, will ich Ihnen dieselbe zeigen. . . Dorthin also wollen Sie gehen?“

Florent, erleichtert und erfreut durch die Nachricht, daß die Rue Pirouette noch existiere, schwur, daß dies nicht der Fall sei, und versicherte, er habe gar kein Ziel, wohin er zu gehen beabsichtige. Vor diesem Drängen Claudes erwachte sein ganzes Mißtrauen wieder.

„Das ist ganz gleich,“ sagte dieser, „wir wollen dennoch nach der Rue Pirouette gehen, die Nacht ist so herrlich! . . . Kommen Sie nur, es ist ganz in der Nähe.“

Er mußte ihm folgen und so gingen sie gleich zwei Kameraden nebeneinander, behutsam über die Körbe und das Gemüse hinwegsteigend. In der Rue Rambuteau lagen riesige Berge von Blumenkohl, mit einer erstaunlichen Regelmäßigkeit gleich Kanonenkugeln aufgeschichtet. Die weiße zarte Fleischfarbe des Kohls trat wie riesige Rosenblüten inmitten der großen grünen Blätter hervor, und die einzelnen Haufen ähnelten gewaltigen Hochzeitsbouquets auf kolossalen Blumentischen. Claude war stehen geblieben und konnte sich vor Bewunderung gar nicht beruhigen.

Darauf deutete er geradeüber nach der Rue Pirouette und beschrieb jedes einzelne Haus. Eine einzige Gaslaterne brannte in einer Ecke. Die dicht neben einander stehenden Häuser streckten ihre Wetterdächer vor „gleich den Bäuchen schwangerer Weiber,“ wie sich der Maler auszudrücken pflegte, während ihre Giebel nach hinten sich neigten, als wollte sich ein Haus auf das andere stützen. Drei oder vier hingegen machten den Eindruck, als müßten sie jeden Augenblick vornüber auf die Nase fallen. Jene einsame Gaslaterne warf ihren Schein auf eines derselben, welches frisch getüncht war und aussah wie eine alte ausgetrocknete Frau, die durch Puder und allerhand Malereien sich ein jugendliches Aussehen zu geben versucht. Darauf verschwand die bucklige Reihe der andern im Schatten; vom Regen fleckig geworden und mit Flechten überwuchert, boten diese ein solches Gewirr von Farben und Stellungen, daß Claude sich das Lachen nicht erwehren konnte. Florent war an der Ecke der Rue de Mondétour stehen geblieben, gegenüber dem vorletzten Hause zur Linken. Die Ruhe des Morgenschlammers lag noch über den drei Stockwerken mit ihren zwei Fenstern ohne Läden und ihren kleinen, weißen, die Scheiben sorgsam verdeckenden Vorhängen; ganz oben hinter den Vorhängen des engen Giebelfensters sah man ein Licht sich hin- und herbewegen. Aber besonders schien der Laden unter dem Wetterdache ihn außerordentlich zu erregen. Derselbe wurde eben geöffnet und schien einem Kräuterhändler zu gehören; im Hintergrunde leuchteten die Abdampfkessel, im Schaufenster standen Pasteten von Spinat und Sichorien in Schüsseln und dahinter kleine Schaufeln, deren Blechgriff man nur sehen konnte. Dieser Anblick weckte Florents Erstaunen; er schien den Laden nicht wieder zu erkennen und las verblüfft auf einem roten Schilde den Namen Godeboeuf. Nachlässig stand er da und prüfte mit seinen Blicken die Spinatpasteten, während aus seinen Mienen die Verzweiflung eines Mannes sprach, welchen irgend ein gewaltiges Unglück trifft.

Unterdessen hatte sich das Giebelfenster geöffnet, ein kleines altes Mütterchen schaute heraus und blickte zuerst nach dem Himmel, alsdann nach den ferngelegenen Hallen.

„Ah! Fräulein. Saget ist ja sehr früh auf,“ sagte Claude emporblickend.

Zu seinem Begleiter gewandt, setzte er hinzu:

„In diesem Hause hat eine Tante von mir gewohnt. Das ist eine reine Klatschbude. . . Ah! Mèhubins sind auch munter, denn im zweiten Stock ist Licht.“

Florent war schon im Begriff ihn auszufragen, allein diese Gestalt in dem weiten verschossenen Ueberrock machte ihn ängstlich, und so folgte er dem Maler, ohne ein Wort zu sprechen, während dieser mit ihm von Mèhubins sprach. Es war dies eine Fischerfamilie; die ältere Tochter, bemerkte er, sei ein prächtiges Mädchen, und die jüngere, welche Süßwasserfische verkaufte, ähnelte einer Jungfrau von Murillo, ihr blondes Haar mache einen bezaubernden Eindruck, wenn sie auf dem Markte inmitten der Karpfen und Male sitze. Schließlich erklärte er ärgerlich, Murillo male wie ein Hanswurst. Plötzlich blieb er mitten auf der Straße stehen und rief:

„Nun, wohin wollen Sie denn eigentlich?“

„Ich will jetzt nirgends hin,“ sagte Florent bestürzt.

„Ich richte mich ganz nach Ihnen.“

Als sie an die Ecke der Rue Pirouette kamen, rief aus einer Weinkneipe eine Stimme dem Claude zu. Dieser trat ein und zog Florent mit sich. Die Läden waren nur auf der einen Seite emporgezogen und die Gasflammen brannten noch; hier lag noch ein Wischtuch, dort auf dem Tische noch die Spielkarten vom Abend vorher, und der durch die offene Thür hereindringende Luftzug mischte seinen frischen Hauch in die laue, von Weindünsten schwangere Atmosphäre. Herr Lebigre, der Wirt, bediente seine Kunden, bekleidet mit einer Aermelweste, während sein Vollbart noch ganz zerzaust und sein großes regelmäßiges Gesicht von Müdigkeit noch ganz bleich war. Vor der Ladentafel standen verschiedene Gruppen von Männern schläfrig umher, um sich in Wein und Schnaps munter zu trinken. Florent erkannte unter ihnen jenen Lacaille wieder, dessen Sack gegenwärtig von Gemüse strotzte. Er hatte gerade zum dritten Male mit einem Kameraden einschenken lassen, welcher weitschweifig erzählte, wie er einen Korb

mit Kartoffeln gekauft habe. Als er sein Glas geleert hatte, unterhielt er sich hinten im Laden in einem kleinen Glaskabinet, wo kein Gas brannte.

„Was wollen Sie trinken?“ frug Claude Florent.

Beim Eintreten hatte er dem Manne, welcher ihn hineinrief, die Hand gedrückt. Es war dies ein starker schöner Bursche von höchstens zweiundzwanzig Jahren; sein Gesicht zierte ein kleiner Schnurrbart, seine Miene war heiter, und er trug außer einem großen Hute noch ein buntes Wams, dessen Riemen seine blaue Jacke zusammenhielten. Claude nannte ihn Alexander, klopfte ihm auf die Schulter und frug, wann sie nach Charentonneau gehen würden. Darauf sprachen sie von einer längeren Bootpartie, welche sie zusammen auf der Marne gemacht hatten. Am Abend hatten sie dann ein Kaninchen verspeist.

„Nun, was trinken Sie?“ wiederholte Claude.

Florent blickte bestürzt nach der Ladentafel, an deren Ende mehrere Punschkeffel mit kupfernen Reisen über einer Reihe kleiner Gasflammen standen. Endlich gestand er, daß er gern etwas Warmes genießen möchte. Herr Lebigre schenkte deshalb drei Gläser Punsch ein. Ueber den Punschkeffeln stand ein Korb mit noch ganz warmen Weißbrötchen; allein da die übrigen nichts davon nahmen, trank auch Florent sein Glas Punsch allein, und es kam ihm dabei vor, als fließe geschmolzenes Blei in seinen Magen hinab. Schließlich bezahlte Alexander.

„Ein guter Kerl ist doch Alexander,“ sagte Claude, als beide wieder sich auf dem Trottoir der Rue Rambuteau befanden. „Bei Landpartien ist er einer der lustigsten; kurz, es ist ein prächtiger Bursche; ich habe ihn schon nackt gesehen, und wenn er mir einmal unter freiem Himmel Alt stehen wollte . . . Doch jetzt, wenn es Ihnen beliebt, wollen wir einmal einen Spaziergang durch die Hallen machen.“

Florent folgte ihm, sich ganz seiner Führung überlassend. Am Ende der Rue Rambuteau verkündete ein heller Schein den Anbruch des Tages; das Leben in den Hallen nahm mit jedem Augenblicke zu, und nur zuweilen unterbrachen schrille Glockentöne an dem oder jenem fernen

Pavillon das anwachsende Getöse. Sie traten in einen der überdachten Gänge, zwischen dem Fischpavillon und dem Geflügelpavillon, ein. Florent betrachtete das hohe Gewölbe, dessen Holzverkleidungen zwischen den schwarzen Spitzen des gußeisernen Balkenwerks hervorleuchteten. Als er in den großen Mittelgang einbog, kam es ihm vor, als befände er sich in einer fremden Stadt mit ihren verschiedenen Vierteln, ihren Vorstädten, Villen, Promenaden und Straßen, ihren Plätzen und Rotunden: alles dies durch die Laune irgend eines riesenhaften Wesens plötzlich mit einem mächtigen Dache überbaut. Der unter dem Dachwerke lagernde Schatten ließ den Pfeilerwald in tausendfacher Vielheit erscheinen, erweiterte die zarten Vorsprünge ins Unendliche, ebenso die Galerien und die durchsichtigen Läden; über diese Stadt bis hinauf in jene Schattenregionen wucherten gleich einer üppigen Vegetation die Metallverzierungen, deren Aeste in buntem Durcheinander emporstrebten, deren Zweige sich wanden und anketteten, eine Welt von Menschen mit dem flüchtigen leichten Blattwerk eines Jahrhunderts alten Hochwaldes überdeckend. Verschiedene Viertel lagen noch hinter ihren verschlossenen Gitterthoren in tiefem Schlummer. Der Butter- und des Geflügelpavillon zeigten ihre kleinen vergitterten Verkaufsstände hinter den einsamen Gänge im Scheine der zahlreichen Gasflammen. Der Seefischpavillon war soeben geöffnet worden, und man sah zahlreiche Frauen über die weißgeschuerten, nur hier oder da von dem Schatten der Körbe verdunkelten Steinfliesen dahingleiten. Auch in den Abteilungen für das grobe Gemüse, die Blumen und Früchte nahm der Lärm zu. Allmählich erwachte die ganze Stadt, von dem Arbeiterviertel an, wo das grüne Gemüse bereits von vier Uhr Morgens an aufgeschichtet liegt, bis zu dem faulen reichen Viertel, welches seine leckeren Hühnchen und Fasanen nie vor acht Uhr früh auszuhängen pflegt.

Aber in den großen bedeckten Straßen herrschte reges Leben. Entlang der Trottoirs zu beiden Seiten standen noch Gemüsehändler, meist kleine Landwirte aus der Umgegend von Paris, welche in Körben ihre am Abend

vorher geernteten Gemüsesorten oder Früchte feilboten. Mitten in dem unaufhörlichen Hin- und Herwogen der Menge sah man unter den Gewölben langsam die Wagen hereinfahren. Zwei derselben standen quer über die Straße und hemmten den Verkehr, so daß Florent, um vorbei zu können, sich an einem der grauen Säcke stützen mußte, unter deren riesiger Last sich die Achsen bogen; die sämtlich feuchten Säcke verbreiteten einen lebhaften Geruch von Seealgen, und einer von ihnen, welcher geplatzt war, ließ ein schwärzliches Gewirr grober Miesmuscheln durchblicken. Kaum waren sie jetzt einige Schritte vorwärts gekommen, so mußten sie schon wieder stehen bleiben. Es kamen jetzt die Seefische an; ein Kollwagen folgte dem andern, sämtlich mit hohen Holzkasten beladen, welche mit Körben angefüllt waren, mit Körben, die täglich zur Eisenbahn vom Dzean kommen. Um sich aus dieser Wagenmenge zu retten, deren Drängen immer besorgnisserregender wurde, zogen sie sich zwischen die mit Butter, Eiern und Käse beladenen Karren zurück, große braune vierspännige Gefährte mit bunten Laternen; Packträger luden die Eierkisten, die Käse- und Butterkörbe ab und trugen dieselben in den Verkaufspavillon, wo beim Scheine der Gaslaternen Beamte standen und die Waaren in ihren Notizbüchern aufzeichneten. Claude war entzückt über diesen Tumult; bald blieb er sinnend vor einem Lichteffecte, bald vor einer Gruppe Arbeiter stehen, bald schaute er aufmerksam dem Abladen eines Wagens zu. Endlich waren sie glücklich dem Gewühle entronnen. Während sie noch immer den Hauptgang entlang schritten, stieg plötzlich rings um sie her ein lebhafter Geruch empor, der ihnen zu folgen schien: sie befanden sich mitten unter den Blumenständen. Links und rechts saßen Frauen, welche viereckige Körbe vor sich hatten, gefüllt mit Rosensträußchen, Veilchen, Georginen und Maßliebchen. Die Sträußchen erschienen bald düster wie Blutsflecken, bald zeigten sie einen sanften blassen Ton untermischt mit Silbergrau. Eine neben einem Korbe brennende Kerze verbreitete inmitten der ringsum herrschenden Dunkelheit einen lebhaften Farbenton und in ihrem Lichte erglänzten die lebhaft bunt gefleckten Maßliebchen,

die blutroten Georginen, die blauen Veilchen und die üppigen Rosen. Nichts war zarter und paßte mehr zu dieser Jahreszeit, als dieser zarte Duft, welcher hier dem Wanderer entgegenströmte, nachdem man den scharfen Dünsten der Seefische und dem Pestilenzhauche der Butter- und Käsmassen entronnen war.

Langsam setzten Claude und Florent mitten unter den Blumen ihren Weg fort; sie blieben neugierig bei den Frauen stehen, welche Bündel von Farrenkraut und Weinblättern verkauften. Hierauf wandten sie sich in einen kurzen verdeckten Gang, in welchem so wenig Verkehr herrschte, daß ihre Schritte daselbst wie unter dem Gewölbe einer Kirche ertönten.

Sie erblickten hier vor einem Wagen, der nicht größer war als ein Handkarren, einen ganz kleinen Esel, der sich ohne Zweifel langweilte und bei ihrem Anblicke zu schreien begann und dies so laut, daß die geräumigen Dächer der Hallen davon erzitterten. Gleichsam als Antwort hallte aus der Ferne das Wiehern der Pferde, deren Hufstampfen ein dumpfes weithinrollendes Echo weckte. Ihnen gegenüber, in der Rue Berger indessen zeigten die kahlen weitoffenen Läden der Kommissionäre unter dem lebhaftesten Gaslichte zwischen ihren schmutzigen, mit Bleistiftschmierereien bedeckten Wänden eine Anzahl von Körben und Früchten. Hier bemerkten sie auch eine feingekleidete Dame behaglich in einem Fiaker sitzend, der mitten auf der düstern Chaussee fast unhörbar dahinrollte.

„Aha, Aschenbrödel fährt ohne Pantoffel heim,“ sagte Claude lächelnd.

Mit einander plaudernd, kehrten sie jetzt unter die Hallen zurück; Claude, beide Hände in den Hosentaschen, pfiß ein Liedchen vor sich hin und sprach von seiner großen Vorliebe für diese Menge von Nahrungsmitteln, welche sich jeden Morgen mitten in Paris anhäuften. Ganze Nächte streifte er auf dem Verkaufsplatze umher, seine Phantasie schwärmte von riesigen toten Naturen und von außerordentlichen Gemälden. Er habe, meinte er, sogar eins angefangen und dazu seinen Freund Marjolin und die nichtsnutzige Cadine Modell stehen lassen; allein dieses ver-

teufelte Gemüse, die Früchte, die Fische und das Fleisch seien doch gar zu schön! Florent hörte voller Spannung diesen Künstlerenthusiasmus an, und es war klar, daß Claude in diesem Augenblicke nicht einmal daran dachte, daß alle jene schönen Dinge gegessen werden. Er liebte sie nur ihrer Farbe wegen. Plötzlich schwieg er, schloß mit einer ihm eigentümlichen Bewegung den langen roten Gürtel, welchen er unter seinem grünlichem Paletot trug, und versetzte mit schlauer Miene:

„Sodann pflege ich auch hier zu frühstücken, wenigstens mit den Augen, und das ist immer noch besser, als gar nichts zu genießen. Wenn ich bisweilen abends zu essen vergesse, verderbe ich mir den nächsten Morgen den Magen lediglich damit, daß ich allerhand solche herrliche Sachen ankommen sehe. An diesem Tage empfinde ich eine noch viel größere Zärtlichkeit für mein Gemüse . . . Nein, aber sehen Sie, es ist doch empörend und ungerecht, daß die Bürgerschurken alles dies verzehren!“

Alsdann erzählte er von einem Souper, welches ein Freund für ihn an einem festlichem Tage bei Baratte bezahlt hatte; sie hatten dabei Austern, Fische und Wildbraten verzehrt. Aber Baratte war vergessen, all' das lustige Treiben des ehemaligen Innocenzenmarktes verschwunden; man hatte jetzt die Hallen, diesen Eisenkoloß, diese neue so originelle Stadt erreicht. Florent wußte gar nicht mehr, ob jener die romantische Seite oder die Leckerbissen bei Baratte verwünschte. Claude schimpfte auf die Romantik; er zog seine Kohlhaufen dem Plunder des Mittelalters vor und schließlich kam er dahin, seine Zeichnung der Rue Pirouette als ein verachtenswertes Werk seinerseits hinzustellen. Man müsse, bemerkte er, die alten Buben niederreißen und alles modern machen.

„Schauen Sie,“ sagte er und blieb stehen, „schauen Sie einmal nach jener Trottoirdecke. Ist das nicht ein vollendetes Bild; ist das nicht viel menschenwürdiger als alle jene schwindsüchtigen Gemälde?“

Entlang der bedeckten Straße sah man jetzt zahlreiche Frauen Kaffee und Suppe verkaufen. An jener Trottoirdecke hatte sich eben ein großer Kreis von Käufern um eine

Frau gebildet, welche Kohlsuppe verkaufte. Der mit Bouillon gefüllte verzinnte Blecheimer dampfte auf der kleinen niedrigen Wärmfanne, deren Löcher den bleichen Schimmer der glühenden Kohlen durchscheinen ließen. Die Frau schöpfte mit einem Kochlöffel die Suppe in gelbe Tassen und reichte dazu aus einem mit Leinwand garnierten Korbe dünne Brotschnitte. Man erblickte hier bunt durcheinander sehr sauber gekleidete Händlerinnen, Gemüseverkäufer in ihren Blousen, schmutzige Lastträger, deren Rock von den zahlreichen Ballen, die bereits auf ihren Schultern geruht, fett glänzend geworden war, arme Teufel in zerlumpter Kleidung, kurz alle hungrigen Seelen der Hallen schlürften hier den heißen Trank, bei jedem Zuge das Kinn ein wenig zurückbiegend, um sich mit dem Barte des Löffels nicht zu beschmutzen. Entzückt zwinkerte der Maler mit den Augen und suchte den günstigsten Gesichtspunkt zu entdecken, um dies Bild möglichst effektiv zu genießen. Allein diese verwünschte Kohlsuppe hatte einen abscheulichen Geruch, und Florent, durch die vollen Tassen unliebsam berührt, welche die Leute schweigend und mit mißtrauischen Seitenblicken leerten, wandte sich ab. Als hierauf die Frau einen neu Hinzugekommenen bediente, wurde selbst Claude durch den ihm gerade ins Gesicht wehenden Dampf eines Löffels voll Suppe gerührt.

Halb lächelnd, halb ärgerlich schnallte er seinen Gürtel fester, und beim Weitergehen spielte er auf das ihm von Alexander spendierte Glas Punsch an, indem er mit etwas leiser Stimme zu Florent sagte:

„Es ist doch sonderbar, ist es Ihnen denn nicht aufgefallen? . . . Stets findet man jemanden, der einem etwas zu trinken spendiert, allein einem etwas Festes für den Magen zu schenken, dazu findet sich keiner.“

Unterdessen brach der Tag an. Am Ende der Rue de la Coiffonnerie erblickte man die noch mit einem dichten Nebelschleier verhüllten Häuser des Boulevard Sebastopol, und über die gleichförmig vorlaufende Giebelreihe hob sich das hohe Gewölbe der Hallen von dem mattblauen Himmel wie ein leuchtender Halbmond ab. Claude blickte jetzt empor in die Luft, empor zwischen den hohen Pfeilern und

ließ seine Augen auf den im bläulichen Schimmer nach dem hellen Himmel emporstrebenden Dächern ruhen. Schließlich schaute er noch lange nach einer der dünnen Eisenleitern, welche die zwei übereinander gelegenen Dächer verbinden und den Uebergang von einem zum andern gestatten. Florent frug ihn, was er da oben suche.

„Wirklich, dieser verwünschte Marjolin!“ sagte der Maler, ohne weiter auf die Frage zu antworten. „Sicherlich steckt er wieder in irgend einer Dachrinne, vorausgesetzt daß er die Nacht nicht unter den Vögeln in dem Geflügelkeller zugebracht hat . . . Ich brauche ihn für eine Studie.“

Sodann erzählte er, daß sein Freund Marjolin eines Morgens von einer Höckerin in einem Haufen Kohl gefunden worden sei. Als man ihn in die Schule schicken wollte, wurde er krank, so daß man sich genötigt sah, ihn wieder nach den Hallen zu führen. Er empfand für dieselben eine wahrhaft kindliche Anhänglichkeit, jeder Winkel war ihm bekannt und inmitten dieses Waldes von Eisenwerk lebte er wie ein flinkes Eichhörnchen. Es war ein nettes Pärchen, er und die lieberliche Cadine, welche die Mutter Chantemesse eines Abends an der Ecke des ehemaligen Innocenzenmarktes an der Straße aufgesehen hatte. Es war ein prächtiger großer Bursche, goldhaarig wie ein Rubens, im Gesichte sproßte ein rötlicher Milchbart; sie hingegen, klein und schwächlich, zeigte ein drolliges Gesichtchen unter dem rabenschwarzen Lockenhaar.

Während Claude hiervon plauderte, beeilte er seine Schritte und führten seine Begleiter in die Nähe von Saint-Eustache. Hier sank dieser unweit des Omnibusbureaus erschöpft auf eine Bank nieder. Die Luft wurde kühler, und am Ende der Rue Rambuteau begrenzte ein rosafarbener Schimmer den milchfarbenen Himmel, welchen höher hinauf große zerrissene graue Wolken bedeckten. Diese Morgenröte weckte einen so balsamischen Duft, daß Florent einen Augenblick lang glaubte, sich auf dem Lande auf irgend einem Hügel zu befinden. Da aber zeigte ihm Claude auf der andern Seite den Gewürzmarkt. Der ganze, bloß mit Kalbaunenverkäufern besetzte Platz schien

wie überfüet mit Thymian, Lavendel, Knoblauch und Schalotten, und die Händlerinnen hatten um die jungen am Rande des Trottoirs stehenden Platanen große Lorbeerzweige gewunden, welche wie gähnende Trophäen erschienen und deren Geruch sich am meisten bemerklich machte.

Das erleuchtete Zifferblatt von Saint-Eustache erschien immer bleicher, als ob es von dem hereinbrechenden Morgen überrascht werde. Bei den Weinverkäufern in den benachbarten Straßen erlosch eine Gasflamme nach der andern wie Sterne, welche vor dem Tageslichte verschwinden. Florent sah die großen Hallen allmählich aus dem Schatten emportauchen, hervor zur Wirklichkeit aus dem Traumbilde, in welchem sie ihm so unendlich lang erschienen waren. In ihrer graugrünen Farbe gestalteten sie sich noch riesenhafter mit dem zauberhaften Säulenwerk, welches die endlos scheinenden Dachflächen trug; ihre regelmäßigen Massen prägten sich immer deutlicher aus, und als alle Lichter im Innern ausgelöscht waren, standen sie da wie eine gewaltige moderne Maschine, wie eine Dampfmaschine, deren Kessel die Verdauung einer ganzen Bevölkerung besorgt, wie ein riesenmäßiger Bauch, aus Holz, Glas und Eisen hergestellt, zugleich elegant und gewaltig wirkend wie ein mechanisches Getriebe, welches unter betäubendem Rädergeräusch seine Thätigkeit entfaltet.

Claude war vor lauter Enthusiasmus auf die Bank gestiegen und suchte seinen Begleiter mit aller Gewalt für den Sonnenaufgang zu begeistern, der seinen Schein auf die fast unübersehbaren Gemüsemengen warf. Diese breiteten sich einer Meeresfläche gleich von Saint-Eustache bis nach der Rue des Halles aus, gerade zwischen den beiden Pavillongruppen, und an den beiden Straßenecken bedeckten die Gemüsehaufen sogar das Pflaster. Langsam brach der Tag an und hüllte alles in einen mattgrauen wässrigen Schimmer. Diese wie zusammengepreßte Wogen sich drängenden Haufen, dieser grüne Stern, welcher sich in den Sand der Chaussee zu ergießen schien, ähnlich dem flutenden Herbstregen: alles erschien bald in wildem Schatten, bald in zartem Violett, bald in blasser Rosenfarbe, und je lebhafter die Morgenröte ihre flammenden Strahlen über die

Rue Rambuteau ergoß, desto deutlicher traten die Gemüseberge aus den am Boden lagernden blaugrauen Dunstmassen hervor. Salat, Krauskohl, Endividen und Eichorien, üppig entfaltet und von Gartenerde noch ganz beschmutzt, zeigten ihre schwellende Fülle; die Pakete von Spinat und Sauerampfer, die Artischofenbündel, die Haufen von Bohnen und Erbsen, die mit Stroh zusammengebundenen Stauden römischen Salats zeigten das Grün aller Nüancen bis hinab zu den mattgefleckten Sellerieknollen und den Lauchbündeln. An der Ecke der Rue des Halles lag der Kohl zu wahren Bergen aufgeschichtet; die riesenhaften Weißkohlköpfe, zusammengedrängt und hart wie Kanonenkugeln; der Savoyerkohl, dessen große Blätter bronzenen Becken nicht unähnlich sahen; endlich der Rotkohl, welchen die Morgenröte in prächtigem Farbenglanz erscheinen ließ. Am andern Ende, in der Nähe von Saint-Eustache, war der Eingang in die Rue Rambuteau durch eine zweireihige Barrikade von Kürbissen versperrt, bald hier bald da strahlte der goldige Schimmer eines Korbes Zwiebeln, das blutige Rot eines Haufens Paradiesäpfel, das matte Gelb der Gurken, das dunkle Violett einer Eieräpfeltraube; während dickbauchige, schwarze Rettiche mit ihren Trauerfarben die einzigen düsteren Stellen inmitten der heiteren Farbenpracht bildeten.

Claude klatschte diesem Schauspiel Beifall und fand dieses „lumpige Gemüse“ entzückend; er behauptete, dasselbe sei nicht tot, weil man es am Abend vorher dem Boden entrissen habe, sondern es warte nur auf den Sonnenschein des nächsten Tages, um ihm auf dem Pflaster der Hallen Lebwohl zu sagen. Er sehe, erklärte er, die Pflanzen leben und ihre Blätter entfalten, als ob sie noch ruhig in der saftigen düngerschweren Gartenerde vegetierten; er höre gleichsam hier das Todesröcheln aller Gemüsegärten der Umgegend. Unterdessen hatte sich ein dichtes Volksgedränge entwickelt und man sah auf den engen Pfaden zwischen den einzelnen Gemüsehaufen ein buntes Gewühl von weißen Hauben, schwarzen Karakos und blauen Blousen, ein summenbes Drängen und Treiben. Die großen Tragkörbe der Träger bewegten sich langsam über der wogenden Köpfe-

zahl; die Hökerinnen, die umherziehenden Obsthändlerinnen, die Fruchtverkäufer; alle kauften ein. Hier standen mehrere Unteroffiziere, dort einige Nonnen um einen Haufen Kohl, während die Anstaltsköche mit Kennermiene umherschritten, nach besonders feiner Waare spürend. Noch immer wurde abgeladen, von den Karren wurden die Gemüsesorten herabgeschüttet, gerade wie eine Ladung Pflastersteine, und aus der Rue du Pont-Neuf kamen noch immer in endloser Reihe neue Wagen an.

„Es ist doch wirklich hübsch,“ murmelte Claude begeistert.

Florent indeß fühlte sich außerordentlich unwohl und glaubte an irgend eine übermenschliche Versuchung. Er wollte nicht mehr zusehen und blickte nach Saint-Eustache hinauf, deren mächtiger Bau mit seinen Rosetten, seinen großen Bogenfenstern, seinem Glockenturme und seinem Schieferdache sich düster von dem blauen Himmel abhob. An der Ecke der Rue Montorgueil, in welcher mächtige Aushängeschilder dem Auge entgegentreten, blieb er stehen und als er nach dem Platze zurückkam, fielen ihm wieder die Schilder von Droguisten und Materialwaarenhändlern mit ihren großen teils roten, teils schwarzen Buchstaben in die Augen. An der Ecke der Rue Rambuteau standen hinter den leeren Schaufenstern sauber gekleidete Ladendiener mit ihren feingebügelten Beinkleidern und weiten Manschetten und stellten allerhand Neuigkeiten aus. Weiterhin erhob sich, ernst und würdig wie eine Kaserne, das Haus Guillout, hinter den Spiegelscheiben seiner Läden goldig schimmernde Biscuits und allerhand Kompottbüchsen den Blicken eröffnend. Alle Läden waren geöffnet und in ihren weißen Blousen, das Handwerkszeug unter dem Arme, eilten die Arbeiter über die Straße.

Claude stand noch immer auf seiner Bank und erhob sich sogar auf die Zehenspitzen, um soweit wie möglich in die Straßen schauen zu können. Plötzlich bemerkte er unter der von seinen Blicken beherrschten Menge einen blondhaarigen Kopf und hinter diesem ein kleines schwarzes Lockenhaupt.

„Heda! Marjolin! heda! Cabine!“ rief er.

Da sich aber seine Stimme in dem allgemeinen Lärm verlor, sprang er herab und eilte davon. Indesß besann er sich auf Florent und kehrte deshalb um, diesem zurufend.

„Wissen Sie, hinten in der Sadgasse Bourbonnais . . . Mein Name steht mit Kreide an der Thür geschrieben, Claude Lantier . . . Kommen Sie nur zu mir, ich werde Ihnen die Skizze von der Rue Pirouette bringen.

Mit diesen Worten verschwand er. Florents Name war ihm unbekannt; er verließ ihn, wie er ihn angetroffen hatte, am Rande des Trottoirs, nachdem er ihm seine künstlerischen Auszeichnungen erklärt hatte.

Florent war also wieder allein und fühlte sich im ersten Augenblicke wirklich glücklich über dieses Sichselbstüberlassensein. Seitdem Frau François ihn in der Avenue de Neuilly aufgehoben hatte, schwebte er beständig zwischen einer Art geistiger Erschlaffung und einem schmerzlichen Gefühl, wodurch ihm die Möglichkeit genommen wurde, sich ein klares Bild von der Lage der Dinge zu machen. Im Grunde genommen, war er ja frei; er versuchte den unerträglichen Gedanken an die riesige Nahrungsfülle los zu werden, aber sein Kopf war leer und er empfand nur eine düstere Furcht. Unterdessen war der Tag vollständig angebrochen und Florent beschaute seinen kläglichen Anzug; er knöpfte seinen Ueberrock fest zu, stäubte die Hose ab und suchte somit sein Aeußeres einigermaßen in Ordnung zu bringen, glaubend, diese schmutzigen Lumpen könnten seine Herkunft verraten. Er saß mitten auf der Bank neben verschiedenen andern armen Teufeln, welche alle wie er, den warmen Sonnenschein des Tages erwarteten. Die Nächte in den Hallen sind angenehm für die Bagabunden. Zwei Stadtsergeanten, noch in ihrer Nachtuniform, mit Mantel und Käppi, schritten neben einander auf dem Trottoir hin und her, und jedesmal wenn sie an der Bank vorüberkamen, warfen sie einen Blick auf das Wild, nach dem sie witterten. Florent glaubte, sie würden ihn erkennen und sie berieten sich, ihn zu arretieren. Da faßte ihn eine tödliche Angst, und es drängte ihn unwillkürlich, davon zu eilen. Allein er wagte es nicht mehr, da er nicht wußte, auf welche Weise er seine Flucht bewerkstelligen solle.

Dazu kam noch, daß die scharfen Blicke der Stadtsergeanten, dieses kalte Beobachterauge der Polizei, sein Schuldbewußtsein zur vollen Geltung brachte. Schließlich verließ er die Bank; gewaltsam an sich haltend, um nicht spornstreichs davon zu eilen, entfernte er sich Schritt für Schritt, und immer beherrschte ihn das schreckliche Gefühl, als packten ihn die rauhen Hände der Stadtsergeanten am Nacken.

Sein einziges Sinnen und Wünschen stand nur noch dahin, aus den Hallen zu entkommen. Später, sobald der Marktplatz leer sei, wollte er wieder suchen. Die drei nächstgelegenen Straßen, die Rue Montmartre, die Rue Montorgueil und die Rue Turbigo machten ihm Sorge, denn sie wimmelten von Wagen aller Art und ihre Trottoirs waren von Gemüsebergen bedeckt. So ging er denn geradeaus nach der Rue Pierre-Leccot, wo die Massen von Kresse und Kartoffeln ihm unübersteigbar erschienen. Deshalb zog er vor, in die Rue Rambuteau einzubiegen; jedoch auf dem Boulevard Sebastopol stieß er auf ein solches Gewühl von Möbelwagen, zweirädrigen und vier-rädrigen Karren, daß er sich zurück nach der Rue Saint-Denis wandte. Hier traf er wieder die Gemüsevorräte. Zu beiden Seiten hatten soeben die auswärtigen Händler ihre Waaren aufgestapelt und wieder erblickte man dieselben Massen von Kohl, Möhren und Rüben die Hallen füllen. Er suchte aus diesem seine Flucht hemmenden Getümmel zu entkommen und versuchte deshalb sein Heil bald in der Rue de la Coffonnerie, bald in der Rue Berger, auf dem Square des Innocents, in der Rue de la Ferronnerie und in der Rue des Halles. Schließlich blieb er stehen, entmutigt dadurch, daß er diesem höllischen Wirrwarr nicht entgehen konnte. Weithin bis nach der Rue de Rivoli, bis nach dem Place de l'Hotel-de-Ville erblickte man endlose Reihen von Wagen und Pferden mitten unter den Waarenmassen; große Kollwagen führten die Waaren der Furchthändler eines ganzen Stadtviertels davon; während schwerbeladene zweirädrige Karren nach dem Weichbilde der Stadt zu abführen. In der Rue de Pont-Neuf verirrte er sich derart, daß er mitten in ein wirres Durcheinander von Handwagen hineinstolperte, indem hier die umherziehenden

Gemüsehändlerinnen ihren Kram herauspukten. Unter ihnen erkannte er Lacaille, welcher mit einem Handwagen voll Möhren und Blumenkohl sich nach der Rue Saint-Honore wandte. Er folgte ihm, in der Hoffnung, auf diese Weise aus dem Getümmel zu entkommen. Trotz der trocknen Witterung zeigte sich dennoch das Pflaster schmutzig und die Unmassen von umherliegenden Artischockenstielen und Blättern machten das Gehen beschwerlich, daß er nur ganz vorsichtig sich fortbewegen konnte. In der Rue Bouvilliers verlor er Lacaille aus den Augen. In der Gegend der Getreidehalle zeigten sich die Straßen abermals von allerhand Fahrzeugen verstopft. Jetzt versuchte er keine weitere Anstrengung und ward von der wogenden Menge nach den Hallen zurückgedrängt, so daß er sich bald wieder in der Nähe von Saint-Eustache befand.

Jetzt vernahm er in den Hallen ein langandauerndes Rollen. Es war, als ob ein riesenhafte^s Zentralorgan hier wirkte und alle Adern von Paris mit neuem Lebensblute versorgte, ein Lärm, in welchem man neben dem Peitschenklingen der nach den verschiedenen Stadtvierteln abfahrenden Großhändler ebensogut des Klappern der Holzschuhe jener armen Frauen hörte, welche mit ihrem Körbchen voll Salat von Thür zu Thür zu gehen pflegen.

Er betrat links eine überdeckte Straße, in der Gruppe der vier Pavillons gelegen, deren schattenvolles Schweigen er während der Nacht bemerkt hatte. Hier hoffte er irgend ein stilles Zufluchtsplätzchen zu finden. Allein jetzt herrschte hier dasselbe Leben wie an andern Orten und so wanderte er bis ans Ende der Straße. Kollwagen kamen im Trab angefahren, beladen mit Käfigen voll lebenden Geflügels und viereckigen Körben mit totem Federvieh. Auf dem gegenüberliegenden Trottoir wurden ganze Kinder abgeladen, welche auf dem Wagen in großen Körben lagen, so daß nur die vier blutigen Beinestumpfe darüber hervorragten. Ebenso gewahrte man ganze Hammel, Rinderviertel, Keulen, Schulterstücken. Die Fleischer in ihren großen weißen Schürzen markierten die einzelnen Fleischstücke, wogen sie und hingen sie an die Stangen; während er, das Gesicht an die Gitter gepreßt, diese Fleischmassen

betrachtete. Alsdann ging er nach dem Kalbaunenverkaufsplatze, mitten unter die bleichen Rindsköpfe, Rindsfüße, die in Gefäßen sauber zusammengerollten Kalbaunen, die Gehirnmassen, welche appetitlich auf flachen Körben lagen, die blutigen Lebern und die blaßvioletten Nieren. Er blieb bei den langen zweirädrigen mit einer runden Plane bedeckten Karren stehen, in welchem die ausgeschlachteten Schweine über einer den Boden bedeckenden Strohschicht an Leitern hängen, während auf jener Strohschicht Blechgefäße, mit Schweinsblut gefüllt, standen. Jetzt war Florent von einer dumpfen Wut erfaßt; der fade Geruch der Fleischwaaren und der scharfe Duft der Kalbaunen brachten ihn fast zur Verzweiflung. Er verließ die bedeckte Straße und zog vor, noch einmal nach dem Trottoir des Pont-Neuf zurückzukehren.

Er litt Todesqualen. Das Schaudergefühl, welches bereits am Morgen seine Glieder durchbebt hatte, ergriff ihn von neuem; zähklappernd wankte er hin und her, jeden Augenblick besüchtend, zu fallen und am Boden liegen zu bleiben. Vergebens suchte er ein stilles Plätzchen auf einer Bank; er würde daselbst geschlafen haben, unbekümmert darum, ob ihn die Stadtsergeanten wecken würden oder nicht. Endlich lehnte er sich erschöpft an einen Baum, seine Augen schlossen sich und ein dumpfes Säusen erfüllte seine Ohren. Die rohe Möhre, welche er fast ganz verschlungen hatte, wollte ihm schier den Magen zerreißen und das Glas Punsch hatte ihn berauscht. Er war gleichsam trunken vor Elend, Ermattung und Hunger. Wie Feuer brannte es ihm in der Herzgegend und zuweilen faßte er mit beiden Händen hin, als wolle er ein Loch verstopfen, durch welches er all sein Wesen entweichen zu fühlen glaubte. Das Trottoir schien zu schwanken und sein Schmerz wurde so unerträglich, daß er nochmals gehen wollte, um denselben zum Schweigen zu bringen. So wandelte er denn wieder in das Gemüßemeer hinein, in dem er sich vollständig verirrt. Manche Haufen waren so hoch, daß das Publikum wie zwischen zwei Mauern dahinströmte. Nur die Köpfe ragten ein wenig darüber hervor, und die großen Tragkörbe erschienen wie

Weidentähne auf einem Mossee. Florent stieß auf tausend Hindernisse, bald auf einen Lastträger, bald an ein Paar plaudernde Händler; er glitt auf dem dichten Bett von Abfällen dahin, welches die Straße bedeckte, er erstickte fast vor dem starken Geruche der zertretenen Blätter. Völlig willenlos blieb er stehen und ließ sich ruhig von dem einen stoßen und von dem andern beschimpfen; er war nur noch ein in dem wilden Getümmel umhergetriebener Gegenstand.

Jetzt ärgerte er sich, in der Nacht vorher so stolz gewesen zu sein: gegenwärtig war seine Entschlossenheit dahin und er hätte am liebsten gebettelt. Wenn er das Almosen von Frau François angenommen, wenn er sich nicht vor Claude gefürchtet hätte, so dachte er, würde er jetzt nicht vor Hunger vergehen. Besonders ärgerlich war es ihm, den Maler in der Rue Pirouette nicht gefragt zu haben. Jetzt war er ganz verlassen und konnte wie ein verlausner Hund auf der Straße umkommen.

Noch einmal richtete er seine Blicke nach den Hallen, die jetzt im Sonnenscheine glänzten. Ein heller Lichtschein drang in die bedeckte Straße, zwischen den Pavillons eine Art Lichtthor öffnend. Das riesenhafte Eisengebälk erschien nur noch wie ein düsteres Profil auf den Feuerflammen der aufstehenden Sonne. Ganz oben erglänzte eine Fenster-scheibe, und wie ein Lichttropfen ergoß es sich bis hinab zu den Dachrinnen, entlang dem Abfalle der großen Zink-platten. Das Leben hatte zugenommen von dem Schnarchen der auf ihren Decken ruhenden Gemüsehändler an bis zu dem lärmenden Rollen der ankommenden Wagen. Auf allen Seiten hörte man mitten in dem dumpfen Gemurmel der Menge die schrillen Stimmen der Ausrufer. Hier gab es Seefische, dort Butten, da Geflügel, dort wieder Fleisch, Glockenschläge ertönten, den Beginn des oder jenes Marktes verkündend. Um Florent herum warf jetzt die Sonne ihren goldigen Schein auf alle die Gemüse, die zarten bleichen Wasserfarben der Morgendämmerung waren verschwunden. Die üppig entfalteten Salatstauden glänzten, die sanfte Stufenfolge des Grün war grellen Tönen gewichen, die Möhren erschienen blutrot, die Rüben glühend weiß. Links von ihm wurde noch immer Kohl abgeladen

und in weiter Ferne sah er beim Umdrehen die Rue Turbigo noch immer von Wagen versperrt. Die Flut fuhr also fort zu steigen. Er hatte dieselbe zuerst an seinen Knöcheln, darauf an seinem Bauche gespürt und jetzt drohte sie, ihm über dem Kopfe zusammenzuschlagen. Ein wilder Schmerz durchtobte seine Glieder bei dem Gedanken, in dem von Speisen strotzenden Paris, mitten in den Hallen verhungern zu müssen. Heiße Thränen stahlen sich aus seinen Augen.

Mittlerweile war er an einem breiten Gange angelangt. Zwei Frauen, die eine klein und alt, die andere groß und dürr, gingen plaudernd an ihm vorbei nach den Hallen zu.

„Und Sie sind gekommen, um Ihre Einkäufe zu machen, Fräulein Saget?“ frug die lange Hagere.

„O! Frau Lecoeur, wenn man das so nennen kann . . . Wissen Sie, eine Frau allein! Ich lebe von gar nichts . . . Gern hätte ich ein wenig Blumenkohl gekauft, allein es ist alles so teuer . . . Was gilt denn heute die Butter?“

„Bierunddreißig Sous . . . Ich habe sehr gute Waare. Wenn Sie zu mir kommen wollen . . .“

„Ja, ja, ich weiß es, nur jetzt noch nicht, da ich noch ein wenig Fett habe . . .“

Florent nahm seine letzten Kräfte zusammen und folgte den beiden Frauen. Es war ihm, als hätte Claude in der Rue Pirouette den Namen der kleinen Alten erwähnt; er beschloß daher, dieselbe anzureden, sobald sie die große Hagere verlassen haben würde.

„Und Ihre Nichte?“ frug Fräulein Saget.

„La Sarriette, macht was ihr gefällt,“ entgegnete Frau Lecoeur in bitterem Tone. „Sie hat sich etablieren wollen. Das geht mich nichts mehr an. Von mir bekommt sie nicht ein Stückchen Brot, wenn die Männer sie ausgefaugt haben werden.“

„Sie waren doch so gut gegen sie . . . Sie müßte eigentlich ein schönes Stück Geld verdienen, denn die Früchte gehen dieses Jahr sehr gut . . . Und Ihr Schwager?“

„O! der . . .“

Frau Lecoeur kniff die Lippen zusammen und schien davon nichts mehr sagen zu wollen.

„Immer noch derselbe, nicht wahr?“ fuhr Fräulein Saget fort. „Es scheint ein netter Mann zu sein . . . Ich habe mir erzählen lassen, daß er sein Geld auf eine Weise verthut . . .“

„Weiß man denn, ob er sein Geld verthut!“ versetzte Frau Lecoeur barsch. „Er ist ein Geheimnißkrämer, ein Knauser, kurz ein Mann, Fräulein, welcher mich lieber umkommen ließe, ehe er mir hundert Sous leihen würde. . . Er weiß recht wohl, daß diese Saison die Butter eben so schlecht gegangen ist wie Käse und Eier. Er verkauft das ganze Geflügel, welches er will . . . Kurz und gut, nicht ein einzigesmal würde er mir seine Dienste angeboten haben. Allerdings bin ich viel zu stolz, etwas anzunehmen, verstehen Sie, allein das würde mir Freude gemacht haben.“

„Ah! da ist er ja, Ihr Schwager,“ bemerkte Fräulein Saget leise.

Die beiden Frauen drehten sich um und blickten augenscheinlich nach Jemand, der über die Chaussee schritt, um die große bedeckte Straße zu betreten.

„Ich habe Eile,“ murmelte Frau Lecoeur, „denn mein Laden steht ganz allein. Außerdem will ich auch nicht mit ihm ins Gespräch kommen.“

Unwillkürlich hatte sich auch Florent umgewandt. Er erblickte einen kleinen, vierschrötigen Mann mit heiteren Gesichtszügen und grauem wohlgepflegtem Haar, unter jedem Arm eine fette Gans tragend, deren Köpfe ihn an die Hüften schlugen. Plötzlich eilte Florent, seine Erschöpfung vergebend, freudestrahlend hinter diesem Manne her und rief ihm zu, indem er ihm auf die Schultern klopfte:

„Gavard!“

Jener blickte auf, warf einen langen prüfenden Blick auf dieses lange Gesicht, welches er gar nicht zu kennen schien, bis er plötzlich ausrief:

„Sie! Sie! Wie, Sie sind es?“

Vor lauter Bestürzung hätte er beinahe seine fetten Gänse fallen lassen. Als er aber seine Schwägerin und Fräulein Saget bemerkt hatte, welche von weitem neugierig diese Begegnung beobachteten, setzte er seinen Weg fort mit dem Bemerken:

„Hier wollen wir nicht bleiben, kommen Sie . . .“

Unter der bedeckten Straße plauderten sie weiter. Florent erzählte, er sei nach der Rue Pirouette gegangen. Gavard fand dies sehr sonderbar; er lachte und teilte ihm mit, daß sein Bruder Duenu ausgezogen sei und seinen Fleischladen in der Rue Rambuteau gegenüber den Hallen eröffnet habe. Besonders ergötzte er sich noch, als er vernahm, daß Florent den ganzen Morgen mit Claude Lantier spazieren gegangen sei, einem Neffen der Frau Duenu. Er versprach ihm, daß er ihn nach dem Laden führen werde. Als er dann erfuhr, daß Florent mit falschen Papieren nach Frankreich zurückgekommen sei, nahm er allerhand geheimnißvolle, ernste Mienen an. Er wollte fünf Schritte vorausgehen, um kein Aufsehen zu erregen. Nachdem er den Geflügelpavillon passiert hatte, wo er seine beiden Gänse an seinem Stande aufhing, schritt er über die Rue Rambuteau, hinter ihm her Florent. Mitten auf der Straße deutete er mit den Augen auf einen großen schönen Fleischladen.

Mit schrägen Strahlen beleuchtete die Sonne die Häuserfassaden der Rue Rambuteau, in deren Mitte die Rue Pirouette sich wie eine düstere Höhle öffnete.

Am andern Ende erschien der große Bau von Saint-Gustache in goldigem Schimmer gleich einem riesigen Reliquienschrein, und mitten in dem Gedränge sah man eine Schaar Straßenkehrer in geordneter Reihe sich vorwärts bewegen, ihr Reinigungswerk verrichtend; während die Führer der Abfuhrwagen alle zwanzig Schritt anhielten und den Schmutz aufluden. Florent jedoch hatte nur ein Auge für den großen, in der Morgensonne erglänzenden Fleischladen.

Derselbe lag fast an der Ecke der Rue Pirouette und eine Wonne war es, ihn zu betrachten, sein lebhaftes Farbgemisch inmitten der weißen Marmorbekleidung. Das Aushängeschild, auf welchem der Name Duenu-Grabelle in dicken goldenen Buchstaben leuchtete, umgeben von allerhand Blattwerk, war mit einer Spiegelscheibe überkleidet. Die beiden Seitenflächen des Schaufensters zeigten in sorgfältiger Malerei kleine hausbäckige Amore, welche mitten unter Schweinsköpfen, Schweinscoteletten und Wurstguirlanden spielten und diese

toten Naturen, geschmückt mit Ranken und Rosetten, erschienen in so zarten Tönen, daß das rohe Fleisch, durch sie betrachtet, eher lederen Konfitüren ähnelte. In diesem lieblichen Rahmen nun erhob sich die eigentliche Ausstellung. Auf einer Lage feiner blauer Papierschnitzel standen, umgeben von saftigem Grün, verschiedene Teller in sauberer Ordnung, eine Unzahl schöner schmalzvoller fettstrotzender Dinge. Zuerst ganz unten erblickte man eine Reihe Büchsen mit kleingehacktem Schweinefleisch und dazwischen abwechselnd Senfbüchsen. Darüber kamen die von Knochen befreiten kleinen Schinken mit ihrer vollen runden Gestalt; hierauf auf großen Tellern die Straßburger gefüllten Rinderzungen, welche mit ihrem blutigen Rot lebhaft gegen die bleichen Würstchen und Schweinsfüße abstachen; die schwarzen Schladwürste; die Leberwürste, zu je zweien angespießt und vor Fülle fast platzend; die Würstchen in ihrer silberfarbenen Schale, die noch ganz warmen Pasteten mit ihren bunten Etiketten; die großen Schinken und die mächtigen glacierten Stücke Kalb- und Schweinefleisch, deren Gelee die Durchsichtigkeit des Kandiszuckers besaß. Außerdem zeigten sich dem Beobachter noch große Terrinen, auf welchen inmitten geronnenen Fettes allerhand Fleischsorten ruhten. Zwischen den Tellern wieder standen auf der blauen Papierschnitzel verschiedene Büchsen mit Bouillon und konservierten Trüffeln, Terrinen mit fetten Lebern, Gefäße mit Thunfischen und Sardinen. Eine Kiste voll Rahmkäse und eine andre voll Weinbergsschnecken standen in den beiden Ecken. Endlich hingen ganz oben an einer Stange zahlreiche Reihen von Bratwürsten, Schladwürsten und Cervelatwürsten, während dahinter die Netzvorhänge ihre weißen Spitzen zeigten. Auf der letzten Stufe dieser Kapelle des Fleisches, mitten unter den Enden des Vorhanges zwischen zwei purpurroten Liliensträußern erhob sich ein viereckiges Aquarium, in welchem zwei Goldfische umher schwammen.

Florent überlief eine Gänsehaut und er bemerkte an der im Sonnenscheine glänzenden Ladenthür eine Frau. Auch sie erschien inmitten aller der leckeren Sachen von einer behäbigen Fülle. Es war ein schönes Weib, trotz

ihrer starken Formen nicht zu dick, mit voller Kehle; sie mochte etwa dreißig Jahre alt sein. Obwohl sie erst vor kurzem aufgestanden war, hatte sie doch schon ihr Haar sorgfältig geordnet. Dies verlieh ihr ein ungewöhnlich sauberes Aussehen. Ihr Gesicht zeigte den durchsichtigen weißen Teint, jene feine rosige Haut, wie man sie bei Personen zu finden pflegt, welche gewöhnlich mit Fett und rohem Fleische umgehen. Sie war ernst, sehr ruhig und langsam. Ihr steifgestärkter Leinwandkragen, ihre weißen bis zu den Ellbogen hinaufreichenden Ärmel, ihre weiße Schürze, welche die Schuhspitzen verbarg, ließen nur die Enden ihres schwarzen Kaschmirkleides, die runden Schultern und den vollen Busen sehen, dessen Korsett das Kleid ganz straff spannte. Auf diese Fülle von Weiß ergoß nun noch die Sonne ihre Wärme. Allein obwohl sie von dem gelben Lichte übergossen war, zwinkerte sie auch nicht mit einem einzigen Auge, sie genoß vielmehr in ruhiger Glückseligkeit ihr morgendliches Lichtbad, wobei sie freudestrahlend nach den strotzenden Hallen hinüberblickte.

„Das ist die Frau Ihres Bruders, Ihre Schwägerin Lisa,“ sagte Savard zu Florent.

Er hatte jene durch ein leichtes Kopfnicken begrüßt. Hierauf schritt er den Gang hinter, wobei er noch immer seine peinlichen Vorsichtsmaßregeln bewahrte, indem er nicht wollte, daß Florent in den trotzdem leeren Laden eintrat. Augenscheinlich war er sehr erfreut darüber, daß er sich in ein Abenteuer mischen konnte, welches er für kompromittierend hielt.

„Warten Sie,“ sagte er, „ich will sehen, ob Ihr Bruder allein ist . . . Wenn ich dann in die Hände klatsche, können Sie hereinkommen.“

Mit diesen Worten öffnete er im Hintergrunde eine Thür. Als jedoch Florent hinter dieser Thür die Stimme seines Bruders vernahm, hielt ihn nichts mehr und er stürzte hinein. Quenu fiel ihm um den Hals, und beide küßten einander mit kindlicher Nüchternheit.

„Ach! Saperlot, Du bist's,“ stammelte Quenu, „wahrlich, wenn ich nur eine Ahnung davon gehabt hätte! . . .“

Ich habe Dich für tot gehalten und sagte noch gestern zu Lisa: „Der arme Florent . . .“

Er hielt inne und rief in den Laden hinein:

„Heda! Lise! . . . Lise!“ . . .

Darauf wandte er sich an ein kleines Mädchen, welches schüchtern in eine Ecke geflüchtet war:

„Pauline, hole doch einmal deine Mutter.“

Aber die Kleine rührte sich nicht. Es war ein reizendes Kind von fünf Jahren, in dessen dickwangigem Gesicht sich eine große Ähnlichkeit mit der schönen Fleischerin aussprach. In den Armen trug sie eine große junge Kaze, welche sich ruhig alles gefallen ließ, und mit ihren kleinen Händen preßte sie dieselbe fest an sich, als ob sie befürchtete, der so schlecht gekleidete Mann werde ihr das Käzchen stehlen.

Langsam kam jetzt Lisa herbei.

„Das ist mein Bruder Florent,“ wiederholte Quenu.

Sie zeigte sich sehr liebenswürdig und betrachtete ihn ruhig vom Kopf bis zu den Füßen, ohne irgend ein Befremden zu bekunden. Nur ihre Lippen zuckten leise, und schließlich lächelte sie über die leidenschaftlichen Freudenbezeugungen ihres Mannes. Als dieser das klägliche Aussehen Florents bemerkte, sagte er:

„Ach! mein armer Freund, da unten bist Du nicht gerade schön geworden. . . Sieh, wie dick ich bin!“

Er war in der That dick, zu dick für seine dreißig Jahre. Sein Hemd und seine Schürze hüllten ihn ein wie ein mächtiges bausbäckiges Kind. Sein glattrasiertes Gesicht war länger geworden und hatte mit der Zeit eine ferne Ähnlichkeit mit den Zügen der Schweine angenommen, welche seine Hände den ganzen Tag bearbeiteten. Florent erkannte ihn kaum wieder. Er hatte sich niedergesetzt und blickte bald nach seinem Bruder, bald nach der schönen Lisa, bald nach der kleinen Pauline. Alle drei ströhten vor Gesundheit und schauten ihn mit sonderbarem Staunen an, welches sehr dicke Leute gegenüber einem hageren Gesichte bekunden. Sogar die Kaze, deren Haut nach Fett stank, warf ihm mißtrauische Blicke zu.

„Du wartest doch auf das Frühstück, nicht wahr?“
fragt Quenu. „Wir essen zeitig, schon um zehn Uhr.“

Ein starker Küchengeruch machte sich geltend, und Florent sah im Geiste jene schreckliche Nacht wieder, wo er auf dem Gemüswagen angekommen, mitten unter den Nahrungsmassen der Hallen die schrecklichsten Hungerqualen erduldete. Schließlich bemerkte er leise mit sanftem Lächeln:
„Nun, ich muß Dir sagen, ich habe Hunger.“

II.

Florent hatte eben erst sein Rechtsstudium begonnen, als seine Mutter starb. Sie wohnte in dem Flecken le Vigan im Departement le Gard und hatte sich zum zweiten Mal mit einem Normannen Quenu aus Pretot verheiratet, den ein Unterpräfect mit nach dem Süden gebracht und dort zurückgelassen hatte. Er war auch als Beamter der Unterpräfektur hier geblieben, da er die Gegend reizend, den Wein gut und die Frauen liebenswürdig fand. Drei Jahre nach seiner Vermählung raffte ihn ein Magenleiden dahin, und er hinterließ seiner Frau als einziges Erbe einen ihm ähnlichen kräftigen Jungen. Der Mutter ward es ohnehin schon äußerst sauer, für ihren erstgeborenen Sohn Florent das Schulgeld zu erschwingen. Florent machte ihr aber große Hoffnungen; er war sehr sanftmütig, arbeitete mit Eifer und erlangte immer die ersten Auszeichnungen. So setzte sie denn auf ihn allein ihre Zuversicht und behandelte ihn mit außerordentlicher Zärtlichkeit. Vielleicht ehrte sie in diesem bleichen schwächtigen Knaben ihren ersten Gatten, einen jener Provenzalen von einschmeichelnder Weichheit des Gemüthes, der sie sterblich geliebt hatte. Vielleicht hatte sich auch Quenu, dessen gute Laune sie zuerst bethört hatte, zu fest gezeigt, zu sicher, aus sich selbst heraus seine schönsten Freuden zu schöpfen. So sagte sie sich denn, daß ihr Jüngster nie etwas ordentliches thun werde und begnügte sich, ihn zu einer Nachbarin in die Schule zu

schiden, wo der Kleine nur dumme Streiche lernte. Also wuchsen die beiden Brüder fern von einander, unter sich fast fremd, heran.

Als Florent in le Bigan ankam, war seine Mutter schon begraben. Sie hatte ausdrücklich gewünscht, daß man ihm ihre Krankheit bis zum letzten Augenblicke verheimlichen solle, um ihn in seinen Studien nicht zu stören. Er fand den kleinen zwölfjährigen Quenu schluchzend ganz allein in der Küche, auf einem Tische sitzend. Ein Möbeldändler aus der Nachbarschaft schilderte ihm die letzten Augenblicke seiner unglücklichen Mutter. Alle ihre Hilfsmittel waren erschöpft gewesen, und so hatte sie sich zu Tode gearbeitet, nur damit ihr Sohn seinem Rechtsstudium obliegen könne. Mit einem kleinen Vänderhandel von nur mäßigem Ertrage hatte sie notwendigerweise noch Handarbeiten aller Art verbinden müssen, welche sie bis tief in die Nacht hinein in Anspruch nahmen. Der Gedanke, ihren Florent einst als wohlthutierten Advokaten zu erblicken, hatte sie hartherzig, geizig und mitleidslos gegen sich selbst und andere gemacht. Der kleine Quenu lief mit zerrissenen Hosen umher und die Ärmel seiner Blousen hingen meist in Fetzen herab; er bediente sich nie selbst bei Tische, sondern wartete, bis die Mutter ihm sein Stück Brot abgeschnitten hatte. Ebenso schnitt sie für sich ganz dünne Scheiben. Dieser kärglichen Lebensweise war sie schließlich erlegen, in Verzweiflung darüber, nicht zu ihrem Ziele gelangt zu sein.

Diese Geschichte übte auf Florent's zarten Charakter einen schrecklichen Eindruck. Die Thränen ersticken seine Stimme; er umarmte seinen Bruder und küßte ihn leidenschaftlich, als wolle er ihm die Liebe vergelten, welche ihm durch ihn entzogen worden. Dabei betrachtete er seine armseligen zerrissenen Schuhe, seine durchlöchernten Ellbogen, seine schmutzigen Hände, kurz, all das Elend dieses vernachlässigten Kindes. Zu wiederholten Malen gab er ihm die Versicherung, er werde ihn mit sich nehmen und glücklich mit ihm leben. Als er am nächsten Morgen die Lage der Dinge überdachte, erschrak er, da es ihm nicht einmal möglich war, die für seine Rückkehr nach Paris

nötige Summe aufzubringen. Um keinen Preis wollte er in le Bigan bleiben. Glücklicherweise gelang es ihm, den kleinen Landladen zu verkaufen und von dem Erlös die Schulden zu bezahlen, welche seine Mutter, obwohl sie äußerst peinlich in Geldangelegenheiten war, dennoch nach und nach gemacht hatte. Da ihm hierauf nichts mehr blieb, bot ihm der Möbelhändler fünfhundert Frank für das Mobiliar und die Wäsche der Verstorbenen. Der junge Mann nahm mit Thränen des Dankes das Geld, kaufte seinem Bruder neue Kleider und nahm ihn noch am selben Abende mit sich fort.

In Paris konnte nun vom Weiterstudieren keine Rede mehr sein, und Florent mußte alle seine ehrgeizigen Pläne auf spätere Zeit hinausschieben. Es gelang ihm, einige Privatstunden zu erteilen, und er mietete sich mit Quenu in der Rue Royer-Collard, an der Ecke der Rue Saint-Jacques in einem großen Zimmer ein, welches er mit zwei eisernen Bettstellen, einem Schranke, einem Tische und vier Stühlen ausmöblierte. Von jetzt an betrug er sich wie ein Vater; wenn er in der ersten Zeit nach Hause kam, versuchte er dem Kleinen Stunden zu geben; allein dieser hörte nicht, er war schwer von Begriffen, weigerte sich unter Thränen, zu lernen und bedauerte die Zeiten, wo seine Mutter ihn auf der Straße umherlaufen ließ. Verzweiflungsvoll hörte dann Florent mit dem Unterrichte auf, tröstete ihn und versprach ihm endlose Ferienzeit. Und um sich wegen seiner Schwäche zu entschuldigen, sagte er sich, daß er das teure Kind nicht zu dem Zwecke zu sich genommen hätte, um es zu ärgern. Seine Führungsregel war, es von Tag zu Tag heiterer zu sehen. Er verehrte sein Brüderlein, war entzückt, es lachen zu sehen, empfand es als ein wohlthuendes Gefühl, den Kleinen um sich her zu wissen, bei voller Gesundheit und frei von Sorgen. Florent blieb in seiner schwarzen Kleidung immer die schwächliche zarte Gestalt, und sein Gesicht nahm eine krankhafte gelbliche Färbung an, eine Folge des mühseligen Lehramtes. Quenu hingegen wurde ein kleiner hausbäckiger Kerl, der kaum lesen und schreiben konnte, dessen gesunder Humor jedoch das große düstere Zimmer der Rue Royer-Collard beständig mit Heiterkeit füllte.

Mittlerweile gingen die Jahre dahin. Florent, welcher die Ergebenheit seiner Mutter geerbt hatte, behütete Quenu wie eine erwachsene faule Tochter. Er ersparte ihm selbst die geringsten Sorgen der Häuslichkeit; denu er selbst kaufte die Bedürfnisse ein, besorgte den Haushalt und die Küche. Dies, pflegte er zu sagen, bringe ihn von seinen schlechten Gedanken ab. Er war gewöhnlich düster gestimmt und hielt sich für einen böswilligen Menschen. Wenn er Abends schmutzig und von dem Aerger mit seinen Zöglingen niedergeschlagen nach Hause kam, war er förmlich gerührt, wenn ihn der wohlgenährte Bursche umarmte, den er gewöhnlich damit beschäftigt fand, auf dem Fußboden Kreisel zu spielen. Quenu lachte über seine Ungeschicklichkeit, Omeletten zu backen und über die ernste Miene, mit welcher er das Kochgeschäft besorgte. Sobald die Lampe ausgelöscht war und Florent im Bette lag, ward er wieder traurig. Der Gedanke an sein unterbrochenes Studium ließ ihm keine Ruhe und er sann hin und her, wie er seine Zeit so einrichten könne, daß er weiter zu studiren im Stande sei. Es gelang ihm schließlich auch und er empfand eine unaussprechliche Freude darüber. Allein eine Krankheit, welche ihn acht Tage lang aus Zimmer fesselte, schmälerte ihre Finanzen derart und machte ihm eine solche Sorge, daß er jeden Gedanken an eine Vollendung seiner Studien aufgab. Sein Knabe wuchs heran und er selbst trat mit eintaufendachtshundert Frank Gehalt als Lehrer in einer Pension der Rue de l'Éstrapade. Das war ein Glück für ihn und bei seiner großen Sparsamkeit brachte er es dahin, daß er einiges Geld für Quenu's späteres Fortkommen zurücklegen konnte. Als dieser bereits achtzehn Jahre zählte, behandelte er ihn noch immer als einen Schülbling, für den man zu sorgen hat.

Während der kurzen Krankheit seines Bruders hatte auch Quenu sich Gedanken gemacht. Eines Morgens erklärte er, er wolle arbeiten und er sei groß genug, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Florent war tief gerührt. Ihnen gerade gegenüber wohnte ein Uhrmacher, welchen der Knabe den ganzen Tag am Fenster sitzen sah,

und allerhand feine Säckelchen mit der Loupe betrachten sah. Dadurch gelockt, behauptete er, Geschmaç für das Uhrmacherhandwerk zu besitzen. Allein nach Verlauf von vierzehn Tagen schon ward er unruhig und weinte wie ein zehnjähriger Knabe, indem er dies alles viel zu compliciert fand, so daß er niemals alle die „kleinen Dinger, welche zu einer Uhr gehören,“ zu begreifen meinte. Jetzt zog er das Schlofferhandwerk vor. Allein dieses ermüdete ihn und so versuchte er es binnen zwei Jahren mit mehr als zehn Handwerken. Florent gab ihm recht, da er der Meinung war, man dürfe sich nie wider Willen einem Berufe zu widmen. Nur kam Quenu's guter Vorsatz, sein Brot selbst zu verdienen, am Berufe der jungen Leute zu stehen. Seitdem er nach Arbeit suchend von einer Werkstatt zur andern lief, entstanden unaufhörlich neue Ausgaben für Kleidung, Zehrkosten und die verschiedenen Antrittsfeierlichkeiten, bei denen er für seine Kameraden bezahlen mußte. Die eintausendacht Hundertachtzig Frank Florent's reichten nicht mehr aus, so daß er sich gezwungen gesehen hatte, jeden Abend noch zwei Stunden zu erteilen. Dabei war er selbst so sparsam, daß er acht Jahre lang ein und denselben Rock trug.

Mit der Zeit hatten die beiden Brüder einen Freund gewonnen. Das von ihnen bewohnte Haus hatte eine nach der Rue Saint-Jaques gerichtete Facade und hier befand sich ein großer Fleischerladen, einem gewissen Gavard gehörig, dessen Frau mitten unter den Leckerbissen an der Schwindsucht dahinstarb. Wenn Florent zu spät nach Hause kam, um erst noch etwas zu kochen, kaufte er unten ein Stück Truhthahn oder Gans für zwölf Sous. Dies war jedesmal für die beiden ein wahres Festessen. Schließlich intressirte sich auch Gavard für diesen schwächlichen jungen Mann, er erfuhr dessen Lebensgeschichte und wußte den Kleinen für sich zu gewinnen. Es dauerte gar nicht lange, so verließ Quenu die Fleischladen gar nicht mehr. Sobald sein Bruder fortging, begab er sich dahin und war entzückt über die vier mächtigen Bratspieße, welche mit leisem Geräusch sich über den hohen hellen Flammen drehten.

Das Kupfer des Kammins leuchtete, das Geflügel

dampfte, das Fett brodelte in den Bratspannen, und schließlich schienen die Bratspieße gleichsam unter einander zu plaudern und freundliche Worte an Quenu zu richten, welcher mit einem großen Löffel schweigend die goldschimmernden runden Leiber der Gänse und Truthühner begoß. Stundenlang blieb er hier, beleuchtet von dem rötlich flackernden Scheine der Flamme, lächelte stillvergnügt über die fetten Braten und erwachte aus seinen Träumereien erst dann, wenn man die Bratspieße leerte. Das Geflügel fiel auf die bereitstehenden Teller, und beim Herausziehen der Spieße floß die Brühe herab, den ganzen Laden mit einem starken Bouillongeruche füllend. Der Knabe, dem Schauspiel mit den Blicken folgend, klatschte in die Hände, beugte sich vergnügt zu dem Geflügel hinab und sagte, man werde es verspeisen und die Kraxe sollte nur die Knochen erhalten. Er zitterte vor Freude, wenn Gavard ihm einen Brotschnitt reichte, den er dann eine halbe Stunde lang in der Bratpfanne schmorren ließ.

Ohne Zweifel lernte Quenu erst Geschmack an dem Küchenwesen gewinnen. Später, nachdem er in allen Handwerken sein Heil versucht hatte, kam er unwillkürlich immer wieder auf dieses leckere Gewerbe zurück. Anfangs fürchtete er, seinen Bruder damit zu kränken, welcher als magerer Kostgänger mit einer unbegreiflichen Geringschätzung von allen gaumkitzelnden Dingen zu sprechen pflegte. Als er schließlich Florent eines Tages über ein recht kompliziertes Gericht Aufschluß gab und dieser ihm ruhig zuhörte, gestand er ihm seine Neigung für diesen Beruf zu und trat in ein großes Restaurant ein. Von nun an war das Leben der beiden Brüder ein geregelteres. Sie bewohnten immer noch das Zimmer der Rue Royer-Collard, wo sie sich jeden Abend trafen: der eine mit fröhlichem wohlgenährten Gesicht, der andre mit abgehärmter Schulmeistermiene. Florent, über seinen Schülern alles vergessend, trug fortwährend seinen abgetragenen schwarzen Anzug, während Quenu in seiner Schürze, seiner weißen Jacke und seiner Küchenjungenmütze immer am Ofen beschäftigt war und sich an dem oder jenem Leckerbissen ergözte. Zuweilen mußten beide lachen, wenn sie einander anblickten,

der eine ganz weiß, der andere ganz schwarz, und es war als ob das geräumige Zimmer bei diesen Farbenkontrasten halb ärgerlich halb fröhlich sei. Wohl nie hätte in einem Hauswesen, welches so entgegengesetzte Berufsarten in sich vereinigte, ein größerer Frieden herrschen können. Der ältere, von dem zehrenden südlichen Feuer seines Vaters durchdrungen, mochte noch so sehr abmagern, der jüngere, als echter Sohn eines Normannen, mochte noch so dick und fett werden; beide liebten sich, da sie von der gemeinsamen Mutter deren Zartgefühl geerbt hatten.

In Paris lebte ein Verwandter von ihnen, ein Bruder ihrer Mutter, namens Gondelle, welcher auf der Rue Pirouette im Quartier der Hallen als Fleischer etabliert war. Es war dies ein dicker Geizhals, ein brutaler Mensch, welcher sie, als sie sich zum ersten Male bei ihm vorstellten, gerade wie zwei Hungerleider empfing. So kam es, daß sie nur selten ihn besuchten. An seinem Geburtstag brachte Quenu ihm ein Boufett und erhielt dafür ein Zehnfousstück. Florent, von einem krankhaften Stolge befangen, fühlte sich schmerzlich berührt, als Gondelle seinen schäbigen Rock mit so ängstlichen verdächtigen Blicken musterte, als ob er schon das Begehren nach einer Mahlzeit oder einem Hundertfousstück witterte. Eines Tages war er naiv genug, bei seinem Oheim einen Hundertfrankenschein zu wechseln. Der Oheim hatte nun weniger Furcht, wenn er die „Kleinen“, wie er sie zu nennen pflegte, kommen sah; allein die Freundschaft nahm dennoch keinen höhern Grad der Vertraulichkeit an.

Diese Jahre waren für Florent wie ein langer zugleich süßer und bitterer Traum. Er empfand alle bitteren Phasen der Demütigung. Während er zu Hause nur einem liebevollen Verkehr begegnete, fühlte er sich bei dem Aerger über seine Schüler, in dem hastigen Drängen und Treiben der Stadt von Tag zu Tag unwohler. Ein mächtiger Ehrgeiz besaßte ihn, und es bedurfte lange Zeit, ehe er seine Schultern beugen und die Demütigungen der Armut ertragen konnte. In dem Streben, den Lockungen der Bosheit zu entrinneu, suchte er sich eine reine ideale Gutmütigkeit anzueignen und eine Zuflucht darin zu finden,

daß er Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe sich zum Ziele machte. So wurde er zum Republikaner; er verfiel den republikanischen Ideen wie ein verzweifelndes Mädchen dem Kloster. Da er aber keine Republik fand, die sanft und still genug war, um seine Leiden zu besänftigen, schuf er sich selbst eine. Die Bücher mißfielen ihm; all der Papierfram, inmitten dessen er lebte und webte, erinnerte ihn an das Schulleben mit seinen langen einförmigen Stunden. Außerdem sprachen ihm die Bücher nur von Erhebung und Selbstgefühl, während er in seinem Innern ein mächtiges Sehnen nach Vergessenheit und Seelenfrieden empfand. Sich einzuwiegen; zu schlummern; zu träumen, daß er vollkommen glücklich sei und daß die ganze Welt es werde; den republikanischen Staat aufzubauen, in welchem er leben wollte: das war seine Erholung, die beständige Beschäftigung in seinen Mußestunden. Er las nur noch das, was sein Lehramt unbedingt erforderte; sonst ging er die Rue Saint-Jacques entlang bis nach den äußeren Boulevards, machte zuweilen einen ausgedehnten Spaziergang, kehrte über die Barriere d'Italie zurück, und auf dem ganzen Wege, die Blicke auf das vor seinen Füßen ausgebreitete Quartier Mouffetard gerichtet, sann er über Moralsvorschriften, über humane Gesetzesvorschläge nach, welche die leidende Stadt zu einem Wohnsitze reinsten Glückes umwandeln sollten. Als die Februartage Paris mit Blut füllten, ward er ganz begeistert, besuchte die Klubs und forderte Sühne durch den „Bruderkuß aller Republikaner der Welt.“ Er ward einer jener feurigen Redner, welche die Republik als eine neue Religion der Milde und Erlösung predigten. Erst die Dezembertage bereiteten seinen Weltversöhnungsideen ein Ende. Er wurde entwaffnet; er ließ sich ergreifen wie ein Lamm und wurde verraten wie ein Wolf. Als er von seinen Bruderschaftsphantasien erwachte, befand er sich hungernd auf dem kalten Steinboden einer Kasematte in Bicêtre.

Quenu, welcher damals zweiundzwanzig Jahre alt war, wurde von einer tödlichen Angst ergriffen, als er seinen Bruder nicht nach Hause kommen sah. Am nächsten Morgen begab er sich auf den Kirchhof Montmartre und

suchte ihn unter den Toten des Boulevard's, welche man auf einer Schütte nebeneinander gelegt hatte, so daß die Köpfe mit ihren schrecklich verzerrten Gesichtern daraus hervorragten. Das Herz drohte ihm bei diesem Schauspiel zu brechen, die Thränen umflorten seine Blicke, und er mußte zweimal die Reihe der Toten entlang gehen. Endlich, nach vollen acht Tagen, erfuhr er auf der Polizeipräfektur, daß sein Bruder gefangen sei. Er konnte ihn nicht sehen, und als er darauf bestand, drohte man, ihn ebenfalls zu arretieren. Darauf eilte er zu seinem Oheim Gondelle in der Hoffnung, er werde diesen bestimmen können, Florent zu retten. Allein Gondelle erklärte aufgebracht, dem großen Dummkopf sei ganz recht geschehen, warum habe er sich unter die nichtsnutzigen Republikaner gemischt; er fügte sogar hinzu, es stehe dem Florent bereits im Gesicht geschrieben, daß es ein schlechtes Ende mit ihm nehmen müsse. Quenu weinte die bittersten Thränen und blieb schluchzend stehen. Da machte ihm sein Oheim, der sich jetzt doch ein wenig schämen mochte und fühlte, daß er für den armen Burschen etwas thun müsse, das Anerbieten, er wolle ihn zu sich nehmen. Er wußte nämlich, daß der Kleine ein tüchtiger Koch war, und brauchte einen Gehülfen. Quenu fürchtete sich so sehr, ganz allein das große Zimmer in der Rue Noyer-Collard zu betreten, daß er sofort einwilligte. Am selben Abend schon schlief er bei seinem Oheim ganz oben in einem finstern Winkel, wo er sich kaum ausstrecken konnte. Jedoch war ihm dies noch lange nicht so schrecklich, als wenn er das leere Bett seines Bruders hätte vor sich sehen müssen.

Endlich gelang es ihm, Florent einmal zu sehen. Aber als er von Bicêtre zurückkehrte, mußte er sich zu Bett legen und drei Wochen lang durchtobte seinen Körper ein heftiges Fieber. Es war dies seine erste und einzige Krankheit, und sein Oheim Gondelle wünschte deshalb seinen republikanischen Neffen zu allen Teufeln. Als er eines Morgens dessen Transport nach Cayenne erfuhr, weckte er Quenu, teilte ihm in barschem Tone die Neuigkeit mit und brachte dadurch eine solche Krisis hervor, daß am nächsten Tage der junge Mann aufstand. Sein Schmerz

schwand dahin, sein weiches Haar schien seine letzten Thränen aufzufangen. Einen Monat später hatte seine gute Laune den Sieg davongetragen, und er war wieder der heitere Bursche von ehemdem.

Jetzt lernte er das Fleischerhandwerk und fand daran noch mehr Geschmack als an seiner ehemaligen Küchenarbeit. Aber Gondelle sagte ihm, er dürfe sein Kochhandwerk durchaus nicht zu sehr vernachlässigen, da ein guter Fleischer und zugleich guter Koch etwas Seltenes sei und er es als einen Vorzug bezeichnen müsse, daß er erst die Arbeiten in einem Restaurant durchgemacht habe, ehe er bei ihm angetreten sei. Uebrigens machte er seine Geschicklichkeit sich zu Nutze, indem er ihn die bestellten Dinners bereiten ließ und ihn speziell mit der Anfertigung von Rostbraten und Schweinskoteletten beauftragte. Da der junge Mann ihm wirklich gute Dienste leistete, liebte er ihn nach seiner Art, indem er ihn, wenn er guter Laune war, in die Arme zwickte. Das armfelige Mobiliar aus der Rue Noyer-Collard hatte er verkauft und bewahrte den einige vierzig Frank betragenden Erlös auf, damit, wie er zu sagen pflegte, dieser überlustige Quenu das Geld nicht zum Fenster hinauswürfe. Dennoch gab er ihm schließlich jeden Monat sechs Frank für sein Vergnügen.

Quenu, der in Bezug auf Geldmittel sehr beschränkt war und zuweilen sogar noch brutal behandelt wurde, war dennoch vollkommen glücklich. Er ließ sich nicht leicht aus seiner Ruhe bringen, da Florents Erziehungsweise bei ihm zu sehr das Behaglichkeitsgefühl ausgebildet hatte. Zudem hatte er bei seinem Oheim Gondelle auch eine Freundin gewonnen. Als dieser nämlich seine Frau verlor, mußte er ein Ladenmädchen nehmen. Zu diesem Behufe suchte er ein hübsches gesundes Mädchen, wohl wissend, daß so etwas die Kundschaft erfreut und für das Geschäft von Vorteil ist. Nun kannte er in der Rue Cuvier, nahe beim Jardin des Plantes, eine Wittwe, deren Mann in Blassans, einer Unterpräfektur des Südens, Postdirektor gewesen war. Diese Dame, welche sehr bescheiden von einer kleinen Leibrente lebte, hatte aus genannter Stadt ein schönes Mädchen mitgebracht, welches sie wie ihre eigene Tochter behandelte.

Lisa pflegte sie mit ruhiger Hingebung und einer sich immer gleich bleibenden Gesinnung, die einen etwas ernstern Charakter trug, das Mädchen aber immerhin hübsch erscheinen ließ, wenn es lächelte. Ihr Hauptreiz lag in der Art und Weise, mit der sie ihr spärliches Lächeln zur Geltung brachte. Ihr Blick war dann ein zauberhaft schmeichelnder, und ihr gewöhnlicher Ernst verlieh dieser plötzlichen Versuchungsgabe einen unschätzbaren Wert. Oft sagte die alte Dame, ein einziges Lächeln Lisas werde sie in die Hölle bringen. Als schließlich ein Asthma sie hinwegraffte, ließ sie ihrer Pflegetochter ihre etwa aus zehntausend Frank bestehenden Ersparnisse. Lisa blieb acht Tage lang ganz allein in der Wohnung und hier traf sie Gondelle. Er kannte sie, da er sie oft mit ihrer Herrin gesehen hatte, wenn diese letztere ihn in der Rue Pirouette besuchte. Allein bei der Beerdigung erschien sie ihm so wunderschön, so herrlich gebaut, daß er bis auf den Kirchhof mitging, und während man hier den Sarg hinabsenkte, überlegte er, daß das Mädchen sich prächtig für seinen Fleischerladen eignen würde. Er ging deshalb mit sich zu Räte und kam zu dem Entschlusse, daß er ihr mit Kost und Wohnung recht wohl dreißig Frank monatlich geben könne. Als er ihr nun sein Anerbieten vorbrachte, bat sie um vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, und eines Morgens kam sie mit ihrem kleinen Packet und ihren im Korsett verborgenen zehntausend Frank an. Einen Monat später war ihr im Hause alles ergeben, Gondelle, Quenu, bis herab zum letzten Küchenjungen. Besonders Quenu würde für sie durchs Feuer gegangen sein. Wenn sie zufällig einmal lächelte, blieb er in ihren Anblick versunken hocheifreut stehen und lachte aus voller Brust.

Lisa, die älteste Tochter eines gewissen Macquart in Plassans, hatte nur noch ihren Vater am Leben. Sie behauptete, derselbe sei im Auslande und schrieb ihm auch niemals. Nur manchmal ließ sie aus ihren Reden merken, daß ihre Mutter bei Lebzeiten eine tüchtige Arbeiterin gewesen sei und sie von ihr diese Eigenschaft geerbt habe. In der That zeigte sie beim Arbeiten eine ungewöhnliche Ausdauer. Allein, fügte sie hinzu, die wackere Frau habe

sich nur dadurch zu Tode gearbeitet, daß sie das Hauswesen im richtigen Gange erhalten wollte. Hierauf sprach sie von den Pflichten des Weibes und des Mannes so klug, daß Quenu ganz entzückt war und ihr die Versicherung gab, daß sie unbedingt dieselben Ansichten habe wie er selbst. Lisas Meinung ging dahin, jedermann müsse arbeiten, um zu leben, jeder habe die Pflicht sich glücklich zu machen, deshalb thue man unrecht, die Faulheit zu bestärken, und schließlich daß, wenn es wirklich Unglückliche gebe, dies um so schlimmer für die Faulenzen sei. Damit hatte sie ganz offen ihr Urteil über die Trunksucht und die fabelhafte Bummelerei des alten Macquart gesprochen. Dennoch sprach ohne ihr Wissen Macquart ganz laut in ihr; sie war nur eine geistig geregelte, vernünftige Tochter Macquarts, die begriffen hatte, daß die beste Art und Weise, in glücklicher Ruhe einzuschlummern, die ist, sich selbst ein Bett der Glückseligkeit zu schaffen. Diesem Streben widmete sie ihr ganzes Sein und Denken. Schon als sechsjähriges Mädchen pflegte sie den ganzen Tag ruhig auf ihrem Stühlchen zu sitzen und sich so zu betragen, daß sie am Abend mit irgend einem Lederbiß belohnt wurde.

Im Dienste Gondelles behielt Lisa ihre ruhige geordnete Lebensweise bei. Sie hatte das Anerbieten des Mannes nicht außs Geratewohl angenommen; sie wußte vielmehr, in ihm einen Beschützer zu finden, und ahnte vielleicht schon, in diesem düstern Laden der Rue Pirouette werde ihr eine Zukunft erblühen, wie sie dieselbe wünschte, ein Leben edler Genüsse, unermüdllicher Arbeit, von der jede Stunde ihre Belohnung finden werde. Sie besorgte ihren Laden mit derselben Ruhe und Aufmerksamkeit, welche sie der Wittwe des Postdirektors gegenüber an den Tag gelegt hatte, und in kurzer Zeit war die Sauberkeit der Schürzen Lisas im Viertel sprichwörtlich geworden. Gondelle war über das schöne Mädchen so zufrieden, daß er oft zu Quenu sagte:

„Wenn ich nicht schon über sechszig Jahre alt wäre, wahrlich, ich würde die Dummheit begehen, sie zu heiraten . . . Sie ist wie baares Gold, mein Bursche, ein Weib, welches sich zum Handel eignet, wie keine zweite.“

Quenu suchte sie an Eifer beständig zu übertreffen und lachte dennoch, als eines Tages ein Nachbar ihn beschuldigte, in Lisa verliebt zu sein. Er ließ sich dadurch gar nicht stören, und beide blieben die besten Freunde. Des Abends gingen sie zusammen zu Ruhe; Lisa bewohnte neben dem finstern Kämmerchen des jungen Mannes ein kleines Zimmer, welches sie ganz hell gemacht hatte, indem sie es überall mit Musselinvorhängen schmückte. Einige Minuten blieben sie dann gewöhnlich, den Leuchter in der Hand, auf dem Korridor stehen und plauderte, während ein jedes langsam seine Thür aufschloß, bis sie sich mit den Worten verabschiedeten:

„Gute Nacht, Fräulein Lisa.“

„Gute Nacht, Herr Quenu.“

Quenu legte sich zu Bett und hörte, wie Lisa Nachttoilette machte. Die Zwischenwand war so dünn, daß er jede ihrer Bewegungen verfolgen konnte. Er dachte: „Ah, sie zieht die Vorhänge ihres Fensters zu. Was mag sie wohl vor ihrer Kommode machen? Jetzt setzt sie sich und zieht ihre Schuhe aus. Wahrhaftig, sie hat ihr Licht ausgelöscht. Nun, gute Nacht, wir wollen schlafen.“ Und wenn er das Bett knacken hörte, murmelte er lachend: „Verwünscht! Fräulein Lisa ist wirklich nicht leicht.“ Dieser Gedanke erheiterte ihn, und schließlich schlief auch er ein, mit dem Gedanken an die Schinken und an das Pöckelfleisch beschäftigt, welches er am nächsten Tage zubereiten sollte.

So dauerten die Verhältnisse ein Jahr fort, ohne daß Lisa auch nur einmal errötet wäre, oder Quenu irgend welche Verlegenheit gezeigt hätte. Wenn das Mädchen des Morgens, wo es gewöhnlich sehr viel zu thun gab, in der Küche half, begegneten sich beider Hände oft beim Fleischhacken. Manchmal war sie ihm behülflich, indem sie mit ihren fleischigen Fingern die Därme hielt, während er dieselben mit Fleisch- und Speckstückchen füllte; oder sie kosteten zusammen das rohe Fleisch der Saucischen, um zu sehen, ob es genügend gewürzt sei. Sie gab dabei verschiedene gute Ratschläge, da sie manches vorteilhafte Zubereitungsrezept aus dem Süden her kannte und dasselbe auch mit Vorteil anwandte. Oft spürte er sie dicht hinter sich, die

Fleischtöpfe betrachtend und dabei so nahe herantretend, daß ihre volle Kehle seine Schultern streifte. Bald reichte sie ihm einen Löffel, bald einen Teller, und die starke Hitze des Kesselfeuers trieb beiden das Blut ins Gesicht. Um keinen Preis der Welt hätte er aufgehört, die fetten Braten zu drehen, welche an der Dfenhitze gewaltig anschwellen, während sie ganz ernst über den Siedegrad sprach. Sobald nachmittags der Laden leer wurde, plauderten sie stundenlang ruhig zusammen, wobei sie hinter ihrer Ladentafel stand und strickte, während er, auf einem Hautloz sitzend, mit den Füßen nachlässig gegen den Eichenholzbloß schlug. Vortrefflich verstanden sie einander; sie sprachen von allem Möglichen, meistens von der Küche, von ihrem Oheim Gondelle und den Vorgängen in der Stadt. Sie erzählte ihm Geschichten, als ob sie ein Kind vor sich hätte, und sie wußte wirklich sehr hübsche Erzählungen, wunderliche Legenden, worin Lämmer und Engel die Hauptrolle spielten: dies alles schilderte sie mit ihrer flötenden Stimme und ihrer ernstern Miene. Wenn irgend eine Käuferin eintrat, bat sie, um nicht gestört zu werden, den jungen Mann bald um den Schweineschmalz, bald um die Schneckenbüchse. Um elf Uhr gingen sie regelmäßig schlafen und riefen einander mit sanfter Stimme die Worte zu:

„Gute Nacht, Fräulein Lisa.“

„Gute Nacht, Herr Quenu.“

Eines Morgens wurde Gondelle, als er eben eine Gallertschüssel zubereitete, plötzlich vom Schläge gerührt und fiel tot auf das Hackebrett. Lisa verlor ihre Kaltblütigkeit nicht und meinte, man dürfe den Toten nicht hier mitten in der Küche liegen lassen; sie ließ ihn deshalb in ein Kabinett bringen, wo sonst der Oheim zu schlafen pflegte. Darauf schärfte sie dem Personal ein, zu sagen, der Oheim sei in seinem Bett verschieden, da sich sonst die Leute ekeln und sie die Kundschaft verlieren würden. Quenu half die Leiche tragen und war sehr erstaunt, daß er keine Thränen fand. Später weinten Lisa und er zusammen über den Verlust des Alten. Nun waren er und sein Bruder Florent die einzigen Erben; im ganzen Viertel sprach man davon, zumal da das Vermögen des Alten für sehr

beträchtlich gehalten wurde. In Wahrheit aber fand sich auch nicht eine Spur von klingender Münze vor. Lisa zeigte eine eigentümliche Unruhe, und Quenu sah sie mit nachdenklicher Miene von früh bis abends umherspähen, als ob sie etwas verloren hätte. Endlich beschloß sie, eine gründliche Reinigung der Wohnung vorzunehmen, indem sie vorgab, es seien verschiedene Gerüchte über die eigentliche Todesart des Alten im Umlauf, und deshalb müsse man ganz ungewöhnlich sauber sein. Nachdem sie eines Tages volle zwei Stunden im Keller verweilt hatte, woselbst sie eigenhändig die Pöfelsässer wusch, kehrte sie mit einem unbekanntem Gegenstande in der Schürze zurück. Quenu hatte gerade Schweinslebern. Sie wartete, bis er damit fertig war, und plauderte inzwischen in gleichgültigem Tone mit ihm. Allein ihre Augen zeigten einen außergewöhnlichen Glanz und lächelnd erklärte sie, sie wünsche mit ihm zu sprechen. Mühsam, ohne Zweifel durch das, was sie trug, behindert, stieg sie die Treppe hinauf; im dritten Stock mußte sie Atem schöpfen und sich einige Augenblicke am Geländer festhalten. Quenu war ganz erstaunt und folgte ihr schweigend bis in ihr Zimmer. Es war dies das erste Mal, wo sie ihn einlud, dieses Gemach zu betreten. Sie verschloß die Thür, eilte an ihr Bett und ließ aus der Schürze eine Menge Gold- und Silbermünzen hervorrollen. Auf dem Boden eines Pöfelsasses hatte sie den Schatz des Oheims Gondelle gefunden. Die Last der Geldstücke drückte an der betreffenden Stelle das zarte weiche Bett des jungen Mädchens tief ein.

Jetzt war Lisas und Quenus Freude vollkommen. Sie setzten sich beide auf den Bettrand, Lisa an das Kopfeude, Quenu ans Fußende und zählten das Geld auf dem Deckbett, um ja kein Geräusch zu verursachen. Es fanden sich viertausend Frank in Gold, dreitausend Frank in Silber und in einem Blechetui zweiundvierzigtausend Frank in Kassenscheinen. Zwei volle Stunden brauchten sie, um die ganze Summe zu zählen; Quenus Hände zitterten dabei so sehr, daß Lisa sich genötigt sah, fast das ganze Geschäft zu besorgen. Die Goldstücke legten sie auf das Kopfkissen, das Silber indeß ließen sie auf dem Deckbett. Als sie

endlich die für sie ungeheure Summe von fünfundachtzigtausend Frank zusammengebracht hatten, sprachen sie von ihrer Zukunft und ihrer Verheirathung, ohne daß bisher jemals von Liebe zwischen ihnen die Rede gewesen wäre. Dieses Geld schien ihnen die Zunge zu lösen. Bei dem Zählen hatten sich beide allmählich bis an die Wand zurückgelehnt, und während ihre Hände im Golde umherwühlten, hatten sie sich halb unbewußt angefaßt und hielten sich fest umschlungen. Die Dämmerung überraschte sie und besonders Lisa war verlegen, diesen Jüngling neben sich zu finden. Das Bett hatten sie völlig in Unordnung gebracht, die Laken hingen herunter und die Goldstücke hatten in dem Kopfkissen Höhlungen hervorgebracht, gerade als ob die Köpfe eines Pärchens in Liebesleidenschaft sich darin eingewühlt hätten.

Beschämt standen sie auf, und auf ihren Gesichtern malte sich dieselbe Bestürzung, welche man bei zwei Liebenden findet, die soeben den ersten Fehltritt gethan haben. Es war, als ob dieses zermühlte Bett mit dem vielen Gelde sie eines verbotenen Genusses beschuldigte, welchem sie sich bei verschlossener Thüre hingegeben hätten. Lisa raffte ihre Kleider zusammen und holte ihre zehntausend Frank herbei; Quenu wünschte, sie solle dieselben zu den fünfundachtzigtausend Frank des Oheims legen, und lachend mischte er die beiden Summen untereinander mit dem Bemerkten, das Geld müsse sich ebenfalls vermählen; und er war überzeugt, daß Lisa den Schatz in ihrer Kommode sicher aufbewahren werde. Nachdem diese das Geld eingeschlossen und das Bett wieder in Ordnung gebracht hatten, stiegen beide so friedlich und vertraulich die Treppe hinab, als wären sie schon Mann und Frau.

In einem der folgenden Monate fand die Vermählung statt, die vom ganzen Viertel für etwas Natürliches und Selbstverständliches gehalten wurde. Die Geldgeschichte wurde allmählich bekannt, und Lisas Ehrlichkeit erntete das höchste Lob. Sie verdiente wohl, daß Quenu sie heiratete, und dieser hatte wirklich Glück dabei, denn er war durchaus nicht schön und fand trotzdem ein schönes Weib, welches ihm noch dazu ein ganz ungeahntes Vermögen einbrachte. Die Bewunderung ging soweit, daß

man einander allgemein zuraunte, „Lisa sei wahrlich thöricht, so gehandelt zu haben.“ Lisa aber lächelte, wenn man ihr dies durch die Blume zu verstehen gab. Sie lebte mit ihrem Gatten ganz wie ehemals in inniger Freundschaft und häuslichem Frieden. Sie war ihm behülflich beim Fleischhacken, beugte sich über seine Schultern, um in die Bratentöpfe zu schauen, und nur das große Küchenfeuer trieb ihnen die Röthe ins Gesicht.

Lisa indessen war eine intelligente Frau und begriff schnell die Thorheit, die fünf- und neunzigtausend Frank als totes Kapital in der Kommode schlummern zu lassen. Quenu hätte sie gern wieder in jenem Pöfelsasse verborgen, bis er ebensoviel dazu verdient haben würde, und wollte sich dann nach Suresnes zurückziehen, einem lieblichen Aufenthaltsorte vor der Stadt. Allein sie hatte andre Pläne. Die Rue Pirouette verletzte ihren Sinn für Sauberkeit, ihr Bedürfnis nach frischer Luft, nach Licht und ungestörter Gesundheit. Der Laden, wo der Oheim Gondelle sein Vermögen Sou für Sou zusammengeschart hatte, war ein finsternes Loch, einer jener zweifelhaften Fleischläden der alten Stadtteile, wo die abgenutzten Steinfliesen trotz alles Scheuerns den herben Fleischgeruch bewahren; die junge Frau jedoch sehnte sich nach einem jener reich ausgestatteten modernen Läden, deren glänzende Spiegelscheiben das Trottoir einer breiten Straße mit ihrem Schein beleuchten. Uebrigens war es bei ihr nicht etwa die kleinliche Sucht, hinter der Ladentafel die feine Dame zu spielen, im Gegenteil, sie sah deutlich ein, daß der moderne Handel auch einen gewissen Grad von Luxus erfordert. Quenu erschrak, als sie zum ersten Male mit ihm davon sprach, auszuziehen und einen Teil ihres Geldes für die Ausschmückung eines neuen Geschäftslokales zu verwenden. Sie aber zuckte lächelnd die Schultern.

Als es eines Abends im Laden bereits ganz finster war, hörten die beiden Gatten, wie vor der Thüre eine Frau des Viertels zu einer andern sagte:

„Nein, wahrlich! ich kaufe nichts mehr bei ihnen, nicht ein Stückchen Wurst . . . Denken Sie nur, meine Liebe, in ihrer Küche hat ein Loter gelegen.“

Quenu weinte vor Aerger; die Geschichte mit dem Toten war also doch bekannt geworden. Er mußte schließlich vor seinen Kunden erröthen, wenn er diese zu nahe an seiner Waare umherschneiffeln sah, und so fing er selbst wieder an, mit seiner Frau von einem Umzuge zu sprechen. Ohne ihm etwas zu sagen, hatte sie sich unterdessen schon nach einem neuen Laden umgesehen und gar nicht weit entfernt in prächtiger Geschäftslage der Rue Rambuteau auch wirklich einen gefunden. Die gegenüber gelegenen Hallen, bemerkte sie, würden die Kundenschaft daselbst sicher verdreifachen und das Haus in ganz Paris bekannt machen. Quenu ließ sich zu wahrhaft tollen Ausgaben verleiten, denn er brauchte mehr denn dreißigtausend Frank allein für Marmorverzierungen, Spiegel und Vergoldungen. Lisa weilte stundenlang bei den Arbeitern und sprach ihre Meinungen über die geringsten Kleinigkeiten aus. Als sie schließlich ihren neuen Laden beziehen konnte, kamen die Käufer in hellen Haufen, einzig und allein um den neuen Laden zu bewundern. Die Wände waren vollständig mit weißem Marmor verkleidet; an der Decke befand sich ein riesenhafter viereckiger Spiegel inmitten eines reichvergoldeten Tafelwerkes, von dem in der Mitte ein vierarmiger Kronleuchter herabhing; auch an den Seitenwänden waren zwischen Marmorplatten zahlreiche Spiegel angebracht, welche eine zauberhafte Helligkeit ausstrahlten und in deren Widerschein sich der Saal ins Unendliche auszudehnen schien mit all seinen ausgestellten Fleischwaren. Besonders schön war die zur Rechten befindliche große Ladentafel gearbeitet und mit rosafarbenen Marmormedaillons geschmückt. Den Fußboden bildete ein weiß und rotes Parquetgetäfel mit einer dunkelroten griechischen Randverzierung. Das ganze Viertel war stolz auf diesen Laden, und kein Mensch dachte mehr daran, von der Küche der Rue Pirouette zu sprechen, wo eine Leiche gelegen hatte. Während des ersten Monats blieben alle Nachbarn auf dem Trottoir stehen und blickten durch das Schaufenster auf Lisa. Mit Bewunderung sprach man sowohl über ihren zarten rosigen Teint als auch über die prächtige Marmorausstattung. Sie schien die Seele, das

Lebenslicht, der Abgott des Ladens zu sein und hieß fortan nur noch „die schöne Lisa.“

Rechts vom Laden befand sich das Speisezimmer, ein äußerst sauberes Gemach mit einem Büfett, einem Tische und geschweiften Eichenholzstühlen. Die den Fußboden bedeckende Matte, die zartbraune Tapete und die eichenfarbene Wachsteinwand verliehen dem Ganzen einen forstähnlichen Charakter, der nur durch die Lampen eines kupfernen Kronleuchters etwas gemildert wurde. Aus dem Speisezimmer führte eine Thür in die geräumige viereckige Küche, welche wieder in einen kleinen, mit Steinfliesen gepflasterten Hof mündete. Dieser diente als eine Art Kumpelkammer, denn es wimmelte hier von Terrinen, Tässern, außer Gebrauch gesetzten Geräten; links an den Springbrunnen standen entlang der Abflurinne eine Unzahl verwelkter Blumenstöcke.

Die Geschäfte gingen ausgezeichnet, und Duenu, welchen die bedeutenden Vorteile gewissermaßen verblüfft hatten, empfand fast eine Art Scheu vor seiner Frau, welche seiner Meinung nach ein „tüchtiger Kopf“ war. Nach Verlauf von fünf Jahren hatten sie beinahe achtzigtausend Frank in guten Renten angelegt, und Lisa erklärte dabei, sie seien durchaus nicht eigennützig und geben nichts darauf, zu schnell Geld zusammenzuhäufen; wäre dies der Fall, so würde sie ihren Mann zu hunderttausenden verholzen haben, indem sie ihn dann bewogen hätte, einen Engrosshandel mit Schweinen anzufangen. Sie seien ja noch jung und hätten genug Zeit vor sich; außerdem liebten sie die schmutzige Arbeit nicht, sondern wollten mit Muße arbeiten und sich nicht unnötig mit Sorgen quälen.

„Sehen Sie,“ bemerkte Lisa, wenn sie einmal gesprächig war, „ich habe einen Vetter in Paris . . . Ich bekomme ihn aber nicht zu sehen, da sich die beiden Familien entzweit haben. Er hat den Namen Gavard angenommen, um gewisse Dinge vergessen zu machen . . . Nun wohl, dieser Vetter, hat man mir gesagt, soll Millionen verdienen. Er lebt aber nicht wie ein vernünftiger Mensch, sondern hegt und sorgt sich ab, nur seines schimpflichen Schacherns wegen. Es ist doch ganz unmöglich, nicht wahr? daß

dieser abends ruhig seine Mahlzeit verzehren kann. Wir wissen wenigstens, was wir essen, haben nicht solche Plagereien auszustehen, und das Geld soll man nur deshalb schätzen, weil man es zum Leben braucht, und es ist ganz natürlich, daß man auf ein leidliches Wohlbefinden hält. Wenn ich nur verdienen sollte, um Geld zusammenzuscharren, mich nur abquälen, ohne irgend eine Freude dabei zu haben, so möchte ich lieber gar nichts thun . . . Und dann möchte ich nur einmal die Million meines Betters sehen; ich glaube es noch gar nicht. Neulich sah ich ihn im Wagen vorbeifahren; er war ganz gelb im Gesicht und blickte äußerst verdächtig umher. Ein Mann, der wirklich Geld verdient, zeigt keine solche Miene. Aber das ist seine Sache . . . Wir wollen lieber nur hundert Sous verdienen und aus diesen hundert Sous den richtigen Nutzen ziehen.“

Ihr Haushalt war in der That fruchtbar. Bereits das erste Jahr ihrer Ehe war mit einem Mädchen gesegnet worden. Sie lebten glücklich, ohne Mühe wurden ihre Verhältnisse immer glänzender, grade wie es Lisa wünschte. Sorgfältig hatte sie alle Ursachen irgend einer Störung beseitigt und die Tage flossen in ungetrübtem Wohlbefinden dahin. Ihr häuslicher Heerd war ein Plätzchen besonnenen Glückes, wo Vater, Mutter und Tochter behaglich ihre Fülle genossen. Nur Quenu war zuweilen traurig, sobald er an seinen armen Florent dachte. Bis eintausendacht-hundertsechszundfünfzig erhielt er dann und wann einen Brief von ihm. Dann hörten die Mitteilungen auf, und er las eines Tages in der Zeitung, daß drei Deportierte einen Fluchtversuch von der Teufelsinsel unternommen hätten, jedoch vor Erreichung der Küste ertrunken seien. Auf der Polizeipräfektur konnte man ihm keine genaue Auskunft geben; sein Bruder mußte also tot sein. Dennoch hoffte er noch immer, aber Monate auf Monate vergingen und Florent, welcher in Holländisch-Guyana umherschweifte, hütete sich zu schreiben, indem er jeden Tag hoffte, nach Frankreich zurückkehren zu können. Quenu beweinte ihn schließlich wie einen Verstorbenen, von dem man nicht hat Abschied nehmen können. Lisa kannte Florent nicht und

so suchte sie jedesmal, wenn ihr Mann in ihrer Gegenwart seiner Verzweiflung Lust machte, diesen zu beschwichtigen; wohl hundertmal erzählte er ihr seine Jugendgeschichte, von dem großem Zimmer in der Rue Royer-Collard, von den vielen Handwerken, welche er zu lernen angefangen, von den Lederbissen, welche er zu Hause kochte, während Florent in seinem schwarzen Anzuge zuschaute. Ruhig, mit unendlicher Geduld hörte sie diese Geschichten an.

Mitten in dieses häusliche Glück kam Florent an jenem Septembertage hereingeschneit, gerade als Lisa sich behaglich von der Morgen Sonne bescheinen ließ und Quenu, noch ganz verschlafen, die Finger träge in dem gewonnenen Fett des verfloffenen Tages spielen ließ. Der ganze Laden geriet in Bestürzung. Savard verlangte, man solle den „Proskribierten“ verbergen, wie er ihn zu nennen pflegte. Lisa, bleicher und ernsthafter als gewöhnlich, führte ihn in den fünften Stock, wo sie ihm das Zimmer ihres Ladenmädchens anwies. Quenu hatte seinem Bruder Brot und Schinken vorgesetzt, allein Florent konnte kaum essen, er ward von Schwindel und Uebelkeit befallen, mußte fünf Tage lang das Bett hüten, wobei sich eine Gehirnentzündung einstellte, welche aber glücklicherweise energisch bekämpft ward. Als er wieder zu sich kam, sah er Lisa neben sich stehen und geräuschlos mit einem Löffel in einer Tasse rühren. Er wollte ihr seinen Dank aussprechen, allein sie entgegnete, er solle sich ruhig verhalten, später könne er sprechen. Nach Verlauf von weiteren drei Tagen konnte der Kranke aufstehen. Da kam eines Morgens Quenu zu ihm herauf und teilte ihm mit, Lisa erwarte sie beide im ersten Stock auf ihrem Zimmer.

Hier hatten sie eine kleine, aus ein paar Zimmern und einem Kabinett bestehende Wohnung inne. Zuerst gelangte man in ein ziemlich spärlich ausgestattetes Gemach, in welchem nur Stühle standen, darauf folgte ein kleiner Salon, dessen mit weißen Klappen überzogene Möbeln in dem gedämpften Lichte der beständig zugezogenen Vorhänge schlummerten, damit das zu grelle Tageslicht das zarte Blau der Nips-tapezierungen nicht bleichen sollte; schließlich kam man in das Schlafzimmer, welches äußerst komfortabel mit Mahagoni-

möbeln ausgestattet war. Besonders das Bett erregte Erstaunen mit seinen vier Matratzen, seinen vier Kopfkissen und seinen dicken Decken. Das war ein Bett, in welchem man ordentlich schlafen konnte. Der Spiegelschrank, der Toilettentisch, der mit einer Spizendecke überzogene Leuchterstuhl und die übrigen mit Stickerien behangenen Stühle zeugten von einem gebiegenen bürgerlichen Luxus. Links an der Wand, zu beiden Seiten des Kamins, der mit kupfernen bemalten Vasen und einer die Gestalt Gutenbergs darstellenden Stuhuhhr garniert war, hingen die in Del gemalten Porträts von Quenu und Lisa in ovalen starkverzierten Rahmen. Quenu lächelte, während Lisa eine würdige Miene zeigte; beide waren schwarz gekleidet, und der Maler hatte den beiden Gesichtern stark geschmeichelt. Ein Samtteppich mit verschnörkelten Rosetten und Sternen bedeckte den Fußboden, und vor dem Bett breitete sich ein aus langen gekräuselten Wollensäden gefertigter Moosteppich aus, ein mühsames Werk, welches die schöne Fleischerin selbst in ihrem Laden gefertigt hatte. Aber besonders ver setzte inmitten aller dieser neuen Sachen den Beobachter eines in Erstaunen: an der Wand rechts stand ein großer viereckiger Sekretär, den man frisch hatte lackieren lassen, ohne dadurch jedoch die Löcher in der Marmorverkleidung und die Krizeln in dem altersschwachen Mahagoniholz verbergen zu können. Lisa hatte dieses Stück aufbewahren wollen, da es vom Oheim Gondelle länger als vierzig Jahre benutzt worden war; sie behauptete, es bringe ihnen Glück. Es war mit unmenschlich dicken Eisenbeschlägen versehen, das Schloß hätte eher für ein Geheimniß sich geeignet und das Ganze war so schwer, daß man es nicht von der Stelle bewegen konnte.

Als Florent und Quenu eintraten, saß Lisa vor dem Sekretär und schrieb mit leserlicher Schrift eine Menge Ziffern. Mit einem Zeichen bedeutete sie, man solle sie nicht stören. Die beiden Männer setzten sich, und Florent blickte erstaunt im Zimmer umher, bald nach den beiden Porträts, bald nach der Uhr, bald nach dem Bett.

„Hier,“ sagte endlich Lisa, nachdem sie ruhig eine lange Rechnung geprüft hatte. „Hören Sie mich an . . .

Wir haben eine Rechnung mit Ihnen in Ordnung zu bringen, mein lieber Florent.“

Zum ersten Mal nannte sie ihn so. Die Rechnung in die Hand nehmend, fuhr sie fort:

„Ihr Oheim Gondelle ist ohne Testament verstorben; Sie und Ihr Bruder waren die einzigen Erben . . . Heute müssen wir Ihnen Ihren Anteil geben.“

„Aber ich verlange nichts,“ rief Florent, „ich will nichts!“

Quenu schien nichts von den Absichten seiner Frau zu wissen. Er war etwas bleich geworden und warf ihr einen ärgerlichen Blick zu. Zwar hatte er seinen Bruder sehr lieb; aber seiner Ansicht nach war es unnütz, ihm so auf einmal die ganze Erbschaft seines Oheims in die Hände zu geben. Man hätte das später thun können.

„Ich weiß wohl, mein lieber Florent,“ versetzte Lisa, „daß Sie nicht deshalb zurückgekehrt sind, um von uns das zu fordern, was Ihnen gehört. Aber Geschäft ist Geschäft, und es ist besser, so etwas sogleich in Ordnung zu bringen . . . Die Ersparnisse Ihres Oheims beliefen sich auf fünfundachtzigtausend Frank. Ich habe Ihnen also zweiundvierzigtausend Frank zugeschrieben. Hier sind sie.“

Mit diesen Worten deutete sie auf die Rechnung.

„Leider ist es nicht so leicht, Geschäft, Materialien, Waaren und Kundschaft abzuschätzen. Ich konnte deshalb nur annähernde Summen schreiben, aber ich glaube alles berechnet zu haben . . . Dabei bin ich auf fünfzehntausenddreihundertundzehn Frank gekommen, woraus sich für sie siebentausendsechshundertfünfundfünfzig Frank und im Ganzen fünfzigtausendeinhundertundfünfzehn Frank ergeben. . . Sie werden es prüfen, nicht wahr?“

Sie hatte die Zahlen klar und deutlich ausgesprochen und reichte ihm jetzt das Blatt Papier.

„Aber,“ rief Quenu, „die Fleischerei des Alten ist niemals fünfzehntausend Frank wert gewesen! Ich würde dafür nicht einmal zehntausend gegeben haben!“

Seine Frau machte ihn schließlich ärgerlich. Man dürfe, meinte er, die Rechtschaffenheit nicht zu weit treiben. Habe ihr denn Florent etwas von der Fleischerei

gesagt? Uebrigens wolle er ja gar nichts, wie er erklärt habe.

„Die Fleischerei war fünfzehntausenddreihundertundzehn Frank wert,“ wiederholte Lisa ruhig . . . „Sie begreifen, mein lieber Florent, daß es unnötig ist, hier einen Advokaten zu Rate zu ziehen. Es ist unsre Pflicht, zu teilen, da Sie jetzt wieder unter die Lebenden getreten sind . . . Seit ihrer Ankunft habe ich sofort daran gedacht, und während sie da oben am Fieber krank lagen, habe ich versucht, die Sache zu ordnen, so gut es eben ging . . . Sie sehen, es ist dabei auf alles Rücksicht genommen. Ich habe sowohl in unsern alten Büchern nachgeschlagen als auch mein Gedächtnis zu Hülfe genommen. Lesen Sie es jetzt mit lauter Stimme, und ich werde Ihnen die nötigen Aufschlüsse geben.“

Florent hatte schließlich lächeln müssen. Gerührt über diese Rechtlichkeit, legte er die Rechnung auf den Schoß der jungen Frau, ergriff deren Hand und erklärte:

„Meine teure Lisa, ich schätze mich glücklich, zu sehen, daß Sie gute Geschäfte machen; allein ich will Ihr Geld nicht. Die Erbschaft gehört meinem Bruder und Ihnen, die Sie den Dheim bis an sein Ende gepflegt haben . . . Ich brauche nichts und will Sie in Ihrem Geschäfte nicht stören.“

Sie aber bestand darauf und ward sogar ärgerlich, während Duenu befriedigt schwieg.

„Nun!“ entgegnete Florent lachend, „wenn der Dheim Gondelle Sie jetzt hörte, ich glaube, er wäre im Stande, Ihnen das Geld wieder zu nehmen . . . Er war gar nicht gut auf mich zu sprechen.“

„Ach ja!“ murmelte Duenu; „er hatte Dich gar nicht gern.“

Aber Lisa erklärte, sie wolle in ihrem Sekretär kein Geld haben, welches ihr nicht gehöre, das störe sie und sie könne bei dem Gedanken daran nicht ruhig leben. Da machte ihr Florent den Vorschlag, sein Geld in ihrem Fleischladen anzulegen. Uebrigens, bemerkte er, wolle er ihre Hülfe nicht von der Hand weisen, da er ohnehin nicht sobald Arbeit finden werde und außerdem in seinem schlechten Anzuge sich nirgends vorstellen könne.

„Boxtausend!“ rief Quenu, „Du schläfst bei uns, ißt bei uns, und wir werden Dir auch die notwendigen Bedürfnisse kaufen. Das versteht sich von selbst . . . Du weißt doch, daß wir Dich nicht auf der Straße liegen lassen werden!“

Er sagte dies mit tiefer Rührung und schien sich sogar zu schämen, daß er vorher Befürchtungen gehegt hatte, eine so beträchtliche Summe auf einmal herauszugeben. Scherzend sagte er jetzt zu seinem Bruder, daß er dafür sorgen wolle, ihn dick und fett zu machen. Dieser schüttelte leise mit dem Kopfe, während Lisa die Rechnung zusammenfaltete und dieselbe in ein Schubschloß des Sekretärs legte.

„Sie thun unrecht,“ sagte sie. „Ich habe nur meine Pflicht gethan. Jetzt soll es sein, wie Sie wünschen . . . Ich, sehen Sie, hätte keine Ruhe gehabt; die bösen Gedanken stören mich zu sehr.“

Sie sprachen nun von andern Dingen. Vor allen Dingen mußte Florents Anwesenheit gemeldet werden, ohne daß die Polizei Verdacht spürte. Er teilte ihnen daher mit, daß er mit Hilfe der Papiere eines armen Teufels nach Frankreich gelangt sei, welcher in Surinam in seinen Armen am gelben Fieber verschieden sei. Merkwürdigerweise hieß derselbe auch Florent, aber dies war sein Vorname. Florent Laquerrière hatte nur eine Kousine in Paris, deren Tod man ihm nach Amerika berichtet hatte; nichts war also leichter, als seine Rolle zu spielen. Lisa erbot sich sogar, die Kousine zu vertreten. Man kam überein, eine Geschichte von einem aus der Fremde zurückgekehrten Vetter zu erzählen, der, bis er eine Stellung gefunden habe, bei Quenu-Gondelles wohne, wie man im Viertel die Familie zu nennen pflegte. Als alles geregelt war, wünschte Quenu, sein Bruder möge die Wohnung besuchen, und hierbei zeigte er ihm alle Kleinigkeiten. In dem kahnen Zimmer, wo nur Stühle standen, öffnete Lisa eine Seitenthür und zeigte ihm ein Kabinett, mit dem Bemerkten, hier werde das Ladenmädchen schlafen, während er fortan das Zimmer im fünften Stock inne haben solle.

Am selbigen Abend bereits war Florent vollständig neu gekleidet. Abermals hatte er darauf bestanden, einen schwarzen Anzug zu tragen, trotz der Ratschläge Quenus, welcher diese Farbe gar zu traurig erklärte. Nun verbarg man ihn auch nicht mehr, und Lisa erzählte unverhohlen die Geschichte von dem Better. Er hielt sich meist in der Fleischerei auf, saß bald in der Küche auf einem Stuhle, bald stand er im Laden, an die Wand gelehnt. Bei Tische stopfte ihn Quenu förmlich mit Speisen voll und ward sogar ärgerlich, weil er wenig aß und gewöhnlich die Hälfte des Fleisches liegen ließ, womit man seinen Teller füllte. Lisa hatte ihr langsames behagliches Wesen wieder angenommen; sie duldete ihn sogar des Morgens, wo er doch nur den Verkehr störte, dann vergaß sie ihn ganz, und wenn sie ihn wiedertraf, erschrak sie anfangs, fand aber schnell wieder ihre reizende lächelnde Miene, um ihn nicht zu verletzen. Die Uneigennützigkeit dieses hageren Mannes hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und sie empfand sogar einen tiefen Respekt vor ihm. Florent hingegen verspürte um sich herum nichts als Zuneigung.

Wenn er des Abends von seinem müßig verbrachten Tag ermüdet war, ging er mit den beiden Fleischerburschen, welche die der seinigen benachbarten Mansarden inne hatten, schlafen. Léon, der Lehrling, war erst fünfzehn Jahre alt; es war ein schwächlicher Knabe mit sanften Zügen, welcher die Gewohnheit hatte, die liegengebliebenen Schinkenschnitte und Würststückchen zu stehlen, dieselben unter seinem Kopfkissen zu verbergen und sie des Nachts ohne Brot zu verzehren. Mehrmals glaubte Florent gegen ein Uhr morgens zu hören, wie Léon mit seinem Genossen Mahlzeit hielt: anfangs vernahm er ein andauerndes Stimmengestüß, hierauf hörte er kauen, ein Papier knittern und endlich erscholl ein halbunterdrücktes glockenreines Lachen in dem stillen Hause. Der andre Bursche, August Landois, stammte aus Troyes und obwohl er erst achtundzwanzig Jahre zählte, war sein Kopf doch schon ziemlich kahl. Als er am ersten Abend mit Florent die Treppe hinaufstieg, erzählte er diesem in umständlichen Worten seine Lebensgeschichte. Er war zuerst nur deshalb nach Paris gekommen,

um sich weiter auszubilden und später in seiner Vaterstadt Troyes einen Fleischladen zu eröffnen, wo ihn seine Kousine Augustine Landois erwartete. Beide hatten denselben Taufpaten gehabt und trugen deshalb auch einen und denselben Vornamen. Später faßte er den Entschluß, sich mit seinem mütterlichen Erbteil in Paris zu etablieren. Im fünften Stock angelangt, hielt August unsern Florent noch zurück und erzählte ihm viel Gutes von Frau Duenu. Diese, erklärte er, habe eingewilligt, Augustine Landois hierher kommen zu lassen, um durch sie ein Ladenmädchen zu ersetzen, welche sich auf die schlechte Seite gelegt habe. Er selbst verstehe sein Handwerk und seine Augustine finde nunmehr Gelegenheit, sich im Geschäftswesen vollends auszubilden. In einem Jahre würden sie sich verheiraten und einen Fleischerladen übernehmen, wahrscheinlich in Bloisane, einem volkreichen Teile von Paris. Sie beeilten sich deshalb mit ihrer Heirat nicht so sehr, weil dieses Jahr der Speck nichts gelte. Außerdem erzählte er, sie hätten sich in Saint-Duen zusammen photographieren lassen. Hierauf betrat er die Mansarde, neugierig, die Photographie wiederzusehen, welche man über dem Kamin hatte hängen lassen, damit der Vetter von Frau Duenu ein hübsches ausgestattetes Zimmer besitze. Einige Augenblicke lang stand er selbstvergessen da und betrachtete das Gemach, in welchem sich noch so zahlreiche Spuren des jungen Mädchens vorfanden, dann trat er an das Bett heran und frug Florent, ob es sich drin gut ruhe. Augustine, bemerkte er, schlafe jetzt unten und habe es da besser, insofern als die Mansarden im Winter sehr kalt seien. Endlich ging er fort und ließ Florent mit seinem Bett und seiner Photographie allein. August war gleichsam ein blasser Duenu und Augustine eine jugendliche Lisa.

Florent langweilte sich schließlich schrecklich; vergebens hatte er sich nach Privatstunden umgesehen, zumal da er vermied, in das Schulviertel zu gehen, aus Furcht man möge ihn daselbst erkennen. Lisa sagte ihm in mildem Tone, er werde wohl am besten thun, sich an Handlungen zu wenden, wo er ganz gut die Korrespondenz oder Buchführung besorgen könne. Zu wiederholten Malen machte sie ihm

diesen Vorschlag und erbot sich schließlich selbst, ihm Stelle zu verschaffen. Sie fühlte sich nämlich allmählich unangenehm berührt, ihn beständig nachdenklich und schlüßig in ihrem Laden zu sehen. Im Anfang war bei ihr nur das gerechtfertigte Mißbehagen an jenen Leuten, welche die Hände in den Schoß legen, ohne daß sie dachten, ihn es zum Vorwurf zu machen, daß er so laßig bei ihr Kostgänger sei. Sie pflegte immer zu sagen:

„Ich brächte es nicht zuwege, den ganzen lieben Tag zu verträumen. Sie müssen doch abends gar keinen Hund haben . . . Wird es Ihnen denn nicht langweilig?“

Auch Gavard bemühte sich, eine Stellung für Florent zu finden. Allein er suchte auf eine sonderbare verstoßene Weise und hätte gern irgend eine obskure Beschäftigung gefunden, wie sie seiner Meinung nach für einen „Affenskribierten“ sich gezieme. Gavard war ein Oppositionsminister. Er hatte vor kurzem sein fünfzigstes Lebensjahr überschritten und rühmte sich, bereits vier Regierungen ihr Schicksal vorausgesagt zu haben. Ueber Karl IX., die Priester, Edelleute, kurz das ganze Geschmeiß, welches er zur Welt hinausgeworfen, müsse er jetzt noch die Achseln zucken. Ludwig Philipp mit seinen Bourgeois sei ein Dummkopf und dabei erzählte er die Geschichte von den wollenen Strümpfen, in welchen der Bürgerkönig sein Geld verfaßt halte; die Republik von Anno achtundvierzig sei das reine Narrenspiel, und jetzt leugnete er auch, dem zweiten Dezenbrunnen zugejubelt zu haben, weil er Napoleon III. als seinen persönlichen Feind betrachtete, als eine Kanaille, welche mit de Morny und den Andern einschloß, um „sich und voll zu fressen.“ Gerade in diesem Kapitel war Erzählungsstoff unerschöpflich; mit etwas gedämpfter Stimme versicherte er sogar, daß jeden Abend fest verschlossene Wagen Weibspersonen nach den Tuilerien führten und daß er eines Nachts vom Karousselplatze aus so den wüsten Lärm einer Orgie vernommen habe. Gavard hatte es sich zur ernstesten Pflicht gemacht, der Regierung so unbequem wie möglich zu sein, und so that er denn alle möglichen Possen, über welche er dann monatelang im Innern sich freute. Zuerst stimmte er für den Kandida-

welcher im gesetzgebenden Körper „die Minister am meisten ärgerte.“ Wenn er sodann den Fiskus bestehlen, die Polizei auf falsche Fährte bringen oder irgend einen unangenehmen Zwischenfall herbeiführen konnte, arbeitete er nach Kräften daran, die Affäre möglichst ungeheuerlich zu gestalten. Uebrigens gab er sich fälschlicherweise für einen gefährlichen Menschen aus, sprach davon, als habe die „Tuileriensippenschaft“ ihn gekannt und vor ihm gezittert, und behauptete man müsse die eine Hälfte dieser Schurken hinrichten und die andere deportieren. Seine ganze Schwägerpolitik setzte sich auf diese Weise aus Aufschneidereien zusammen, aus langweiligen Erzählungen, aus jener Sucht nach Skandal-Dummheiten, welche einen Pariser Krämer veranlaßt, zu Zeiten eines Aufstandes seine Läden zu öffnen, um die Toten zu sehen. So suchte er auch bei Florents Rückkehr aus Cayenne nach einem besonders ungeheuerlichen Streiche, nach einer besonders geistreichen Art, den Kaiser, das Ministerium, die Beamten bis herab zum letzten Stadtsoldaten zu verspotten.

Das Benehmen Gavards Florent gegenüber war nichts weniger als vertrauenerweckend. Unter verstohlenem Augenzwinkern sprach er ganz leise mit ihm über die einfachsten Dinge der Welt und drückte ihm dabei geheimnisvoll die Hand. Endlich hatte er doch einen willkommenen Gegenstand gefunden, denn er sah hier einen wirklich kompromittierten Kameraden vor sich und konnte nun, ohne groß zu lügen, von den Gefahren sprechen, denen er ausgesetzt sei. Sicherlich empfand er in seinem Innern eine gewisse Furcht vor diesem jungen Mann, welcher von den Galeeren zurückkam und dessen herabgekommenes Aeußere von einer langen Leidensperiode zeugte; aber gerade diese Furcht machte ihn stolz und überzeugte ihn, daß er eine erstaunliche Handlung begehe, indem er einen der gefährlichsten Menschen zu seinem Freunde mache, und Florent wurde in seinen Augen eine geheiligte Persönlichkeit; er schwur nur noch bei Florent, er nannte Florent, wenn ihm alle andern Stützpunkte fehlten und er die Regierung ein für allemal stürzen wollte.

Einige Monate nach dem Staatsstreiche hatte Gavard

seine Frau in der Rue Saint-Jacques verloren und führte seine Garfüche bis eintausendachtundsechsfundfünfzig fort. Damals verbreitete sich das Gerücht, daß er bedeutende Summen verdient habe, indem er mit einem ihm benachbarten Gewürzkrämer zusammen eine Lieferung trockener Gemüse für die Orientarmee übernommen habe. Die Wahrheit aber war, daß er seine Garfüche verkauft hatte und ein Jahr lang von seiner Rente lebte. Jedoch sprach er nicht gern von dem Ursprunge seines Vermögens, weil, wie er sich ausdrückte, dies ihn hinderte, seine volle Meinung über den Krimkrieg zu sagen, den er für eine bloße abenteuerliche Expedition hielt, die nur dazu unternommen sei, um „den Thron zu befestigen und die Taschen gewisser Leute zu füllen.“ Schon nach einem Jahre langweilte er sich unendlich in seinem Garçonlogis, und da er fast täglich bei Quenu und Gondelle einen Besuch machte, zog er mehr in die Nähe und zwar in die Rue de la Coussemarine. Hier übten die Hallen mit ihrem Lärm und ihren ewigen Klatschereien eine unwiderstehliche Zugkraft auf ihn aus, so daß er beschloß, im Geflügelpavillon einen Stand zu mieten, einzig und allein, um sich zu zerstreuen und seine Zeit mit dem Gewäsch der Marktleute auszufüllen. Hier sah er sich beständig über die geringsten Vorkommnisse im Viertel unterrichtet, so daß ihm manchmal der Kopf schwirrete vor dem unaufhörlichem Stimmengewirr um ihn her; hier empfand er tausend heimliche Freuden, hier war er gleichsam in seinem Elemente und befand sich so wohl wie ein in sonniger Flut spielender Karpfen. Zuweilen besuchte ihn auch Florent. Die Nachmittage waren noch immer sehr warm, und dann sah man die Weiber an den langen schmalen Gängen entlang sitzen und Geflügel rupfen. Die Sonne sandte ihre Strahlen herab und gleich einer Schneewolke flogen die Federn unter den Fingern hervor. Laute Zurufe und allerhand schmeichelhafte Anerbietungen folgten Florent:

„Eine schöne Ente, mein Herr? . . . Kommen Sie doch heran . . . Ich habe hübsche fette Hühner . . . Mein Herr, kaufen Sie doch dieses Paar Tauben . . .“

Bestürzt und halb taub von dem Geschnatter eilte er . . .

weiter. Die Weiber fuhren fort zu rupfen und machten ihn zum Gegenstande ihrer Unterhaltung, während die dichten Federwolken ihn fast erstickten. Endlich in der Mitte des Ganges, zunächst der Fontaine, fand er Gavard, der in Hemdärmeln vor seiner Bude stand und hochtrabend sprach. Hier herrschte Gavard mit Fürstenmiene inmitten einer Gruppe von zehn bis zwölf Weibern. Er war der einzige Mann auf dem Markte und hatte eine so lose Zunge, daß er, nachdem er es mit acht oder zehn Verkäuferinnen versucht hatte, beschloß, seine Waare selber zu verkaufen, wobei er in höchst naiver Weise behauptete, diese Frauensleute klatzten nur den ganzen Tag und damit sei ihm nicht gedient. Da er nun aber doch jemanden haben mußte, der in seiner Abwesenheit seine Stelle vertrat, so nahm er Marjolin an, der, nachdem er es mit allem möglichen in den Hallen versucht hatte, gerade beschäftigungslos umherschweifte. Dst blieb Florent eine ganze Stunde lang bei Gavard, erstaunt über dessen uner-schöpfliche Beredsamkeit, mit der er bald der einen Markt-frau ins Wort fiel, bald sich mit einer andern zankte, bald einer dritten die Kundschaft weglockte und für seine Person allein mehr Skandal machte, als alle seine über hundert zählenden geschwägigen Nachbarinnen zusammen, von deren Lärm allein schon die Eisenplatten des Pavillons erdröhnten.

Die ganze Verwandtschaft des Geflügelhändlers bestand aus einer Schwägerin und einer Nichte. Als seine Frau starb, weinte deren ältere Schwester, Frau Lecoeur, welche seit Jahresfrist Wittwe war, dermaßen über den Verlust, daß sie fast jeden Abend dem unglücklichen Gatten ihr Beileid ausdrückte. Augenscheinlich ging sie damals mit dem Plane um, ihm zu gefallen und die Stelle der Verstorbenen einzunehmen. Allein Gavard haßte die hageren Weiber und er meinte, es sei ihm unlieb, wenn er die Knochen unter der Haut fühle; deshalb liebte er auch nur die fetten Hunde und Katzen und empfand es gewissermaßen als persönliche Genugthuung, einen feisten Rücken vor sich zu sehen. Frau Lecoeur, welche sich beleidigt fühlte und ungeheuer ärgerlich war, als sie merkte,

daß das Geld des Gartüchenbesizers ihr nicht zufallen werde, hegte von jetzt an einen tödlichen Haß gegen jenen. Ihr Schwager war der Feind, mit welchem sie jede Stunde sich beschäftigte, und als sie ihn sich in den Hallen ganz nahe bei dem Pavillon, in welchem sie mit Butter feil hielt, etablieren sah, beschuldigte sie ihn, er thue dies nur, „um sie zu ärgern und ihr das Geschäft zu schmälern.“ Lange Zeit hatte sie die Tochter einer ihrer Schwestern bei sich gehabt, einer Bäuerin, welche ihr die Kleine schickte, ohne sich weiter um dieselbe zu kümmern. Das Mädchen wuchs nun in den Hallen groß, und da sein Familienname Carriet war, hieß sie bald nur noch la Carriette. Schon mit sechzehn Jahren war la Carriette ein so wichtiges Ding, daß zahlreiche Herren herbeikamen und kauften, nur um sie zu sehen, und mit ihrem bleichen jungfräulichen Gesicht und ihren funkelnden Augen war sie allgemein beliebt. Schließlich erkor sie sich einen Lastträger zum Mann, welcher aus Menilmontant stammte und für ihre Tante gewöhnlich die Kommissionen besorgte. Als sie sich im Alter von zwanzig Jahren mit einigem Vermögen, dessen Ursprung unbekannt blieb, als Fruchthändlerin etablierte, stolzierte ihr Liebhaber, den man Jules nannte, nur noch in höchst saubern Blousen einher, trug eine Sammetmütze und kam nun bloß nachmittags nach den Hallen. Sie wohnten zusammen in der Rue Bauvilliers im dritten Stock eines großen Gebäudes, dessen Erdgeschöß von einem unheimlichen Kaffeelokal eingenommen ward. Die Undankbarkeit der Carriette verbitterte Frau Lecoeur dermaßen, daß diese sie mit allen erdenklichen Schimpfreden überflutete. Während die Tante außer sich war, erfand die Nichte mit ihrem Jules allerhand Geschichten, welche dieser dann im Butterpavillon austreute. Gavard fand die Carriette äußerst drollig; er zeigte ihr gegenüber un-gemeine Nachsicht und klopfte ihr, wenn er sie traf, freundschaftlich auf die dicken fleischigen Wagen.

Als eines Nachmittags Florent im Fleischladen saß, ganz erschöpft von dem erfolglosen Umhereilen nach einer Stelle, kam Marjolin herein. Dieser dicke gutmütige Bursche war Lisas Schützling. Sie meinte, er sei zwar

etwas dumm, allein er besitze Niesenkkräfte und bilde insofern eine interessante Persönlichkeit, weil man weder seinen Vater noch seine Mutter kenne. Sie selbst hatte ihm bei Savard ein Unterkommen verschafft.

Lisa stand eben an der Ladentafel und ärgerte sich über Florents schmutzige Schuhe, welche den weiß und roten Fußboden beschmutzten: sie war deshalb schon zweimal aufgestanden, um Sägespähne zu streuen. Als sie Marjolin erblickte, glitt ein Lächeln über ihr Gesicht.

„Herr Savard,“ sagte der junge Mann, „schickt mich, Sie zu fragen . . .“

Hier stockte er, blickte um sich und fuhr leise fort:

„Er hat mir ausdrücklich empfohlen, ich möge warten, bis niemand zugegen sei, und Ihnen dann folgende Worte wiederholen, welche er mich hat auswendig lernen lassen: „Frage sie, ob keine Gefahr vorhanden ist und ob ich mit Ihnen davon sprechen kann, was Sie bereits wissen.“

„Sage nur Herrn Savard, wir erwarteten ihn,“ versetzte Lisa, an die geheimnisvollen Aufspielungen des Geflügelhändlers bereits gewöhnt.

Aber Marjolin ging noch nicht, sondern blieb halb erstaunt, halb schmeichelnd vor der schönen Fleischerin stehen. Beinahe gerührt durch diese stumme Bewunderung, versetzte sie:

„Gefällt es Dir bei Herrn Savard? Er ist ein guter Mann und Du wirst wohl thun, ihn zufrieden zu stellen.“

„Ja, Frau Lisa.“

„Aber Du bist recht unvernünftig, erst gestern habe ich Dich auf den Dächern der Hallen bemerkt; außerdem verkehrst Du viel mit Gesindel aller Art. Du bist jetzt groß und mußt an Deine Zukunft denken.“

„Samohl, Frau Lisa.“

Sie mußte jetzt das Gespräch unterbrechen, da eine Dame Koteletten verlangte. Deshalb verließ sie die Ladentafel, begab sich an einen im Hintergrunde des Ladens stehenden Hackblock und schnitt daselbst mit einem dünnen Messer drei Koteletten von einem Schweinsviertel ab. Mit ernster Miene nahm sie alsdann die Koteletten und wog sie in der Hand.

Als die Dame fort war und sie bemerkte, wie Marjolin ganz entzückt nach ihr blickte, rief sie diesem zu:

„Wie! bist Du denn immer noch da?“

Schon war er im Begriff, den Laden zu verlassen, als Lisa ihn mit den Worten zurückhielt:

„Höre, wenn ich Dich noch einmal mit diesem kleinen Schmutzfinken, der Cadine, sehe . . . Gestehe es nur! Noch heute früh waret ihr zusammen vor den Kaldaunenbuden und sahet zu, wie die Hammelköpfe zerhackt wurden . . . Ich begreife gar nicht, daß ein so schöner Bursche wie Du Gefallen an dieser Schmutzliese finden kann . . . Schnell, geh und sage Herrn Gavard, er möge sogleich kommen, da jetzt gerade niemand zugegen sei.“

Bestürzt eilte Marjolin davon, ohne irgend eine Antwort zu geben; die schöne Lisa indeß blieb vor ihrer Ladentafel stehen, den Blick den Hallen zugewandt, und Florent betrachtete sie schweigend, erstaunt darüber, sie so schön zu finden. Bis jetzt hatte er sie nur immer undeutlich gesehen, da er überhaupt die Frauen nicht zu betrachten verstand. Vor ihr lagen auf weißen Porzellantellern Würstchen aus Orles und Lyon, Zungen und gekochtes Bökelfleisch, ein mit Galle überzogener Schweinskopf, ein Topf mit gehacktem Schweinefleisch und eine Büchse Delsardinen; rechts und links erblickte man auf Regalen italienischen Käse, einen gewöhnlichen Schinken von Rosa-Färbung und einen blutroten Yorker Schinken, mit einer dicken Fettschicht überzogen. Außerdem zeigten sich auf teils runden teils ovalen Tellern geräucherte Zungen, Trüffelgelatine, Wildschweinsköpfe mit Pistazien, während ganz in ihrer Nähe das Auge auf Kalbsbraten, Leberpasteten und Hasenpasteten fiel. Da Gavard noch nicht kam, setzte sie den Topf mit Schweineschmalz und die Büchse mit Bratenfett nebeneinander, wischte die Schalen der beiden Wagen sorgfältig ab und blickte endlich schweigend wieder nach den Hallen. Gerade an diesem Tage sah sie ungemein frisch aus; ihre weiße Schürze und ihre weißen Ärmel schienen mit den weißen Tellern zu verschwimmen, auf ihren rosigen Wangen indeß spiegelten sich gleichsam die zarten Töne der Schinken und die durchsichtige Reinheit

des Fettes ab. Je mehr Florent sie ansah, desto schüchtern wurde er und blickte schließlich nur noch verstohlen durch den Spiegel, ihr Bild auf diese Weise zu erhaschen suchend. Auf diese Weise konnte er sie von allen Seiten betrachten. Es war, als sei Lisa unzählige Male vorhanden mit ihren breiten Schultern, ihren üppigen Armen, ihrer schwellenden Brust, welche indeß so ruhig sich zeigte, daß sie keinerlei sinnliche Gedanken in ihm erweckte. Besonders gefiel ihm eines dieser Profile, welches seitwärts von ihm zwischen zwei Schweinshälften in einem Spiegel erschien. Längs der Marmorverkleidung hingen Schweine und Speckseiten, und Lisas Profil mit den runden Formen, der üppigen Unterkiefer erschien wie das Bild einer Königin inmitten aller dieser Fleischmassen. Sodann beugte sich die schöne Fleischerin vor und lächelte den beiden Goldfischen zu, welche unaufhörlich in dem Aquarium umher schwammen.

Da trat Gavard ein und begab sich mit gewichtiger Miene in die Küche, um Duenu zu suchen. Als er sich endlich links auf eine kleine Tafel gesetzt hatte, während Florent auf seinem Stuhle verblieb, Lisa an der Ladentafel stand und Duenu an einer Schweinshälfte lehnte, verkündete er, daß er für Florent eine Stelle gefunden und damit der Regierung wieder einen recht derben Streich gespielt habe.

Aber plötzlich unterbrach er sich, denn er bemerkte Fräulein Saget, die, nachdem sie von der Straße aus die zahlreiche Gesellschaft im Laden bemerkt hatte, eingetreten war. Die kleine Alte in ihrem verschoffenen Kleide, mit dem schwarzen Handkorbe am Arm und dem bänderlosen schwarzen Strohhut auf dem Kopfe, welcher ihr bleiches Gesicht in einen unheimlichen Schatten hüllte, begrüßte die Männer flüchtig, während sie Lisa zulächelte. Es war eine alte Bekannte, diese Frau; sie bewohnte noch immer das Haus in der Rue Birouette, wo sie bereits seit vierzig Jahren ohne Zweifel von einer kleinen Rente lebte, über die sie aber kein Wort verlauten ließ. Eines Tages indeß hatte sie erklärt, sie stamme aus Cherbourg, weiter wußte man über sie nichts. Sie sprach nur über andere, erzählte

deren Geschichten so genau, daß sie sogar wußte, wieviel Hemden diese oder jene Person monatlich bleichen ließ, und trieb es in ihrer Sucht, die Verhältnisse ihrer Nachbarn kennen zu lernen, sogar soweit, daß sie an den Türen lauschte und Briefe erbrach. Ihre böse Zunge war von der Rue Saint-Denis bis zur Rue Jean-Jacques-Rousseau, von der Rue Saint-Honoré bis zur Rue Montorgeil gefährdet. Den ganzen Tag lang lief sie mit dem leeren Handkorbe umher, unter dem Vorwande, Einkäufe zu machen, während sie in Wirklichkeit nur Neuigkeiten umhertrug, über die geringfügigsten Vorkommnisse unterrichtet war und auf diese Weise allmählich die vollständige Geschichte aller Häuser, Stockwerke und Bewohner des Viertels ihrem Gedächtnisse einverleibte. Quenu hatte sie beständig im Verdacht gehabt, daß es nur sie gewesen sei, welche die eigentliche Todesgeschichte seines Oheims Gradelle ausgeklatscht habe und seitdem haßte er sie. Uebrigens war sie über die Verhältnisse des verstorbenen Gondelle sowie über diejenigen von Quenu sehr gut beschlagen. Aber seit etwa vierzehn Tagen brachte die Ankunft Florents sie ganz außer Fassung und erfüllte sie mit einem wahren Feuer der Neugierde. Sie härmte sich unendlich und behauptete steif und fest, diesen langen Schlingel müsse sie schon irgendwo gesehen haben.

Vor der Ladentafel stehen bleibend, betrachtete sie einen Teller nach dem andern und sagte endlich mit flötender Stimme:

„Man möchte nur noch essen! Wenn der Nachmittag kommt, lechze ich immer wie eine Armensünderseele nach meinem Diner . . . Haben Sie noch garnierte Koteletten übrig, Frau Quenu?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, hob sie einen Deckel von dem neusilbernen Siedeapparat. Es war dies gerade die Seite der Würste, und es fand sich nur noch ein einziges Leberwürstchen vor.

„Sehen Sie auf der andern Seite nach, Fräulein Saget,“ bemerkte die Fleischerin. „Ich glaube, es ist noch eine Kotelette da.“

„Nein, das ist nichts für mich,“ murmelte die kleine

Alte, trotzdem den Deckel aufhebend. „Ich hatte zwar Appetit danach, aber abends sind garnierte Koteletten zu schwer für den Magen . . . Ich möchte dann lieber etwas was ich mir nicht erst wärmen brauche.“

Unterdessen hatte sie sich nach Florent umgedreht, blickte bald nach diesem bald nach Gavard, welcher mit den Fingern auf der Marmortafel umhertrommelte, und erklärte lächelnd, sie möchten nur ruhig in ihrer Unterhaltung fortfahren.

„Warum kaufen Sie nicht ein Stück Pökelfleisch?“ frug Liza.

„Ein Stück Pökelfleisch, ja, immerhin . . .“

Sie nahm die Gabel mit dem Messinggriff und stocherte in den verschiedenen Stücken Pökelfleisch umher. Schließlich wiederholte sie:

„Nein, nein, das sagt mir nicht zu.“

„Nun, dann nehmen Sie eine Zunge, ein Stück Schweinskopf oder einige Scheiben Kalbsbraten,“ sagte ruhig die Fleischerin.

Aber Fräulein Saget schüttelte mit dem Kopfe. Sie blieb noch einige Augenblicke stehen, warf verächtliche Blicke auf die Fleischwaaren, und als sie endlich merkte, daß man ganz entschieden in ihrer Gegenwart schwieg und sie nichts erfahren konnte, ging sie mit den Worten:

„Nein, sehen Sie, ich wollte gern eine garnierte Kotelette haben, aber diejenige, welche Sie noch besitzen, ist mir zu fett . . . Ein andermal.“

Liza beugte sich starr und verfolgte sie mit den Blicken; sie bemerkte, wie die Alte über die Straße hinweg schritt und den Frucht pavillon betrat.

„Diese alte Ziege!“ brummte Gavard.

Als sie wieder allein waren, erzählte er, welche Stelle er für Florent gefunden habe. Einer seiner Freunde, namens Verlaque, Inspektor an der Seefischhalle, fing er an, sei so leidend, daß er Urlaub nehmen müsse. An demselben Morgen nun habe der arme Kerl ihm mitgeteilt, es würde das Beste sein, wenn er selbst seinen Stellvertreter vorschlagen könne, um im Fall einer Wiedergenesung sich die Stellung zu bewahren.

„Nun begreifen Sie wohl,“ fügte Gavard hinzu, „daß

Verlaque nicht bloß auf ein halbes Jahr fortgeht. Florent wird die Stelle sicherlich behalten können, und es ist wirklich ein netter Posten . . . Und nun, was das schönste ist, die Stelle ist der Polizeipräfektur untergeben. Haha! das wird lustig, wenn Florent von diesen Spürhunden sein Geld ausgezahlt erhält!"

Er lachte laut auf und fand die Sache äußerst komisch.

"Ich will diese Stelle nicht," entgegnete Florent kurz.

"Ich habe geschworen, vom Kaisertum nichts anzunehmen und will lieber verhungern, als die Präfektur betreten. Das ist also unmöglich, Gavard."

Ein wenig bestürzt hörte Gavard diese Worte an. Duenu hatte den Kopf gesenkt, während Lisa sich umdrehte und Florent fest ins Auge faßte. Sie wollte eben sprechen, als Carriette eintrat und abermals Schweigen folgte.

"Ach!" rief Carriette mit ihrem zarten Lachen, "beinahe hätte ich Speck mitzunehmen vergessen. . . Frau Duenu, schneiden Sie mir zwölf Streifen ab, aber nicht so dünn, nicht wahr? weil ich sie zu Lerchen brauche . . . Jules wollte gern einmal Lerchen essen . . . Nun, wie geht's Ihnen denn, Dnfel?"

Jedermann sah sie lächelnd an; Gavard hatte ihre Hände ergriffen, und keck rief sie:

"Ich wette, daß Sie eben von mir sprachen, als ich eintrat. Was sagten Sie denn, Dnfel?"

Mittlerweile rief ihr Lisa zu:

"Schauen Sie, ist es so dünn genug?"

Auf dem Rande eines vor ihr stehenden Tellers schnitt sie behutsam die Speckstreifen ab, wickelte dieselben in Papier und frug:

"Brauchen Sie sonst noch etwas?"

"Richtig," entgegnete Carriette, "geben Sie mir noch ein Pfund Schweineschmalz. . . Ich esse Bratkartoffeln für mein Leben gern, und wenn ich mir für zwei Sous Kartoffeln brate und ein Bündel Radieschen dazu esse, habe ich ein vollständiges Frühstück . . . Jawohl, ein Pfund Schmalz, Frau Duenu."

Die Fleischerin hatte ein Blatt starkes Papier auf eine Wage gelegt und holte mittelst eines Holzspachtels den

Schmalz aus dem auf der Etagere stehenden Topfe. Als die Wagschale sich senkte, nahm sie das Papier weg und faltete es zusammen.

„Also vierundzwanzig Sous,“ sagte sie, „und für sechs Sous Speck macht dreißig Sous. . . Weiter bedürfen Sie nichts?“

Carriette verneinte es, bezahlte und blickte lachend die verschiedenen Personen im Laden an. Ehe sie ging, erhob sie drohend den Finger gegen Gavard und wiederholte:

„Also Sie wollen mir nicht sagen, was Sie erzählten, als ich eintrat? Schon von der Straße aus sah ich Sie lachen. . . O! Sie Duckmäuser! Warten Sie nur, ich bin ganz böse auf Sie.“

Mit diesen Worten eilte sie hinaus auf die Straße, während die schöne Lisa in trockenem Tone bemerkte:

„Die hat uns niemand anders als Fräulein Saget hereingeschickt.“

Hierauf herrschte tiefes Schweigen. Gavard war ganz verblüfft über die ungünstige Aufnahme, welche sein Vorschlag bei Florent gefunden hatte. Endlich versetzte die Fleischerin in freundschaftlichem Tone:

„Sie thun unrecht, Florent, diese Inspektorstelle auszuschlagen. . . Sie wissen doch, wie schwer es hält, eine Beamtenstelle zu finden, und in Ihrer Lage sollten Sie gerade nicht so peinlich sein.“

„Ich habe meine Gründe genannt,“ entgegnete Florent.

„Sehen Sie,“ fuhr sie achselzuckend fort, „das ist nicht so ernst zu nehmen. Ich begreife wohl, daß Sie die Regierung nicht lieben; aber deshalb kann man doch immer sein Brot verdienen. . . Zudem ist der Kaiser durchaus nicht ein so böser Mensch, mein Lieber. Ich gebe Ihnen ja ganz recht, wenn Sie über Ihre ausgestandenen Qualen klagen. Aber hat er denn auch nur eine Ahnung davon gehabt, wenn Sie verschimmeltes Brot und verdorbenes Fleisch essen mußten? Dieser Mann kann auch nicht überall sein. . . Sie sehen doch, daß er uns auch nicht im Wege gewesen ist, unser Glück zu machen. . . Wahrlich, Sie urteilen nicht gerecht.“

Gavard wurde immer verstimmt; diese Lobreden auf den Kaiser waren ihm unerträglich.

„Ah! nein, nein, Frau Quenu,“ murmelte er, „Sie gehen zu weit. Das sind alles Schurken . . .“

„O! Sie,“ unterbrach ihn die schöne Lisa erregt, „Sie werden nicht eher zufrieden sein, als bis man Sie eines Tages mit sammt Ihren Geschichten bestohlen und massakriert hat. Wir wollen nicht von Politik sprechen, weil das mich nur erzürnen könnte . . . Es handelt sich hier nur um Florent, nicht wahr? Nun wohl, ich behaupte, daß er unbedingt die Inspektorstelle annehmen muß. Meinst Du das nicht auch, Quenu?“

Quenu, welcher bisher kein Wort gesagt hatte, fühlte sich durch die plötzliche Frage seiner Frau unangenehm berührt, wie es schien.

„Es ist eine günstige Stelle,“ sagte er.

Und als hierauf abermals ein verlegenes Schweigen eintrat, versetzte Florent:

„Ich bitte Sie, davon aufzuhören. Mein Entschluß steht fest; ich werde warten.“

„Also Sie wollen warten!“ rief Lisa ungeduldig.

Zwei feuerrote Flecke zeigten sich auf ihren Wangen, und sie mußte sich zwingen, um nicht eine Grobheit zu sagen. Da trat eine neue Persönlichkeit ein, welche ihren Zorn ablenkte; es war Frau Lecoeur.

„Könnten Sie mir vielleicht ein halbes Pfund gemischtes Fleisch für fünfundzwanzig Sous geben?“ frug sie.

Anfangs stellte sie sich als ob sie ihren Schwager gar nicht bemerkte; endlich aber begrüßte sie ihn mit einem stummen Kopfnicken. Dabei schaute sie alle drei Männer prüfend vom Kopfe bis zu den Füßen an, ohne Zweifel hoffend, ihr Geheimniß zu entdecken. Sie merkte recht wohl, daß sie ungelegen kam, und stand nun in ihren dicken Röcken, die Hände unter der Schürze verborgen, da. Als sie einmal hustete, frug Gavard, den ohne Zweifel das Schweigen störte:

„Sie haben wohl den Schnupfen?“

In trockenem Tone verneinte sie diese Frage. In den Stellen, wo in ihrem Gesichte die Knochen besonders

stark hervor traten, zeigte die straffgespannte Haut eine ziegelrote Färbung, und das unheimliche Funkeln ihrer Augen deutete auf irgend eine innere Krankheit hin. Jetzt drehte sie sich nach der Ladentafel um und folgte jeder Bewegung Lisas mit dem mißtrauischen Blick einer Kundin, welche sicher glaubt, bestohlen zu werden.

„Geben Sie mir keine Cervelatwurst,“ sagte sie, „ich liebe das nicht.“

Lisa hatte ein dünnes Messer ergriffen und schnitt eben einige Scheiben Leberwurst ab. Hierauf nahm sie geräucherten, alsdann rohen Schinken, von jedem zarte Scheiben trennend. Schließlich zog sie eine Terrine vor und frug:

„Sie wollen doch auch etwas Kalbsbraten haben, nicht wahr?“

Frau Lecoeur schien lange zu überlegen, endlich aber willigte sie ein. Die Fleischerin schnitt jetzt sowohl einige Scheiben Kalbsbraten als auch einige Scheiben Hasenpastete ab. Jede dieser Scheiben legte sie in die Mitte des Papiers auf die Wagschale.

„Aber weshalb geben Sie mir denn nichts von jenem Wildschweinkopf?“ bemerkte Frau Lecoeur.

So mußte sie ihr auch noch einige Scheiben Schweinskopf mit Pistazien geben. Allein die Butterhändlerin war damit noch immer nicht zufrieden; sie verlangte noch zwei Schnitten Gelatine, und Lisa, welche bereits ungeduldig geworden war, mochte ihr noch so deutlich auseinander zu setzen versuchen, daß die Gelatine mit Trüffeln versetzt sei und sie deshalb dieselbe nur zu solchen gemischten Fleischsorten geben könne, von denen das Pfund drei Frank koste. Unterdessen fuhr jene fort, die Teller mit ihren Blicken zu durchstöbern, um zu sehen, was sie noch verlangen könne. Als der Teller gewogen wurde, mußte die Fleischerin noch etwas Gelee hinzufügen. Der auf einem Porzellanteller liegende Geleeblock zitterte hierbei unter ihrer zornbebenden Hand, und als sie aus dem hinter der Siedemaschine stehenden Gefäße zwei große Pfeffergurken nahm, spritzte der Essig hoch empor.

„Das kostet also fünfundzwanzig Sous, nicht wahr?“ bemerkte Frau Lecoeur in ruhigem Tone.

Sie sah recht wohl den geheimen Zorn Lisas und schien sich förmlich an diesem Anblicke zu weiden, indem sie ganz langsam und behaglich ihr Geld aus der Tasche zog. Auf Gavard warf sie von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick, als ob sie sich über das verlegene Schweigen freute, welches ihre Gegenwart verursachte. Endlich gab ihr die Fleischerin das Packet in die Hand, und sie ging, zuvor nochmals einen vielsagenden Blick auf die im Laden bleibenden Personen zurückwerfend.

Als sie hinaus war, rief Lisa entrüstet aus:

„Diese hat uns sicherlich wieder die Saget über den Hals geschickt! Die alte Schrulle wird wohl noch die ganzen Hallen aufheizen, nur um zu erfahren, was wir hier reden! Hat man je erlebt, daß jemand um fünf Uhr nachmittags panierte Koteletten oder gemischte Fleischsorten kauft! Ich glaube, die verderben sich lieber den Magen, als daß sie sich das vermeintliche Geheimnis entgehen lassen . . . Wahrhaftig, wenn die Saget nun noch Eine herischickt, werden Sie sehen, wie ich die empfangen. Ich werfe sie zur Thür hinaus, und wenn es meine eigene Schwester wäre.“

Vor diesen Zornäußerungen Lisas schwiegen die drei Männer. Gavard hatte sich an das kupferne Geländer des Schaufensters gelehnt und spielte, in Gedanken versunken, mit einer Krystallglaszglocke, welche sich von der Messingstange losgelöst hatte. Schließlich blickte er auf und erklärte:

„Ich hatte das nur für einen Scherz gehalten.“

„Was denn?“ frug Lisa, die sich noch immer nicht ganz beruhigt hatte.

„Nun, die Inspektorstelle.“

Noch einmal warf sie einen Blick auf Florent, setzte sich auf den hinter der Ladentafel stehenden Polstersitz und sagte kein Wort mehr. Gavard indeß setzte mit weit-schweifenden Worten seinen Plan auseinander; am meisten hinter's Licht geführt, erklärte er, werde die Regierung dabei sein, indem es dieselbe ihr schönes Geld koste.

„Mein Lieber,“ fuhr er fort, „jene Schurken haben Sie erst halb verhungern lassen, nicht wahr? Nun, dann müssen Sie jetzt suchen, von jenen zu leben. . . Das ist der schlaueste Plan und deshalb war ich auch sogleich dafür.“

Florent lächelte, weigerte sich indeß noch immer. Quenu suchte, um seiner Frau einen Gefallen zu thun, nach allen möglichen guten Ratschlägen; Lisa schien ihm aber gar nicht mehr zuzuhören, denn seit einigen Augenblicken schaute sie unverwandt nach den Hallen hinüber. Plötzlich stand sie auf und rief:

„Aha! jetzt schickt man mir die Normannin her. Nun gut! so mag diese für die andern büßen.“

Eine lange Brünette trat in den Laden; es war Louise Méhubin, die schöne Fischhändlerin, auch die „Normannin“ genannt. Sie hatte eine sehr weiße zarte Haut, war fast ebenso wohlbeleibt wie Lisa, allein ihre Blicke waren verwegener und ihr Busen wogte lebhafter. Mit zierlicher Ungezwungenheit kam sie herein, auf ihrer Schürze kimperte eine goldene Kette, ihr Haar war nach der neuesten Mode gekämmt, und auf dem Busen trug sie eine Spitzenschleife, welche sofort verriet, daß man hier eine der Hauptkoffetten der Hallen vor sich hatte. Sie roch ziemlich stark nach Seefischen, und an der einen Hand, in der Nähe des kleinen Fingers, klebte noch eine Häringsschuppe, einen perlmutterartigen Glanz verbreitend. Beide Frauen hatten in der Rue Pirouette dasselbe Haus bewohnt und waren sehr intime Freundinnen, zumal sie in gewissen Punkten rivalisierten und folglich beständig mit einander beschäftigt waren. Im Viertel hieß die eine „die schöne Normännin,“ die andere „die schöne Lisa“ und gerade dieser Umstand zwang eine jede, den Ruf ihrer Schönheit zu wahren.

Wenn die Fleischerin sich ein wenig über ihre Ladentafel beugte, konnte sie gradeüber die Fischhändlerin inmitten ihrer Lachse und Flundern bemerken, und so überwachten sie einander fortwährend. Die schöne Lisa nahm an Körperfülle immer mehr zu; die schöne Normännin prunkte bald mit einem neuen Ringe am Finger, bald mit einer neuen Schleife am Busen. Wenn sie einander begegneten, schienen sie äußerst mild und zuvorkommend, dabei

aber suchte eine jede an der andern mit verstohlenen Blicken einen Fehler zu entdecken. So stellten sie sich, als ob eine der andern zu jeder Dienstleistung bereit sei und als ob sie beide das Band innigster Zuneigung umschlinge.

„Sagen Sie einmal, machen Sie nicht morgen abend Wurst?“ frug die Normännin lachend.

Lisa bejahte die Frage in trockenem Tone.

„Sehen Sie, ich esse die Wurst, sobald sie warm aus dem Kessel kommt, für mein Leben gern. . . Ich werde mir also morgen bei Ihnen welche holen.“

Sie schien schon zu wissen, daß sie bei ihrer Rivalin nicht zum besten aufgenommen werden würde. Besonders aber richtete sie ihre Blicke auf Florent, der sie augenscheinlich interessierte, und da sie nun nicht fortgehen wollte, ohne noch etwas zu sagen, fügte sie unklugerweise hinzu:

„Vorgestern habe ich bei Ihnen Wurst gekauft; die war aber gar nicht sehr frisch.“

„Nicht frisch!“ wiederholte die Fleischerin mit zitternden Lippen und ganz bleich vor Zorn,

Sie hätte sich vielleicht noch beruhigt, damit die Normännin nicht glauben solle, sie sei auf die Spitzenschleife neidisch; allein da man sie immer wieder auszuforschen suchte und sie jetzt sogar beleidigt hatte, war ihre Geduld zu Ende. Die Hände auf die Ladentafel stemmend, bog sie sich vor und erwiderte mit heiserer Stimme:

„Nun wissen Sie, als ich vorige Woche bei Ihnen das Paar Seezungen kaufte, habe ich Ihnen auch nicht vor allen Leuten gesagt, daß dieselben verdorben waren!“

„Verdorben! . . . meine Seezungen verdorben! . . .“ rief die Fischhändlerin mit zornglühendem Gesicht.

Eine Zeitlang brachten beide kein Wort hervor; ihre ganze schöne Freundschaft war verschwunden und ein einziges Wort hatte genügt, um den bittersten Haß zu erwecken.

„Sie sind ein grobes Frauenzimmer,“ fuhr die schöne Normännin fort. „Gott soll mich bewahren, noch ein einziges Mal einen Fuß über diese Schwelle zu setzen.“

„Gehen Sie nur, gehen Sie nur,“ entgegnete die schöne Lisa. „Wir wissen schon, mit wem wir es zu thun haben.“

Beim Hinausgehen murmelte die Fischhändlerin noch irgend eine grobe Bemerkung, worüber die Fleischerin vor Wut zitterte. Das Ganze war so schnell vor sich gegangen, daß die drei Männer vor lauter Bestürzung nicht im Stande waren, sich ins Mittel zu schlagen. Lisa indeß fand ihre Ruhe bald wieder, und ohne irgendwie auf das Vorgefallene anzuspieren, setzte sie die Unterhaltung fort, als das Ladenmädchen Augustine von einem Geschäftswege zurückkehrte. Da nahm sie Gavard bei Seite und sagte ihm, er möge Herrn Verlaque noch keinen Bescheid geben; sie wollte es übernehmen, ihren Schwager dafür zu gewinnen, und verlange höchstens zwei Tage Frist. Quenu begab sich wieder in die Küche, und als Gavard mit Florent zu Herrn Lebigre hinweggehen wollte, um daselbst einen Vermut zu genießen, deutete er nach der überdeckten Straße zwischen dem Fischpavillon und dem Geflügelpavillon, woselbst drei Frauen zusammen standen, und murmelte mit gehässiger Miene:

„Aha! jetzt klatschen sie darüber.“

In den allmählich leer gewordenen Hallen sah man in der That Fräulein Saget, Frau Decoeur und die Sarriette am Rande des Trottoirs stehen, und die Letzte schien eine lange Rede zu halten.

„Wie gesagt, Frau Decoeur, Ihr Schwager steckt fortwährend in dem Laden. . . Sie haben ihn doch gesehen, nicht wahr?“

„O gewiß! mit eigenen Augen gesehen! Er saß auf einer Tafel und that als ob er zu Hause wäre.“

„Ich,“ fiel die Sarriette ein, „habe nichts unrechtes gehört. . . Ich begreife gar nicht, weshalb Sie sich so viel Kopfzerbrechens machen.“

Fräulein Saget zuckte mit den Achseln und entgegnete:

„Jawohl, meine Beste, Sie sind noch zu unerfahren! . . . Sie wissen wohl gar nicht, weshalb eigentlich Quenus Herrn Gavard so sehr an sich zu fesseln suchen? . . . Ich wette, daß einmal sein ganzes Vermögen der kleinen Pauline zufällt.“

„Das glauben Sie!“ rief Frau Decoeur zornesbleich.

Sodann versetzte sie mit schmerzlicher Stimme, als hätte sie einen heftigen Schlag erhalten:

„Ich stehe ganz allein da, ich habe keinen Schutz und so kann dieser Mensch wohl thun, was er will . . . Sie haben wohl gemerkt, daß seine Richte auf seiner Seite steht. Sie scheint ganz vergessen zu haben, wieviel sie mich gekostet hat, und ich glaube, sie würde mich ruhig meinem Schicksale überlassen.“

„O nein, Tante,“ entgegnete die Sarriette, „Sie haben stets nur solche böse Meinungen von mir gehabt.“

Sofort waren beide wieder versöhnt und umarmten sich. Die Richte versprach, nicht mehr zu spötteln, und die Tante schwur bei allem, was heilig ist, die Sarriette als ihre eigene Tochter zu betrachten. Hierauf erteilte Fräulein Saget ihnen alle möglichen guten Ratschläge, wie sie sich benehmen müßten, um Gavard zu zwingen, sein Vermögen nicht zu verschleudern und man kam dahin überein, daß die Quenu-Gondelles nichts weiter zu bedeuten hätten und man dieselben nur sorgfältig überwachen werde.

„Ich weiß nicht, was für ein Mischmasch sich bei ihnen ereignet haben muß, allein mir kommt es verdächtig vor . . . Was meinen Sie wohl zu jenem Florent, dem Vetter der Frau Quenu?“

Bei diesen Worten traten die drei Weiber dichter aneinander, und das Gespräch wurde ganz leise geführt.

„Sie wissen doch,“ bemerkte Frau Lecoeur, „daß wir ihn eines Morgens mit zerrissenen Schuhen und schmutzbedeckten Kleidern gesehen haben, wobei er eine Miene machte wie ein Dieb der einen schlimmen Streich begangen hat . . . Der Bursche scheint mir durchaus nicht vertrauenerweckend.“

„Nein,“ entgegnete die Sarriette, „er ist zwar sehr mager, allein ein böswilliger Mensch ist er nicht.“

Mit nachdenklicher Miene murmelte Fräulein Saget vor sich hin:

„Schon seit vierzehn Tagen gebe ich mir alle mögliche Mühe . . . Herr Gavard kennt ihn ohne Zweifel . . . Ich muß ihn schon irgendwo getroffen haben, ich entsinne mich nur nicht mehr genau.“

Noch war sie mit ihrem Selbstgespräch nicht zu Ende, als von dem Fleischladen her die Normännin wie ein Ungewitter angefaust kam.

„Nein, wie frech doch diese dicke alberne Duenu ist!“ rief sie, glücklich darüber, ihem Zorne Luft machen zu können. „Sagt die mir ins Gesicht, ich verkaufte verdorbene Fische! Aber der hab ichs gesteckt! . . . So eine Baracke, wo mit dem verfaulten Schweinszeug nur die Leute vergiftet werden!“

„Was hatten Sie ihr denn gesagt?“ frug die Alte, entzückt darüber, daß die beiden Frauen sich gezankt hatten.

„Ich! gar nichts weiter! . . . Ich war ganz höflich eingetreten, um ihr zu sagen, daß ich morgen abend Wurst kaufen würde, und da hat sie mir allerhand dummes Zeug erwidert . . . So eine verdammte Heuchlerin mit ihren ehrbaren Mienen! Das soll ihr aber teurer zu stehen kommen, als sie denkt.“

Die drei Weiber merkten bald, daß die Normännin nicht die Wahrheit sagte; aber trotzdem lobten sie ihren Zweck, indem sie die Gegnerin mit einer Flut von Schimpfreden überschütteten. Dabei wandten sie sich nach der Rue Rambuteau und wußten wahrhaft schauerliche Geschichten über die Unsauberkeit in der Küche Duennus zu berichten, so daß, wenn in dem Laden selbst Menschenfleisch verkauft worden wäre, ihr Zorn nicht schlimmer zum Ausbruch hätte kommen können. Die Fischhändlerin mußte ihre Erzählung sogar dreimal wiederholen.

„Und was hat denn der Vetter gesagt?“ frug böshast Fräulein Saget.

„Ein schöner Vetter!“ antwortete die Normännin in bitterem Tone; „Sie glauben wohl gar an den Schwindel? . . . Das ist nur irgend so ein Liebhaber, dieser lange Schlingel!“

Verblüfft sahen die drei andern Klatschbasen einander an. Die Ehrenhaftigkeit Lisas war ja im ganzen Viertel bekannt.

„Lassen Sie das gut sein! bei solchen dicken Scheinheiligen weiß man doch nie, woran man ist. Ich möchte

deren Tugend einmal bei Lichte besehen! . . . Ihr Mann ist ein viel zu großer Einfaltspinsel, um nicht den Hahnrei zu spielen.“

Fräulein Saget nickte mit dem Kopfe, als wolle sie sagen, daß sie fast derselben Ansicht sei, und versetzte in mildem Tone:

„Um so mehr, als man gar nicht weiß, woher der sogenannte Better so plötzlich gekommen ist; und zudem scheint mir die Geschichte, welche Quenu darüber erzählen, ziemlich verdächtig.“

„Jawohl! es ist einfach der Liebhaber der Dicken!“ bestätigte abermals die Fischhändlerin. „So ein Lauge nichts, ein Bummeler, den sie von der Straße aufgelesen hat. Das sieht doch jedermann.“

„Ueberhaupt diese mageren Männer, das ist eine schöne Sorte,“ murmelte das alte Fräulein. „Ei! das müssen wir erfahren . . .“

Nun verpflichteten sie sich, auf alles zu achten, was im Laden der Familie Quenu-Gondelle sich ereignen würde. Die Butterhändlerin versicherte, sie wolle ihrem Schwager die Augen öffnen, damit er merke, in was für Häusern er verkehre. Die Normännin hingegen hatte sich wieder beruhigt und ging weg, ärgerlich darüber, daß sie soviel gesagt hatte. Als sie fort war, sagte Frau Lecoeur mit listiger Miene:

„Sicherlich ist die Normännin unverschämt gewesen, das ist so ihre Art . . . Sie wird am besten thun, denke ich, nicht über solche unbekannte Bettern zu sprechen, sie, die selbst ein Kind in ihrer Fischbude gefunden hat.“

Lachend schauten alle drei einander an, und als auch Frau Lecoeur sich entfernt hatte, versetzte die Carriette:

„Es ist nicht recht von meiner Tante, sich mit derlei Geschichten zu beschäftigen, sie wird dabei nur mager. Früher schlug sie mich, wenn die Männer auf mich schauten. Nun, und sie mag sich noch so viel Mühe geben, sie wird doch keinen so kleinen Balg mehr unter Ihrem Bett finden.“

Fräulein Saget mußte wieder lachen, und als sie schließlich allein nach der Rue Pirouette zurückkehrte, dachte sie, diese drei Weiber seien sämtlich keinen Schuß Pulver

wert. Uebrigens sei es gar nicht gut, sie mit den Quenu-Gondelle zu veruneinigen, die doch immerhin als reiche und angesehene Leute dastünden. Sie machte einen Umweg und begab sich in die Rue Turbigo zu der Bäckerin Taboureau, die den schönsten Bäckerladen des ganzen Viertels hatte. Frau Taboureau nun war eine intime Freundin Lisas und besaß in allen Angelegenheiten eine unbestreitbare Autorität. Wenn man sagte: „Frau Taboureau hat dies gesagt, Frau Taboureau hat jenes gesagt,“ so war dem nicht zu widersprechen. Jetzt nun nahm sich das alte Fräulein den Vorwand und frug, wenn der Backofen warm sei, damit sie einen Aepfelfuchen mit backen könne. Hiernauf kam sie auf die Fleischerin zu sprechen und erging sich dabei in den größten Lobeserhebungen über die Sauberkeit und die Vortrefflichkeit ihrer Wurst. Entzückt darüber, den wilden Kampf angefacht zu haben, ohne sich dabei selbst mit irgend jemand zu überwerfen, kam sie immer wieder auf den Better der Frau Quenu zu sprechen.

An eben demselben Abend ging Florent nach dem Essen ein wenig in den Hallen spazieren. Ein feiner Nebel füllte die Luft, die leeren Pavillons erschienen wie mit einem düstern grauen Schleier umwoben, und die Gasflammen warfen ein mattes gelbes Licht. Zum ersten Male fühlte Florent sich unbehaglich, er empfand, auf welch' eine ungeschliffene Weise er diesen wohlthutierten Leuten über den Hals gekommen war; er gestand sich ganz unverschämten ein, daß er das ganze Viertel störte, daß er Quenus genierte. Diese Gedanken machten ihn betrübt, nicht etwa, als ob er bei seinem Bruder oder bei Lisa die geringste Härte verspürt hatte; er fühlte sich sogar schmerzlich berührt durch alle Beweise von Güte und machte es sich zum Vorwurfe, daß es nicht anständig von ihm sei, bei jenen beständig sich aufzuhalten. Besonders unangenehm aber war ihm die Erinnerung an die denselben Nachmittag im Laden stattgefundenen Unterhaltung. Vielleicht hatte er doch unrecht gethan, die Inspektorstelle abzuschlagen. Dieser Gedanke verursachte in ihm einen heftigen Kampf, und es kostete ihn viel Mühe, seine besonnene Ruhe wieder zugewinnen. Unterdeß hatte sich ein feuchter

Wind entwickelt und segte durch die überdeckte Straße. Florent mußte seinen Ueberrock zuknöpfen, und es schien, als ob dieser Wind den fettigen Fleischgeruch aus seinen Kleidern vertreibe, die ihn ganz erschlaft hatte.

Auf dem Rückwege traf er Claude Lantier. Dieser, tief in seinen verschossenen Paletot gehüllt, begann sofort auf die Malerei zu schimpfen, sagte, dies sei ein Hundegewerbe, und schwur, er werde im Leben keinen Pinsel mehr anrühren. Am selbigen Nachmittag, fügte er hinzu, habe er einen Studientopf, den er nach dem Modell der Cadine gezeichnet, mit einem Fußtritte vernichtet. Als untergeordneter Künstler ärgerte er sich, seine Wünsche nicht erfüllen zu können, und so bummelte er denn jetzt planlos in den Straßen umher, den nächsten Tag als Rettungstag erwartend. Gewöhnlich, meinte er, fühle er sich am Morgen ganz wohl, am Abend dagegen schrecklich unglücklich, und so sei jeder seiner Tage ein Tag verzweifeltsten Klings. Florent erkannte in diesem düstern Mann nur mit Mühe jenen sorglosen Bummler, den er in der ersten Nacht seiner Rückkunft nach Paris unter den Hallen getroffen. Inzwischen waren sie einander bereits wieder im Fleischladen begegnet, und Claude, welcher die Geschichte des Deportierten kannte, hatten diesem die Hand gedrückt und ihn für einen biedern Menschen erklärt. Uebrigens kam er sehr selten zu Quenu.

„Sie sind wohl noch immer bei meiner Tante?“ sagte Claude. „Ich weiß nicht, wie Sie es in dieser Küche aushalten können, wo es so sehr stinkt. Wenn ich eine Stunde lang dort bin, so ist mirs immer, als hätte ich für drei Tage genug gegessen. So war es auch heute früh unrecht von mir, hinzugehen, denn dadurch habe ich nur meine Studie verpfuscht.“

Nachdem sie schweigend einige Schritte weiter gegangen waren, fuhr er fort:

„Ach! die guten Leute! Es thut mir ordentlich leid, wie wohl sie sich befinden. Oft schon wollte ich sie malen, allein solche Speckgesichter zu zeichnen bin ich nicht im Stande. . . Meine Tante Lisa würde gewiß nicht ihre Kasserolen mit Füßen treten. Ich bin doch recht albern gewesen, daß ich das Porträt der Cadine vernichtet habe!

Wenn ich mirs jetzt überlege, so war es schließlich gar nicht so schlecht.“

Hierauf plauderten sie von der Tante Lisa, und Claude meinte, seine Mutter komme schon lange nicht mehr in den Fleischladen. Zugleich gab er zu verstehen, daß diese sich schäme, weil ihre Schwester einen Handwerker geheiratet habe. Was ihn selbst anbetraf, so erzählte er, ein edler Herr, der über die Zeichnungen, welche er bereits im Alter von acht Jahren gefertigt habe, entzückt gewesen sei, habe beschlossen gehabt, ihn aufs Kolleg zu schicken; der Mann sei jedoch gestorben und habe ihm eine Rente von tausend Frank hinterlassen, welcher Umstand ihn vor dem Hungertode bewahre.

„Aber das thut nichts,“ fuhr er fort, „ich wäre lieber Handwerker geworden . . . Zum Beispiel Tischler. Die Tischler leben sehr glücklich. Wenn sie einen Tisch zu machen haben, so wird er gemacht, nicht wahr? Dann legen sie sich zur Ruhe, glücklich darüber, ihren Tisch vollendet zu haben, und vollkommen befriedigt . . . Ich hingegen schlafe keine Nacht. Diese verwünschten Studien, welche ich nicht vollenden kann, gehen mir im Kopf herum. Ich bin noch nie fertig geworden, niemals.“

Seine Stimme ging in Schluchzen über. Plötzlich versuchte er wieder zu lachen. Er fluchte, suchte nach allerhand gemeinen Redensarten und zeigte in seinem ganzen Benehmen die stille Wut eines feinsühlenden Geistes, der an sich selbst zweifelt und seinen Ruin vor sich sieht. Schließlich blieb er gebückt vor einem der Keller der Hallen stehen, in denen beständig Gas brennt; hier zeigte er Florent Marjolin und Cadine, welche auf einem Schlachtsteine saßen und ruhig ihr Abendbrot verzehrten. Die losen Vögel fanden immer Mittel und Wege, sich zu verstecken und nach Schluß der Thore die Keller der Hallen zu bewohnen.

„Ah! welch ein wildes Völkchen!“ rief Claude. „Und wer wollte zweifeln, daß diese sich ganz wohl fühlen! . . . Wenn sie mit ihren Aepfeln fertig sind, legen sie sich einfach zusammen in einen jener großen, mit Federn gefüllten Körbe. Das nennt man wenigstens leben! . . . Meiner Treu, Florent! Sie thun am Ende doch ganz recht, in

dem Fleischladen zu bleiben; vielleicht werden Sie dabei noch fett.“

Plötzlich trennte er sich von Florent, und dieser, durch solche Bedenken beunruhigt, welche ihn an seine eigne Unsicherheit erinnerten, begab er sich wieder in seine Mansarde. Am nächsten Tage vermied er es, den Vormittag im Laden zu verbringen, und machte statt dessen einen längern Spaziergang am Quai entlang. Beim Frühstück indeß empfing ihn Lisa wieder mit der gewohnten Milde. Sie sprach von neuem über die Inspektorstelle, indeß nur wie von einer Sache, welche Ueberlegung verdiene, und ohne dabei zu sehr darauf zu bestehen. Er hörte ihr ruhig zu, als sei er unwillkürlich durch die bescheidene Sauberkeit des Speisezimmers für die Sache gewonnen; der Teppich unter seinen Füßen kam ihm so unendlich weich vor, der Glanz der kupfernen Ampel, das zarte Braun der Tapete und die helle Eichenholzfarbe der Möbeln erfüllten ihn mit einem Gefühle der Rechtschaffenheit, welches seine Ideen über Wahr und Falsch verwirrte. Dennoch war er stark genug, sich zu weigern, indem er seine Gründe wiederholte, und obgleich er sich des schlechten Geschmacks recht wohl bewußt war, den er entwickelte, wenn er an einer solchen Stelle seinen Troß und Groll behauptete. Lisa, statt ärgerlich zu werden, lächelte im Gegentheil, wodurch Florent noch mehr in Verlegenheit gebracht wurde als durch den stummen Groll am Abend vorher. Bei Tische sprach man nur von den für den Winter einzupökelnden Fleischmassen, welche bald das ganze Personal in Anspruch nehmen sollten.

Die Abende wurden jetzt schon bedenklich kühl, und deshalb begab man sich nach dem Essen zumeist in die Küche, wo eine behagliche Wärme herrschte. Dieselbe war übrigens so geräumig, daß, ohne die Arbeit zu stören, mehrere Personen an einem in der Mitte stehenden vier-eckigen Tische bequem Platz nehmen konnten. Die Wände des mit Gas erleuchteten Gemachs waren bis zu Mannshöhe mit weißen und blauen Steingutplatten verkleidet. Links befand sich der große gußeiserne Ofen, aus welchem die rußgeschwärzten Ränder von drei Kesseln hervorragten, und über dem Herde schauten, noch höher als die Reihe der Schaum-

Löffel, Speiselöffel und Gabeln, eine Reihe numerierter Kästen hervor, welche feine und grobgeriebene Brotrinde, Gewürze, Nelken, Muskatn und Pfeffer enthielten. Rechts an der Wand stand die Hacktafel, ein riesiger Eichenblock voller Narben und Löcher, während mehrere auf dem Block befestigte Apparate, eine Spritze, eine Fleischhackmaschine mit ihrem Räderwerk und ihren Kurbeln den geheimnisvollen beunruhigenden Gedanken an irgend eine Hexenküche wachzurufen geeignet waren. Ringsherum standen auf Planken an den Wänden und sogar unter den Tischen Töpfe, Terrinen, Eimer, Teller, Blechutensilien, tiefe Kasserolen, breite Trichter, Messergestelle, ganze Reihen Spicknadeln: alles dies gleichsam in Fett gebadet. Trotz der außerordentlichen Sauberkeit quoll das Fett zwischen den Steinplatten hervor, dem Fußboden einen wachsartigen Glanz verleihend, während die Känder der Fleischhacktafel wie poliertes Eichenholz glänzten. Mitten in diesem Tropfen auf Tropfen angehäuften Brodem, dieser fortwährenden Ausdünstung der Kessel, in welchen die Schweinsviertel brieten, hätte man vom Fußboden bis hinauf zur Decke sicherlich keinen Nagel gefunden, von welchem nicht das Fett herabträufelte.

Quenu-Gondelles fabrizierten alles selbst. Nur die Terrinen, Milletten, Konservebüchsen, Sardinen, Käse und Schnecken bezogen sie von auswärts. Sobald der September kam, galt es, den während des Sommers leer gewordenen Keller wieder zu füllen und so gab es oft noch lange nach Schluß des Ladens zu thun. Quenu, von August und Léon unterstützt, packte die Würstchen zusammen, präparierte die Schinken, schmolz Fett und sonderte die verschiedenen Specksorten. Dabei herrschte ein wildes Getöse, meist von den Hackmessern herrührend, und im ganzen Hause verbreitete sich ein lebhafter Küchengeruch.

An jenem Abend mußte Quenu sich noch gegen elf Uhr, nachdem er zwei Kessel mit Schweineschmalz gefüllt hatte, über die Würste hermachen, wobei ihm August half. Auf einer Ecke der viereckigen Tafel ordneten Lisa und Augustine unterdessen Wäsche, während vor ihnen auf der andern Seite der Tafel Florent saß und der kleinen Pauline zulächelte, welche, auf seinen Füßen stehend,

durchaus wünschte, er solle sie schaukeln. Hinter ihnen hockte Léon auf dem Eichenholzblocke mit langsamen regelmässigen Schlägen Wurstfleisch.

Zuerst entfernte sich August, um aus dem Hofe zwei Krüge voll Schweinsblut zu holen. Er schlachtete gewöhnlich im Schlachthause, nahm aber nur das Blut und die inneren Teile der Tiere mit sich und überließ es den Brühhausburschen, am Nachmittage die vollends präparierten Schweine im Wagen nach dem Laden zu fahren. Quenu behauptete, in ganz Paris gebe es keinen so vorzüglichen Schächter wie August. In Wahrheit verstand sich August vortrefflich auf die Verwertung des Blutes, und wenn er sagte: „Die Wurst wird gut sein,“ so war dies auch regelmässig der Fall.

„Nun, werden wir diesmal gute Wurst bekommen?“ frug Lisa.

Er setzte seine Krüge nieder und entgegnete langsam:

„Ich glaube, Frau Quenu, ja, ich glaube . . . Ich sehe dies zuerst an der Art, wie das Blut fließt. Wenn ich das Messer herausziehe und das Blut fließt schwach, so ist das kein gutes Zeichen, denn es beweist, daß das Tier blutarm ist . . .“

„Aber,“ unterbrach ihn Quenu, „es kommt auch darauf an, wie das Messer eingestochen worden ist.“

Ein Lächeln umspielte Augusts bleiches Gesicht, und er entgegnete:

„Nein, nein, ich stoße immer vier Finger tief; das ist die Regel. Aber sehen Sie, das beste Zeichen ist, wenn ich das fließende Blut im Eimer auffange und mit der Hand umrühre. Es muß dann eine schöne Farbe zeigen, darf aber nicht zu dick sein.“

Augustine hatte unterdessen ihre Nadel weggelegt und schaute zu August hinüber, wobei ihr rotes, von dichtem kastanienbraunen Haar umrahmtes Gesicht eine Miene tiefer Aufmerksamkeit annahm. Uebrigens hörten auch Lisa und sogar die kleine Pauline mit großem Interesse zu.

„Jetzt schlage ich, nicht wahr?“ fuhr der Bursche fort, indem er eine Handbewegung durch die Luft machte, als ob er Schlagfahne bearbeitete. „Nun, wenn ich jetzt

meine Hand herausnehme und dieselbe betrachte, muß das Blut daran wie Fett erscheinen und überall eine gleiche Färbung zeigen . . . Dann kann man unbedenklich sagen: „Die Wurst wird gut sein.“

Die Hand in die Luft erhoben, blieb er noch einige Augenblicke stehen, und diese Hand, welche ihr eigentliches Arbeitsfeld in den mit Blut gefüllten Eimern hatte, erschien ganz rot im Gegensatz zu dem weißen Hemdsärmel. Quenu hatte seine Zustimmung durch ein Kopfnicken zu erkennen gegeben; Léon hauchte noch immer, Pauline aber, welche ebenfalls eine Zeitlang nachdenklich dagestanden hatte, kletterte wieder auf Florents Beine und rief mit ihrer hellen Stimme:

„Vetter, erzähle mir doch einmal die Geschichte von dem Manne, welcher von den Tieren gefressen wurde.“

Ohne Zweifel hatte in dem Kopfe dieses Kindes der Gedanke an das Schweineblut einen andern wachgerufen von „dem Manne, welchen die Tiere gefressen haben.“ Florent schien sie nicht zu verstehen und fragte verdutzt, welchen Mann sie meine; Lisa hingegen begann zu lachen.

„Sie will die Geschichte von jenem Unglücklichen hören, wissen Sie, die Geschichte, welche Sie eines Abends Gavard erzählt haben. Sie scheint es gehört zu haben.“

Florent war ganz ernst geworden. Die Kleine holte jetzt die große braune Kaze herbei und setzte sie dem Vetter auf den Schoß, wobei sie bemerkte, auch Mieke wolle die Geschichte hören. Allein Mieke sprang auf den Tisch und blieb daselbst mit gekrümmtem Buckel sitzen, unverwandt die lange hagere Gestalt Florents anblickend, welche seit bereits vierzehn Tagen für sie beständig ein Gegenstand tiefer Betrachtung zu sein schien. Pauline jedoch stampfte ärgerlich mit dem Fuße; sie wollte durchaus die Geschichte wissen. Endlich sagte Lisa:

„Nun so erzählen Sie ihr nur, was sie wünscht, damit wir wenigstens Ruhe bekommen.“

Florent beobachtete noch einige Augenblicke Stillschweigen und blickte unverwandt zu Boden. Dann erhob er langsam den Kopf und ließ seine Blicke bald auf den beiden Frauen, bald auf Quenu und August haften, welche den

Keßel zur Aufnahme der Wurst zurecht machten. Die Gasflamme brannte ruhig, eine milde Wärme verbreitete sich von dem Ofen aus, und die fettglänzenden Küchenwände machten den Eindruck eines üppigen Wohlbefindens. Endlich hob er die kleine Pauline auf seinen Schoß und begann mit trübem Lächeln:

„Es war einmal ein armer Mann, den man weit, weit über das Meer schickte. . . Auf dem Schiffe, welches ihn trug, befanden sich außer ihm vierhundert Sträflinge. Fünf Wochen lang mußte er unter diesen Banditen leben, gleich ihnen mit einem groben Segeltuchanzuge bekleidet und mit der magern Soldatenkost genährt. Unmassen von Ungeziefer quälten ihn, und die drückende Hitze des Schiffsraumes nahm ihm alle Kraft; denn die Küche, die Bäckerei und die Schiffsmaschine entwickelten eine solche Glut in den Zwischendecksräumen, daß zehn Sträflinge vor Hitze starben. Am Tage ließ man ihrer fünfzig auf einmal an Deck gehen, um ihnen ein wenig Genuß an frischer Seeluft zu verschaffen, und da man ihnen nicht traute, standen zwei Kanonen stets schußbereit auf sie gerichtet. Der arme Mann war übergelukkig, als auch er an die Reihe kam. Sein Schweiß ließ etwas nach, allein aller Appetit mangelte ihm und er fühlte sich sehr krank. Als man ihn in der Nacht wieder in Ketten gelegt hatte, brach ihm das Herz und er weinte, glücklich darüber, ungesehen seine Thränen fließen lassen zu können. . .“

Pauline lauschte aufmerksam und hatte andächtig die Händchen gefaltet.

„Aber,“ fiel sie ihm jetzt in die Rede, „das ist doch nicht die Geschichte von dem Manne, welchen die Tiere gefressen haben. . . Das ist eine andere Geschichte, nicht wahr, Vetter?“

„Warte nur, Du wirst schon sehen,“ erwiderte Florent ruhig. . . „Ich erzähle Dir die ganze Geschichte.“

„Ah! gut,“ murmelte das Kind mit strahlender Miene. Dennoch blieb sie nachdenklich und schien gänzlich mit irgend einer Schwierigkeit beschäftigt zu sein, welche sie sich nicht erklären konnte. Endlich entschloß sie sich und frug:

„Was hatte denn der arme Mann gemacht, daß man ihn auf dem Schiffe fortschickte?“

Lisa und Augustine konnten sich ein Lächeln nicht erwehren; die geistreiche Frage der Kleinen entzückte sie. Und Lisa, ohne direkt zu antworten, benutzte die Gelegenheit, ihr die Moral zu zeigen; sie schlug sie einfach und bemerkte, auch die Kinder, welche nicht artig seien, würden auf das Schiff geschafft.

„Dann war es ganz recht,“ sagte Pauline mit kluger Miene, „wenn der arme Mann, von dem mein Vetter erzählt, die ganze Nacht weinte.“

Lisa beugte sich wieder über ihre Nährarbeit. Quenu hatte gar nichts davon gehört, denn er schüttelte eben Zwiebelscheiben in den Kessel, welche über dem Feuer Töne entwickelten, als ob von der Hitze betäubte Cicaden zirpten. Als Quenu seinen großen Holzlöffel in den Kessel tauchte, zischte die siedende Masse laut auf und erfüllte die Küche mit dem durchdringenden Geruche nach gekochten Zwiebeln. August präparierte auf einem Teller Speck und Léons Hackmesser bewegte sich so lebhaft, daß bisweilen sogar die Tafel erschütterte.

„Als man angekommen war,“ fuhr Florent fort, „schleppte man den Mann auf eine Insel, genannt „die Teufelsinsel“, und dort lebte er nun mit vielen Leidensgefährten, welche man ebenfalls aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte. Alle waren sehr unglücklich, zumal man sie anfangs zwang wie Sträflinge zu arbeiten. Der wachhabende Gendarm zählte sie täglich dreimal, um sich zu vergewissern, daß niemand fehle. Später ließ man sie thun, was sie wollten; nur des Nachts schloß man sie in eine große hölzerne Baracke ein, wo sie in Hängematten schliefen. Nach Verlauf eines Jahres gingen sie sämtlich barfuß, und ihre Kleidungsstücke waren so zerrissen, daß an vielen Stellen die nackte Haut zu sehen war. Aus Baumstämmen hatten sie sich Hütten verfertigt, um gegen die sengenden Sonnenstrahlen geschützt zu sein; allein die Hütten konnten sie immerhin nicht vor den Mzikitos retten, deren Stich zahllose Beulen auf ihrem Körper hervorrief. Mehrere starben daran, und die andern wurden so dürr

und sahen in ihren wilden Bärten so kläglich aus, daß es ein wahrer Jammer war. . .“

„August, geben Sie mir das Fett,“ rief Quenu.

Als er den Teller in der Hand hatte, ließ er allmählich die Speckstückchen in den Kessel gleiten, indem er sie zugleich mit dem Löffel untereinander rührte. Der Speck schmolz, und eine dicke Dampfwolke verbreitete sich über den Ofen.

„Was gab man ihnen denn zu essen?“ fragte Pauline mit tiefem Interesse.

„Sie bekamen verdorbenes Fleisch und Reis, welcher von Maden wimmelte,“ antwortete Florent mit gedämpfter Stimme. „Wenn man den Reis essen wollte, mußte man erst die Maden weglesen. Das Fleisch, welches meist tüchtig durchbraten war, konnten sie noch eher hinabwürgen; war es jedoch nur gekocht, so stank es dermaßen, daß man oft die schrecklichsten Leibschmerzen bekam.“

„Dann möchte ich lieber trockenes Brot essen,“ sagte das Kind nach einigem Ueberlegen.

Léon war unterdessen mit Hacken fertig geworden und brachte jetzt auf einem Teller das Wurstfleisch nach der viereckigen Tafel und Miese, welcher ruhig sitzen geblieben war und Florent fest anschaute, als ob das Tier durch die Geschichte in lebhaftes Staunen versetzt sei, mußte bei dieser Gelegenheit ein wenig weiter rücken, was nicht ohne ein unzufriedenes Knurren vor sich ging. Lisa indeß schien weder ihr Erstaunen noch ihren Abscheu verbergen zu können; der von Maden wimmelnde Reis und das stinkende Fleisch waren für sie sicherlich etwas unglaublich Widerliches und ganz entehrend für jeden, der davon gegessen hatte. Auf ihrem sonst so ruhigen schönen Gesicht, auf der schwellenden Kehle malte sich jetzt ein gewisser Schrecken gegenüber dem Manne, welcher sich von so unmenhlichen Dingen genährt hatte.

„Nein, das war kein glücklicher Aufenthalt,“ fuhr Florent fort, die kleine Pauline ganz außer Acht lassend und unverwandt nach dem dampfenden Kessel blickend. „Jeder Tag brachte neue Qualen, alle Gerechtigkeit schien ein Hohn, und die Menschenliebe war ganz verschwunden, so daß schließlich

die Gefangenen einen verzweifeltten Haß in sich einsogen. Man lebte wie das liebe Vieh, und die Peitsche schwebte stets einem jeden über den Schultern. Jene Glenden wollten ohne Zweifel die Menschen vollends umbringen. . . Es ist unmöglich, so etwas zu vergessen, und diese Qualen werden einst sicherlich noch Sühne fordern.“

Hierbei hatte er seine Stimme gedämpft, so daß die im Kessel lustig zischenden Speckgrieben sie mit ihrem Geräusch übertönten. Aber Lisa hörte ihn trotzdem, sie erschrak förmlich über den unverföhnlichen Ausdruck, welchen sein Gesicht plötzlich angenommen hatte, und glaubte jetzt, er verstelle sich nur, wenn er, wie gewöhnlich, eine so sanfte Miene zeigte.

Der düstere Redeton Florents hatte die Freude der kleinen Pauline auf die Spitze getrieben. Entzückt über die Erzählung murmelte sie:

„Nun, und der Mann?“

Florent blickte die kleine Pauline an, schien sich jetzt wieder zu besinnen und fuhr mit trübseeligem Lächeln fort:

„Der Mann war mit dem Leben auf der Insel gar nicht zufrieden. Er hatte nur den einen Gedanken, zu fliehen weit übers Meer, um die Küste zu erreichen, deren weiße Linie man bei schönem Wetter am Horizonte schimmern sah. Allein das war nicht leicht, und man mußte ein Floß bauen. Da nun bereits früher Gefangene entflohen waren, so hatte man alle Bäume auf der Insel abgehauen, damit sich die andern kein Holz verschaffen könnten. Dadurch war die Insel so kahl und öde geworden, daß bei der sengenden Hitze der Aufenthalt dajelbst von Tag zu Tag gefährlicher und schrecklicher wurde. Da faßte jener Mann mit zwei seiner Kameraden den Plan, sich des Holzes ihrer Schutzhütten zu bedienen, und so fuhren sie denn eines Abends auf einigen jämmerlichen Balken ab, welche sie mit dürren Zweigen verbunden hatten. Der Wind trug sie nach der Küste zu, und schon dämmerte der Morgen, als ihr Floß mit solcher Gewalt auf einer Sandbank scheiterte, daß die losgerissenen Baumstämme von den Wogen fortgespült wurden. Die drei Unglücklichen mußten also hier auf dem Sande bleiben, wo sie

bis zum Gürtel einsanken; einer von ihnen verschwand sogar bis zum Kinn, so daß die beiden andern ihn wieder herausziehen mußten. Endlich erreichten sie einen Felsen, auf dem sie aber kaum Platz genug fanden, sich zu setzen. Als endlich die Sonne aufging, bemerkten sie gerade vor sich eine graue Felsenbarre, welche die ganze eine Seite des Horizontes einnahm. Zwei von ihnen, des Schwimmens kundig, beschloßen, sich nach diesen Klippen hinüber zu wagen. Sie wollten lieber sofort ertrinken, als langsam auf ihrer Sandbank Hungers zu sterben. Den zurückbleibenden Kameraden versprachen sie abzuholen, sobald sie festes Land betreten und sich ein Boot verschafft haben würden.

„Ach! jetzt weiß ich!“ rief die kleine Pauline und klatschte vor Freuden in die Hände. „Das ist die Geschichte von dem Manne, welchen die Tiere gefressen haben.“

„Sie konnten zwar die Küste erreichen,“ fuhr Florent fort; „allein dieselbe war öde, und erst nach vier Tagen fanden sie ein Boot. . . Als sie nach der Sandbank zurückkamen, sahen sie ihren Gefährten auf dem Rücken liegen; Hände und Füße waren abgenagt, das Gesicht zerfressen und der Bauch wimmelte von einer Unzahl kleiner Krebse“.

Ein Murren des Abscheus drang über Lisas und Augustinens Lippen. Leon, welcher gerade Schweinsdärme für die Wurst präparierte, verzog das Gesicht; Quenu hielt in seiner Arbeit inne und betrachtete August, der von plötzlicher Uebelkeit befallen schien. Nur Pauline lachte.

„Reichen Sie mir einmal das Blut her!“ rief Quenu, welcher übrigens der Erzählung nicht gefolgt war.

August brachte die beiden Krüge herbei und goß langsam in dünnen Strahlen das Blut in den Kessel, während Quenu eifrig in der immer dicker werdenden kochenden Masse umher rührte. Nachdem die Krüge geleert waren, nahm Quenu verschiedene Gewürze aus den über dem Ofen befindlichen Kästen, wobei er besonders stark pfefferte.

„Sie ließen ihn wohl dort zurück, nicht wahr?“ frug Lisa. „Kamen Sie denn ohne Gefahr zurück?“

„Auf der Rückfahrt,“ versetzte Florent, „schlug der

Wind um, und sie wurden nach der hohen See zu getrieben. Dabei entriß ihnen eine Woge ein Ruder, und bei jedem Windstoße schlug das Wasser über den Bootsrand herein, so daß sie nur damit zu thun hatten, mit ihren Händen das Boot zu leeren. So wurden sie längs der Küste hingetrieben, bald von einem Windwirbel fortgetrieben, bald durch die Flut der Küste näher gebracht, ohne auch nur einen Bissen Brot zu besitzen. Dies dauerte drei Tage lang.“

„Drei Tage!“ rief die Fleischerin bestürzt, „drei Tage ohne etwas zu essen!“

„Jawohl, drei Tage ohne Speise und Trank. Als der Ostwind sie endlich ans Land trieb, war der eine von ihnen so erschöpft, daß er auf dem Sande liegen blieb. Am selbigen Abend starb er, nachdem sein Gefährte vergebens versucht hatte, ihn Baumblätter kauen zu lassen.“

Hier lachte Augustine; sogleich aber, bestürzt über diesen Affekt und um nicht den Glauben zu erregen, als ob es ihr an Menschlichkeit gebreche, stammelte sie:

„O nein, nein, darüber lache ich nicht, sondern über Mieze . . . Schauen Sie nur einmal die Mieze an, Madame.“

Auch Lisa fühlte sich jetzt erheitert. Mieze, welche noch immer den Teller mit Wurstfleisch vor sich stehen sah, schien wahrscheinlich durch dieses viele Fleisch gestört zu sein. Sie war aufgestanden und kratzte mit der Pfote auf dem Tische, als wolle sie den Teller zudecken, gerade wie es die Katzen zu thun pflegen, wenn sie ihren Unrat einscharrten. Darauf kehrte sie dem Teller den Rücken, legte sich auf die Seite, die Augen halb geschlossen und den Kopf behaglich ausstreckend. Alle lobten nun Mieze und versicherten, sie stehle niemals, selbst wenn man das Fleisch in ihre Nähe stelle. Pauline erzählte mit einiger Bestürzung, das Tier pflege ihr nach dem Essen das Gesicht und die Finger abzulecken, ohne zu beißen.

Lisa aber kam immer wieder auf die Frage zurück, wie man drei Tage ohne Nahrung zubringen könne, was nach ihrer Ansicht ganz unmöglich war.

„Nein!“ sagte sie, „das glaube ich nicht. . . Uebrigens giebt es niemand, der drei Tage ohne Speise gelebt hätte.“

Wenn man sagt: „Der oder jener stirbt vor Hunger,“ so ist das bloße Redensart. Man ist immer, mehr oder weniger. . . Es müßten gerade ganz elende und verlassene Menschen sein. . .“

Ohne Zweifel wollte sie hinzufügen: „ganz verkommene Subjekte“; allein ihr Blick fiel in diesem Augenblick auf Florent, und so hielt sie noch diese Bemerkung zurück. Allein der verächtliche Zug, welcher um ihre Lippen spielte, und ihr klarer Blick sagten ganz unverhohlen, daß nach ihrem Dafürhalten nur Schurken auf diese regelwidrige Art darben könnten. Ein Mensch, der es zuwege brachte, drei Tage lang ohne Nahrung zu existieren, war für sie ein unbedingt gefährliches Wesen, da schließlich rechtschaffene Leute nie in eine solche Lage kommen könnten.

Florent empfand jetzt ein Gefühl, grade als müsse er ersticken; denn ihm gerade gegenüber hatte Léon soeben mehrere Schaufeln voll Kohlen in den Ofen geschüttet, so daß dieser jetzt schnarchte und pustete wie ein im Sonnenschein schlummernder dicker Kauter. Die Hitze wurde nachgerade unerträglich und August, welcher den Kessel mit dem Schweineschmalz bewachte, schwitzte über und über, während Duenu, sich mit dem Hemdsärmel dann und wann die Stirn trocknend, wartete, bis das Blut sich vollständig untermischt hatte.

„Als der Mann seinen Kameraden im Sande begraben hatte,“ hub Florent wieder langsam an, „ging er allein fort. Das holländische Guyana, wo er sich befand, ist ein Land voller Wälder, Flüsse und Sümpfe. Länger als acht Tage irrte nun der arme Mann umher, ohne auf eine menschliche Behausung zu stoßen. Ringsum ihn her lauerte Tod und Verderben, und oft, wengleich der Hunger ihm den Magen fest zusammenschnürte, wagte er doch nicht, die von den Bäumen herabhängenden glänzenden Früchte zu genießen; er fürchtete diese metallisch leuchtenden Beeren, deren knotige Höcker vor Gift strotzten. Ganze Tage lang wanderte er unter einem so dichten Laubdache, daß er auch nicht ein einziges Mal den Himmel sehen konnte. Große Vögel flatterten über seinem Kopfe dahin mit schrecklichem Flügelrauschen und einem gellenden Geschrei, welches ihm

wie Todesröcheln klang; bald sprangen Affen, bald wieder andere Tiergestalten in dem vor ihm liegenden Dickicht auf, wobei die Blätter so massenweise zu Boden fielen, als sei ein heftiger Windstoß die Ursache gewesen; besonders aber erschrak er vor den Schlangen, wenn er den wankenden, mit dürren Blättern übersäeten Boden betrat und zwischen dem ungeheuren Wurzelgewirr die kleinen Köpfe derselben erblickte. Die besonders feuchten und schattigen Stellen wimmelten von allerhand schwarzen, gelben, bläulichen, gestreiften und gefleckten Reptilien, welche erst gleich abgestorbenen Pflanzen dalagen, bei dem leisesten Geräusch aber plötzlich forteilten. Endlich blieb er stehen und spähte nach irgend einem Steine, um nur diesem unsicheren Boden zu enttrinnen, in welchen er beständig einsank; stundenlang verharrte er oft in solcher starrer Ruhe, wenn er auf irgend einer Lichtung eine Boa von den Bäumen herabhängen sah.

In der Nacht schlief er auf Bäumen, das leiseste Geräusch aber schreckte ihn auf! und immer war es ihm, als höre er in der Finsternis zahllose Reptilien schleichen. Er ersticte fast unter diesem undurchdringlichen Blätterdache, in dessen Schatten statt angenehmer Kühle eine wahre Backofenhitze herrschte, welche durch die feuchte Luft, den pestartigen Gestank und die Ausdünstungen der verschiedenen Pflanzen noch unerträglicher gemacht wurde. Als er diesen Nebeln endlich entronnen war und nach langstündiger Wanderung den Himmel wieder sah, versperrten ihm breite Flüsse den Weg; lange mußte er oft an deren Ufern dahin schreiten, beständig auf die grauen Rücken der Kämme blickend und die schwimmenden Pflanzenmassen beobachtend, bis er schließlich an einer sichern Stelle das Strombett durchschwimmen konnte. Jenseits begannen nun wieder die Wälder, oder es eröffneten sich seinen Blicken zahllose mit üppiger Vegetation überwucherte Ebenen, während in weiter Ferne der Wasserpiegel eines kleinen Sees in blauen Tönen flimmerte. In solchen Fällen pflegte der Mann einen großen Umweg zu machen, da er einmal beinahe ungelommen war, indem er in eines dieser lachenden Gefilde einsank. Riesige Grasarten, genährt durch eine dicke Lu-

mußsicht, bedeckten pestischwangere Sümpfe, endlose Tiefen flüssigen Schlammes, und unter den sich durch die endlose graugrüne Fläche hinziehenden Streifen lebhaften Grüns zog sich das wirklich feste sichere Land in ganz dünnen Streifen hin, welche man kennen muß, will man dort nicht auf immer verschwinden. Eines Abends war der Mann bis an den Leib eingesunken, und bei jeder Bewegung, welche er machte, um loszukommen, spritzte der Schlamm ihm bis an den Mund. Zwei Stunden lang blieb er regungslos in dieser qualvollen Lage, und endlich, als der Mond aufging, konnte er glücklicherweise einen über seinem Haupte herabhängenden Baumzweig erfassen. An dem Tage, wo er eine menschliche Wohnung erreichte, bluteten ihm Hände und Füße; sie waren in Folge von Insektenstichen geschwollen. Er machte einen so kläglichen Eindruck und war dermaßen ausgehungert, daß man sich vor ihm fürchtete und ihm deshalb in einer Entfernung von fünfzig Schritt von der Wohnung etwas Nahrung hinwarf, während der Hausherr seine Thür mit dem Gewehr in der Hand bewachte.“

Hier schwieg Florent, seine Stimme versagte ihm, und seine Blicke schweiften in die Ferne. Er schien nur noch für sich zu sprechen, die kleine Pauline war derart von Schlaf befallen, daß sie sich alle Mühe geben mußte, die Augen offen zu halten. Plötzlich rief Quenu dem Léon ärgerlich zu:

„Verwünschte Dummheit! weißt Du denn nicht, wie man einen Darm zu halten hat? . . . Und dabei schaut mich der dumme Mensch auch noch mit großen Augen an! Nicht auf mich hast Du zu schauen, sondern auf den Darm. . . Sieh her, so wird's gemacht. Jetzt rührst Du Dich nicht!“

Léon hielt mit der rechten Hand ein langes Stück leeren Darm, an dessen Ende ein breiter Trichter befestigt war, und mit der linken Hand rollte er die Wurst um eine runde Metallplatte, während der Fleischermeister einen Löffel voll Fleisch nach dem andern in den Trichter stopfte. Die kochende Masse floß dampfend hinab und füllte allmählich den Darm, welcher in sanften Windungen sich

fenkte. Als Quenu den Kessel vom Feuer genommen hatte, sahen beide, er und Léon, aus, als seien sie von einem rothigen Hauch überzogen.

Auch Lisa und Augustine interessirten sich an der Operation; besonders Lisa, welche dann auch ihrerseits Léon schalt, weil er den Darm zu sehr mit den Fingern drückte, was, wie sie zu sagen pflegte, Kanten hervorbringe. Als die Wurst vollends gestopft war, ließ Quenu dieselbe langsam in einen Kessel voll kochenden Wassers gleiten, und er schien jetzt eine außerordentliche Erleichterung zu empfinden, da er sie nur noch kochen zu lassen brauchte.

„Aber der Mann, der Mann?“ murmelte Pauline von neuem, die Augen öffnend und erstaunt, den Better nicht mehr sprechen zu hören.

Florent schaukelte sie auf seinem Knie und fuhr mit leiser, fast murmelnder Stimme fort:

„Der Mann gelangte in eine große Stadt, wo man ihn anfangs für einen entwichenen Sträfling hielt und deshalb mehrere Monate im Gefängnis schmachten ließ. . . Endlich wurde er freigelassen und versuchte nun in allen möglichen Beschäftigungen sein Glück, bald führte er Bücher, bald lehrte er kleine Kinder lesen und eines Tages sogar verband er sich notgezwungen als Erdarbeiter. . . Immer aber hoffte er, sein Vaterland wiederzusehen. Er hatte bereits das nötige Geld gespart, als er vom gelben Fieber ergriffen ward. Man hielt ihn für tot und hatte sich schon in seine Kleider getheilt, so daß er bei seiner Genesung nicht mal ein Hemd vorfand. . . Er mußte also wieder von vorn anfangen und fühlte sich dabei so unwohl, daß er fürchtete, das Leben einzubüßen. . . Endlich konnte der Mann abreisen und kam zurück.“

Seine Stimme war hierbei leiser und leiser geworden, bis sie in einem letzten Zittern seiner Lippen erstarb. Die kleine Pauline, durch das Ende der Geschichte eingeschlafert, schlief jetzt, und ihr Köpfchen ruhte auf der Schulter des Betters. Noch immer stützte dieser sie mit dem Arme, wiegte sie ganz sanft auf seinem Knie, und da man nicht mehr auf ihn achtete, blieb er endlich regungslos sitzen, die schlafende Kleine auf seinem Schoße haltend.

Jetzt kam der Hauptstoß, wie Quenu zu sagen pflegte, wenn er die Würste aus dem Kessel zog. Damit die Zipfel weder plazen noch sich verknoten sollten, erfasste er sie mit einem Stocke, rollte sie zusammen und trug sie in den Hof, wo sie auf Gittersieben möglichst schnell trocknen mußten. Leon half ihm hierbei, indem er die zu langen Würste emporhielt. August hatte unterdessen seinerseits die beiden Kessel abgedeckt, in welchen der Speck mit dumpfem Geräusch kochte und denen jetzt eine Dampf- wolke entstieg. Schon seit Beginn der Erzählung hatten die Fettmassen sich bedenklich gemehrt, so daß jetzt bereits das Gas wie davon getrübt, das Zimmer von ihren Dämpfen ganz angefüllt erschien und Quenu mit seinen beiden Burichen von einem dichten Nebel umgeben war. Lisa und Augustine waren aufgestanden und atmeten auf, als ob sie zuviel gegessen hätten.

Augustine hob die schlummernde Pauline auf ihre Arme und Quenu, welcher am liebsten selbst die Küche zuschloß, schickte August und Leon zur Ruhe mit dem Bemerkten, er werde die Wurst schon selber hereinholen. Der Behrling ging einigermaßen verlegen von dannen, denn er hatte fast einen Meter Wurst nach und nach in seiner Blouse versteckt. Nun waren nur noch Quenus und Florent in der Küche; Lisa stand da und verzehrte ein Stück warmer Wurst, deren schwärzliche Masse allmählich hinter ihren rosigen Lippen verschwand.

„Zawohl!“ bemerkte sie plötzlich; „es war gar nicht recht von der Normännin, sich so unhöflich zu zeigen . . . Heute gerade ist die Wurst ausaezeichnet.“

Jetzt klopfte es an die Thür, und Gavard trat ein. Jeden Abend pflegte dieser bis Mitternacht bei Herrn Lebigre zu verbringen, und er kam jetzt, um in Betreff der Inspektorstelle eine entschiedene Antwort zu hören.

„Sie sehen doch ein,“ erklärte er, „daß Herr Verlaque nicht mehr warten kann, er ist wahrhaftig zu leidend . . . Florent muß sich entschließen, da ich versprochen habe, morgen sofort Bescheid zu bringen.“

„Aber Florent nimmt sie ja an,“ antwortete Lisa, ruhig dabei ihre Wurst verzehrend.“

Florent indeß, welcher, von einer sonderbaren Schwäche befallen, seinen Stuhl noch nicht verlassen hatte, versuchte vergeblich aufzustehen und zu protestieren.

„Nein, nein,“ fuhr die Fleischerin fort, „die Sache ist abgemacht . . . Sehen Sie, mein lieber Florent, Sie haben genug erduldet; denn das, was Sie eben erzählten, ist geradezu schauerhaft und es wird Zeit, daß Sie nunmehr mit sich in Ordnung kommen. Sie gehören einer ehrenwerten Familie an, haben gute Erziehung genossen, und so schickt es sich wahrlich nicht für Sie, wie ein Bettelmann umherzulaufen . . . In Ihrem Alter dürfen Kindereien nicht mehr vorkommen . . . Sie haben Thorheiten begangen; nun gut, man wird Ihnen dieselben vergeben und vergessen. Sie müssen wieder in den für Sie geziemenden Stand eintreten, in den Stand der rechtschaffenen Leute, und müssen leben, wie es sich für jeden vernünftigen Menschen geziemt.“

Staunend hörte Florent ihr zu und fand kein Wort der Entgegnung. Sie hatte ohne Zweifel recht; denn ihre Ansichten waren so gesund und dabei zeigte sie eine solche Ruhe, daß sie unmöglich etwas Unrechtes bezwecken konnte. Nur er selbst mit seinem hageren unheimlichen Gesicht mußte böses im Schilde führen und so begriff er gar nicht, weshalb er sich so lange geweigert hatte.

Sie aber fuhr fort auf ihn zu schelten wie auf einen kleinen Jungen, der etwas Dummes begangen hat und dem man deshalb mit der Polizei droht. Trotz alledem aber war sie sehr mild und wußte die überzeugendsten Gründe anzuführen. Endlich erklärte sie gleichsam als letzten Versuch:

„Thun Sie es wenigstens uns zu liebe, Florent! Wir genießen ein gewisses Ansehen im Viertel, welches uns zu manchen Verbindlichkeiten zwingt . . . Ich fürchte, daß schließlich Klatscherei entsteht; allein jene Stelle wird alles ins Reine bringen, und Sie werden dabei uns nur Ehre machen.“

Sie sagte dies in einem so süßen schmeichelnden Tone, daß Florent eine gewisse Spannung in sich empfand, wie er denn überhaupt gleichsam von jenem Rükchengeruche

durchdrungen war, welcher ihn hier seit vierzehn Tagen beständig umwehte. In dieser vorgerückten Abendstunde und in dem erwärmten Zimmer war es, als ob seine Entschlossenheit sich erweiche; er fühlte sich so erschöpft teils durch den ruhigen Abend, teils durch den Geruch nach Wurst und Fett, sowie durch die auf seinem Schoße schlummernde dicke Pauline. Besonders aber brachte ihn die Frage zur Entscheidung. Mieke lag in tiefem Schlafe, eine ihrer Pfoten ruhte auf der Nase, der Schwanz war an ihre Hüften geschmiegt, als solle er als Kissen dienen und das Tier schlummerte so behaglich, daß Florent bei seinem Anblicke unwillkürlich murmelte:

„Nein! es ist doch zu thöricht . . . Ich nehme sie an. Gavard, sagen Sie, ich sei bereit.“

Lisa hatte soeben ihre Wurst vollends verzehrt und wuschte sich jetzt die Finger an ihrer Schürze ab. Sie wollte nun den Nachtleuchter ihres Schwagers zurechten, während Gavard und Quenu diesem zu seinem Entschlusse Glück wünschten. Es mußte doch endlich einmal zu einem Ziele kommen, denn was nützten schließlich die politischen Zänkereien! Lisa hatte mittlerweile den Leuchter angezündet und betrachtete Florent mit befriedigter Miene.

III.

Drei Tage später wurde Florent von Herrn Verlaque auf der Präfektur vorgestellt unter dem bloßen Titel eines Stellvertreters, ohne daß man über seine wahre Persönlichkeit eine Ahnung hatte. Gavard hatte seine Begleitung angeboten, und als er sich mit Florent wieder allein auf der Straße befand, stieß er diesen mit dem Ellbogen in die Seite, sagte aber kein Wort, sondern lachte nur unter verstohlenem Augenzwinkern. Die Stadtsoldaten, denen er auf dem Quai de l'Auerge begegnete, schienen ihm ohne Zweifel sehr lächerlich vorzukommen; denn als er an ihnen vorbeikam, bog er sich ein wenig zur Seite grade wie einer, der den Leuten nicht direkt ins Gesicht lachen will.

Am nächsten Morgen bereits begann Herr Verlaque den neuen Inspektor in das Geschäft einzuweihen und mußte ihn zu diesem Zweck mehrere Tage hintereinander mitten durch das Menschengewühl führen, über welches er künftighin wachen sollte. Dieser arme Verlaque, wie Savard ihn nannte, war ein kleines blaßes Männchen, das beständig hustete und, mit Flanell und allerhand Halstüchern verpackt, schwerfällig in der frischen feuchten Luft und auf dem fortwährend triefenden Boden des Fischmarktes einherschritt.

Als Florent am ersten Morgen um sieben Uhr hier anlangte, fühlte er sich ordentlich unheimlich. Um die neuen Verkaufsstände herum standen bereits zahlreiche Höferinnen, während die Beamten mit ihren Listen herbeikamen und die Agenten der Spediteure mit ihren lebernen Umhängetaschen auf die Einkassierung warteten. Ueberall wurden Fischwaaren abgeladen, und auf dem ganzen Verkaufsplatz sah man Unmassen kleiner Körbe, Kisten und Säcke aller Art, welche von Flüssigkeit triefen. Die Kontrollbeamten liefen geschäftig mitten in dem Gedränge umher, rissen geschickt das Stroh von den Körben herab, leerten dieselben und warfen sie dann beiseite. Als die großen Fischkörbe an die Reihe kamen, hätte Florent glauben können, es sei eine ganze zahllose Fischherde an den Strand gespült worden, die mit ihrem röthlich schimmernden Perlmutterglanz, ihrem blutigen Korallenrot, ihrem milchfarbenen Perlenglanz, kurz in allen Farben des Orients glänzend, noch in den letzten Todeszuckungen zu liegen schienen.

Bunt durcheinander, je nachdem das Fischnetz gestrichen war, hatten die Tiefen, in welchen das geheimnisvolle Leben des großen Wassers schlummert, alles geliefert: Stocfische, Schellfische, Butten, Schollen, Glarken, die Semeln mit ihren bläulich schillernden schlangenartigen Leibern und den kleinen schwarzen Augen; die breiten Rochen mit bleichem rotgerändertem Bauche, deren prächtiger Rücken die hervorragenden Rückenwirbel zeigt und theils in zinnoberroter Färbung, theils in zarten Bronzetönen glänzt; die schrecklich aussehenden Meerhunde mit ihren runden Köpfen und ihren breiten Mäulern, Ungeheuer, welche durch

ihr Gebell die Schätze der Meeresgrotten bewachen sollen. Hierauf kamen einzeln auf Weidengeflechten die besseren Fischsorten: die silberglänzenden Salmen, bei denen eine jede Schuppe den Eindruck macht, als sei sie mit einem Meißel in eine platte Metallfläche eingegraben; die Seebarben mit größeren Schuppen; die großen Steinbutten und Bartmännchen, weiß wie geronnene Milch; die glatten glänzenden Thunfische, welche eher schwärzlichen Lederbeuteln ähnlich sind; die rundlichen Wolfsbarsche, welche mit ihrem unförmlich weiten Maule den Eindruck machen, als hätten sie im Todeskampfe etwa eine zu große Seele ausgespien. Ueberall gewahrte man Unmengen von Flundern; die dünnen steifen Male, welche aussahen wie Zinnspäne; die leichtgekrümmten Heringe, welche sämmtlich die Eindrücke ihrer blutigen Kiemen zeigten; die fetten Doraden glänzten in lebhaftem Rot, während die goldschillernden Makrelen den wechselnden Perlmutterglanz ihrer Flanken leuchten ließen und die rosafarbenen Knurrhähne mit ihren weißen Bäuchen, die Köpfe im Mittelpunkte der Körbe ruhend und die Schwänze strahlenförmig nach außen ragend, wie ein sonderbarer theils perlenweißer, theils lebhaft zinnoberroter Blumenschmuck erschienen. Außerdem fanden sich die feinschmeckenden Klippenbarben, Kisten voll buntschillernder Weißlinge, Körbe mit Spierlingen, zumeist kleine saubere Körbe, zierlich wie Fruchtkörbchen und einen lebhaften Veilchengeruch verbreitend. Indessen die rötlichen und die grauen Krabben lagen haufenweise in Körben, tausende und Abertausende winziger Arme in die Luft streckend; die stacheligen Heuschreckenkrebsse, die schwarzgefleckten Hummern schleppten sich, noch lebend, mühsam auf den meist verstümmelten Beinen umher.

Florent konnte die Erklärungen, welche ihm Verlaque gab, kaum verstehen. Ein Lichtschimmer, welcher durch das Glaswerk der überdeckten Straße herabfiel, erleuchtete diese prächtigen, durch die Meeresflut gemilderten Farben, welche bald in den fleischfarbenen Tönen der Muscheltiere sich darstellten, bald in dem Opalglanz der Butten, dem Perlmuttertschimmer der Makrelen, dem Goldscheine der Klippenbarben, den Regenbogenfarben der Heringe oder dem

Silberglanze der Salmen. Es war, als hätte irgend eine Meeresgöttin hier am Lande ihr Schatzkästlein ausgeschüttet mitsammt den riesigen Hals- und Armbändern, ungeheuren Brochen und seltsamen sonstigen Schmucksachen. Auf den Rücken der Rochen und der Meerhunde schienen große, bald dunkle, bald veilschenfarbene oder gräuliche Steine in eine dunkle Metallfläche eingegraben zu sein und die dünnen Aale, sowie die Schwänze und Flossen der Spierlinge sahen aus wie lauter feine zarte Schmuckgegenstände.

Besonders aber fiel unserm Florent ein frischer Lufthauch auf, welcher gleich einer Seebriese die Gänge durchwehte. Er dachte hierbei an die Küste von Guyana und an die heiteren Tage der Ueberfahrt. Es kam ihm vor, als befände er sich an einer Bucht, wo die Flut zurücktritt, die am Strande liegenden Algenhaufen in der Sonnenwärme dampfen, die bloßgelegten Felsen allmählich trocken werden und dem Sande ein starker Meerwassergeruch entströmt. Ringsum ihn her zeigten die noch ganz frischen Fischwaaren jenen eigentümlichen scharfen Geruch, welcher den Appetit reizt.

Herr Verlaque hustete; die Feuchtigkeit der Luft drang ihm bis auf die Haut und er hüllte sich fester in sein Halstuch.

„Jetzt,“ sagte er, „werden wir zu den Süßwasserfischen gehen.“

Hier auf der Seite des Fruchtpavillons, ganz nahe an der Rue Rambuteau ist der öffentliche Verkaufstand von zwei kreisrunden Wasserbehältern umgeben, die wieder verschiedene Eisengitter in bestimmte Abteilungen scheiden und welche aus geschweiften kupfernen Wasserhähnen beständig gespeist werden. In der einen dieser Abteilungen wimmelt es von Krebsen, in einer andern sieht man die schwärzlichen Rücken der Karpfen, in einer dritten einen sich fortwährend verschlingenden und auflösenden Knäuel von Aalen. Herr Verlaque wurde hier von einem hartnäckigen Husten befallen, denn die Feuchtigkeit war hier dumpfiger, und es herrschte jener weichliche Geruch, wie man ihn von Flüssen oder ruhigen Gewässern spürt.

An diesem Morgen war das Angebot von deutschen Krebsen sehr stark; ebenso zeigten sich die Weißfische aus

England in entschiedener Ueberzahl. An einer andern Stelle wurden die Rheinkarpfen abgeladen mit ihrer goldgrün schimmernden Oberfläche, welche den Eindruck macht, als beständen die Schuppen aus bronzefarbenem Schmelz; große Hechte, die Räuber der Gewässer, mit ihrer langen schnabelartigen Schnauze zeigten ihre eisengrau gefärbten Leiber; die dunkeln prächtigen Schleien, welche aussahen, als sei ihre kupferfarbene Haut mit einem dünnen Anflug von Grünspan bedeckt. Dazwischen standen die Körbe mit Gründlingen und Barschen, die Gefäße mit Forellen, ferner sah man Haufen von Weißfischen, welche mit dem Wurfgarne gefangen werden, schließlich auch die dicken Barben welche in ihrer schön weißglänzenden Farbe unter allen diesen roten Massen hervorleuchteten. Behutsam schüttete man Säcke voll junger Karpfen in die Wasserbehälter; die Karpfen überschlugen sich zuerst, blieben einige Augenblicke ruhig liegen, um dann schleunigst fortzuschwimmen und zu verschwinden. Körbe mit kleinen Aalen wurden auf einen Schub geleert, und diese Tiere fielen wie ein einziger großer Knäuel ins Wasser; während die großen, ungefähr von der Stärke eines Kinderarms, zuerst den Kopf erhoben und hierauf von selbst unter die Wasserfläche glitten mit demselben fast unhörbaren Geräusch, welches eine Schlange verursacht, wenn sie in ein Gebüsch schlüpft. Auf dem schmutzigen Weidengeflecht der flachen Körbe lagen an andern Stellen wieder Fische, welche bereits seit dem Morgen mit dem Tode rangen und die jetzt mitten in dem Lärm des Handels vollends abstarben; sie öffneten hastig das Maul, als wollten sie die Feuchtigkeit der Luft trinken und diese stummen Bewegungen wiederholten sich alle drei Sekunden.

Unterdessen hatte Herr Verlaque Florent wieder nach den Seefischständen geführt, ihm hierbei alle Einzelheiten auseinandersetzend. An den drei innern Seiten des Pavillons rings um die Verkaufsstellen drängten sich die Leute zu hunderten, so daß man nur die Beamten unterscheiden konnte, welche auf ihren erhöhten Sitzen die Listen schrieben.

Hierauf führte ihn Herr Verlaque hinter die Umfriedung eines der öffentlichen Verkaufsstände, wobei er ihm

über die einzelnen Abteilungen und das Personal an dem großen braunen Holzpult Aufschluß gab. Ganz oben saß hinter einem Glasverschlag der städtische Steuerbeamte und notierte die Preise; weiter unten erblickte man auf erhöhten Sitzen hinter schmalen Pulken die beiden Frauen, welche auf Rechnung des Kommissionärs die Verkaufstabellen führten. Auf jeder Seite der doppelten Bank stand vor einem Ende der langen Steintafel ein Ausrufer, schob die Körbe zurecht und setzte die Preise für die einzelnen größeren Stücke fest, während die Verkäuferin mit der Feder in der Hand auf die Bestätigung wartete. Alsdann zeigte er ihm jenseits der Einfriedigung in einer andern Holzkabine die Kassiererin, eine alte dicke Frau, welche eben damit beschäftigt war, Sous und Frankstücke zu sortieren.

„Es findet hier eine doppelte Kontrolle statt,“ sagte jetzt Herr Verlaque, „einmal seitens der Seinepräfektur, sodann seitens der Polizeipräfektur. Letztere, welche zugleich die Agenten ernennt, macht sich auch das Recht an, sie zu überwachen. Die städtische Verwaltung ihrerseits belegt den Handelsumsatz mit einer Steuertaxe.“

So fuhr er mit seiner schwachen Stimme fort zu erzählen und berichtete weitläufig über den Streit zwischen den beiden Präfekturen. Florent hörte gar nicht mehr auf ihn, sondern blickte unverwandt auf die gerade vor ihm sitzende Verkäuferin. Es war ein hoch gewachsenes brünettes Mädchen von dreißig Jahren mit großen schwarzen Augen und sehr ruhiger Miene; dabei schrieb sie mit einer Grazie als ob eine feine Dame an ihrer Stelle sitze.

Plötzlich aber ward seine Aufmerksamkeit durch das Geschrei des Ausrufers abgelenkt, welcher eine prächtige Butte ausbot.

„Dreißig Frank zum ersten! . . . Dreißig Frank! dreißig Frank!“

Diese Ziffer wiederholte er in allen möglichen Tonarten. Es war ein buckliger Mann mit struppigem Haar und einer großen blauen Latschürze.

„Einunddreißig! zweiunddreißig! dreiunddreißig! dreiunddreißig! . . . dreiunddreißig!“ rief er unermüdl.

Hier schöpfte er Atem, drehte den Korb um und setzte ihn vor sich auf die Steintafel, während die Fischweiber sich darüber beugten, die Butte leise mit den Fingerspitzen berührend. Darauf fuhr er mit neuem Eifer fort; nichts entging seinem Scharfblick, kein Fingerzeichen, kein Stirnrunzeln, kein schmallendes Zucken mit den Lippen, kein Augenzwinkern; dabei rief er mit solcher Zungenfertigkeit aus, daß Florent ihm gar nicht folgen konnte und ganz verblüfft dreinschaute, als der Bucklige mit einer mehr singenden Stimme rief:

„Zweiundvierzig! zweiundvierzig! . . . zweiundvierzig Frank die Butte!“

Die schöne Normännin hatte das letzte Gebot gethan, und Florent erkannte sie sofort wieder unter den sich gegen die Einfriedigung drängenden Fischweibern. Der Morgen war ziemlich frisch; deshalb gewahrte man zahlreiche Pelzfragen neben den großen weißen Schürzen, welche die vollen Bäuche, die dicken Kehlen und die kräftigen Schultern hervorhoben. Mit hoch aufgetürmtem Chignon, ihrer weißen zarten Haut und der feinen Spitzenschleife strahlte die schöne Normännin mitten unter den von einem Kopftuch erfüllten ungeordneten Perrücken, den Schnapsnasen, den frechen Mienen und den verwetterten Gesichtern ihrer Genossinnen. Auch sie erkannte den Vetter der Frau Quenu und war so erstaunt, ihn hier zu sehen, daß sie nicht umhin konnte, ihren Nachbarinnen darüber Bemerkungen zu machen.

Das Stimmengewirr wurde jetzt derart, daß Herr Verlaque von weiteren Auseinandersetzungen vorläufig absah. Auf dem Pflaster wurden unterdessen von Männern die großen Fische ausgerufen und zwar mit langgezogener Stimme, als ob dieselbe aus mächtigen Sprechrohren hervordränge; einer vor allen heulte so laut: „Miesmuscheln! Miesmuscheln!“ das die Dächer der Hallen erdröhnten. Die Muschelsäcke wurden theils in Körbe ausgeschüttet, theils mit der Schaufel geleert. Rochen, Fludern, Makrelen, Salmen wurden in Körben vorbeigetragen, während vor dem Gedränge der Fischhändlerinnen die Eisenstangen knackten. Der bucklige Ausrufer war so in Hitze geraten,

daß er eifrig mit seinen dürren Armen in der Luft umherfocht und den Mund weit aufriß. Endlich, durch das endlosen Herbeten von Zahlen in eine Art Ekstase versetzt, sprang er auf einen Fußschemmel und brachte aus seiner dürren Kehle nur noch ein undeutliches Pfeifen hervor. Der städtische Steuerbeamte, ein kleiner alter Mann, war so tief in einen Rock von falschem Astrachan eingemummt, daß man unter seiner schwarzen Sammetmütze nur die Nase hervorschimmern sah; die große Verkäuferin saß ruhig auf ihrem hohen Holzstuhle und schrieb, ohne auch nur mit den Augen zu zucken, trotz des Schreiens des Budligen.

„Dieser Logre ist doch ein prächtiger Kerl,“ murmelte Herr Verlaque lächelnd. „Er ist der beste Ausrufer auf dem ganzen Markte . . . Ich glaube, der brächte es fertig, Stiefelsohlen für Fludern zu verkaufen.“

Er kehrte nun mit Florent wieder in den Pavillon zurück, und als sie vor dem Verkaufsstande für Süßwasserfische vorbeikamen, wo man viel schwächer bot, teilte er ihm mit, daß dieses Geschäft immer mehr nachlasse und die Flußfischerei in Frankreich sehr geschädigt sei. Ein verschmizt aussehender Ausrufer verauktionierte mit einförmiger Stimme einige Partien Aale und Krebse, während an den Wasserbehältern verschiedene Männer mit kurzgestielten Netzen fischten.

Mittlerweile vermehrte sich die Menge um die Auktionsstände, und Herr Verlaque erfüllte gewissenhaft seine Rolle als Instruktor, indem er sich mit den Ellbogen einen Weg bahnte und seinen Nachfolger in das dichte Gedränge führte. Ruhig standen die Höferinnen da und warteten auf die schönen Stücke, wobei sie bald einen Thunfisch, bald eine Scholle oder einen Lachs auf die Schultern der Lastträger luden. Weiterhin standen die umherziehenden Kleinhändlerinnen und teilten sich in einen Korb Seringe oder Glahrken, welche sie gemeinschaftlich erstanden hatten. Außerdem bemerkte man auch einzelne Bürger, meist Rentiers aus entlegenen Vierteln, welche bereits um vier Uhr morgens erschienen waren, um einen frischen Fisch zu kaufen und die sich schließlich einen Waarenposten von vierzig bis fünfzig Frank hatten aufreden lassen, so daß sie hernach

den ganzen Tag damit zu thun hatten, unter ihren verschiedenen Bekannten Abnehmer zu suchen. Plötzlich wurde die Menge durch einige heftige Stöße erschreckt: eine Fischhändlerin, welche zu sehr gedrängt worden war, suchte sich laut schimpfend und mit erhobenen Fäusten Luft zu machen. Auch Florent, welcher fast ersticke, erklärte jetzt, er habe genug gesehen und begreife alles.

Während nun Herr Verlaque ihm beim Loskommen behülflich war, sahen sie sich plötzlich der schönen Normännin gegenüber. Diese blieb stehen und frug mit der ihr eigentümlichen stolzen Miene:

„Ist es denn wirklich bestimmt, Herr Verlaque, daß Sie uns verlassen?“

„Ja, ja,“ antwortete der kleine Mann. „Ich will auf dem Lande Erholung suchen und zwar in Clamart. Es scheint als ob der Fischgeruch mir schlecht bekommt. . . Sehen Sie, dieser Herr hier wird mich vertreten.“

Dabei hatte er sich umgedreht und zeigte auf Florent. Die schöne Normännin war starr vor Erstaunen, und als Florent sich entfernte, glaubte er zu hören, wie sie mit halbunterdrücktem Lachen ihren Nachbarinnen ins Ohr raunte: „Ah! das ist ja ausgezeichnet! da wollen wir uns aber amüsieren!“

Nunmehr legten auch die Fischweiber ihre Waaren aus, und überall sah man die Wasserhähne fließen, ein Geräusch verursachend, als ob ein Plagregen herniederrausche; und von den etwas geneigten Bänken herab tropfte unaufhörlich das Wasser, auf dem Boden kleine Rinnfale bildend und an den einzelnen tiefen Stellen zu Pfützen zusammenlaufend, um schließlich nach der Rue Rambuteau abzufließen. Ein Feuchtigkeitsnebel stieg auf, und der feine Wasserstaub wehte Florent ins Gesicht, grade wie der ihm wohlbekannte Seewind, während er in den ersten ausgelegten Fischen den rosigen Perlmutterglanz, das blutige Korallenrot, das milchige Perlenweiß, kurz alle Farben des Meeres wiederfand.

Dieser erste Morgen bereits rief mannigfache Bedenken in ihm wach, und er bedauerte, daß er Lisa nachgegeben hatte. Schon am nächsten Morgen, nachdem er der ein-

schläfernden Küchenluft entgangen war, hatte er sich so lebhaft der Charakterlosigkeit beschuldigt, daß ihm fast die Thränen in die Augen traten. Dennoch wagte er nichts zu sagen, da Lisa ihn ein wenig erschreckte: er sah noch immer jenen eigentümlichen Zug um ihre Lippen, die vorwurfsvolle Miene in ihrem schönen Gesicht, und in seinen Augen war sie eine zu ernste Frau, als daß man sie hätte ärgern dürfen. Glücklicherweise wußte Gavard ihn zu trösten. Am Abend desselben Tages, wo Verlaque ihn mitten unter den Auktionen umhergeführt hatte, nahm er ihn beiseite und setzte ihm auseinander, daß „dieser arme Teufel“ doch recht unglücklich sei. Nachdem er dann noch mehrere Bemerkungen über die elende Regierung gethan, welche ihre Beamten erst zu Tode quäle, ohne ihnen dann auch nur die Mittel an die Hand zu geben, um ruhig sterben zu können, ließ er die Worte fallen: es sei doch recht wünschenswert, dem ehemaligen Inspektor einen Teil des Gehalts zu überlassen. Freudig stimmte Florent diesem Gedanken bei. Es sei dies, bemerkte er, zum mindesten gerecht, da er sich einerseits nur als den interimistischen Stellvertreter des Herrn Verlaque betrachte und anderseits auch gar nichts brauche, indem er Kost und Wohnung bei seinem Bruder genieße. Gavard fügte hinzu, daß von den monatlich zu beziehenden hundertundfünfzig Frank ein Abschlag von fünfzig Frank ihm ganz lobenswert dünke, und mit leiser Stimme bemerkte er noch, daß dies ohnehin nicht lange dauern werde, indem jener Unglückliche durch und durch schwindsüchtig sei. So wurde denn beschlossen, daß Florent sich mit der Frau Verlaque verständigen möge, um den Mann nicht zu beleidigen. Eine solche edle Handlung schuf ihm bedeutende Erleichterung, und jetzt nahm er die Stelle mit voller Hingebung an. Nur nahm er dem Geflügelhändler die feierliche Verürherung ab, keinem Menschen ein Wort über diese Sache zu sagen.

Von neuem herrschte Freude in der Fleischerfamilie. Die schöne Lisa zeigte sich ihrem Schwager gegenüber ungewein freundlich; sie schickte ihn zeitig zu Bett, damit er ausschlafen könne; sie hob ihm stets ein gutes Frühstück auf und jetzt, wo er eine Treppenmütze trug, brauchte sie

sich auch nicht mehr zu schämen, mit ihm auf der Straße zu sprechen. Quenu, über diese günstige Gestaltung der Dinge hoch erfreut, hatte sich abends noch nie so behaglich zwischen seinen Bruder und seiner Frau zu Tische gesetzt. Dst dauerte das Essen bis neun Uhr, während Augustine im Laden blieb, und man unterhielt sich dabei theils durch allerhand Stadtgeschichten, theils gab die Fleischerin ihre Meinung über Politik ab. Florent mußte sagen, wie das Geschäft mit den Seefischen gegangen sei, und allmählich fand er Vergnügen an dieser behaglichen geordneten Lebensweise. Die Aufmerksamkeiten der schönen Lisa schufen ihm alle möglichen Bequemlichkeiten, und so herrschte unter ihnen beständig gegenseitige Achtung und gutes Einvernehmen.

Savard indeß hielt das Hauswesen der Familie Quenu für viel zu schläfrig. Er verzieh zwar Lisa ihre Anhänglichkeit für den Kaiser, weil, wie er sagte, man mit Frauen nie über Politik sprechen dürfe und weil die schöne Fleischerin bei alledem eine höchst ehrenwerte Person sei, welche ihr Geschäft vortrefflich in Gang erhalte. Seinem Geschmack folgend, verbrachte er seine Abende lieber bei Herrn Lebigre, wo er stets Freunde und Gesinnungsgenossen traf. Als Florent nun zum Marktinspektor ernannt war, suchte er ihn zu verführen, indem er ihn stundenlang mit sich umherschleppte und ihm zuredete, jetzt, wo er ein Amt bekleide, als flotter Junggeselle zu leben.

Herr Lebigre besaß ein sehr schönes, mit modernem Luxus ausgestattetes Etablissement. In seinem auf der Rue Rambuteau an der Ecke der Rue Pirouette gelegenen Laden, vor welchem vier kleine norwegische Fichten in grünangestrichenen Kästen standen, zeigte er ein würdiges Gegenstück zu dem großen Fleischladen der Quenu-Gondelle. Die hellen Spiegelscheiben gestatteten einen Blick in den Saal, welcher mit Blätterranken von Weinreben und Trauben, auf mattgrünem Grunde gemalt, verziert war. Der Fußboden bestand aus großen viereckigen schwarzen und weißen Steinplatten, und im Hintergrunde öffnete sich die Kellerthür unter der rotverkleideten Wendeltreppe, welche nach dem im ersten Stock befindlichen Billardzimmer führte. Aber besonderes Staunen erregte die rechts befindliche Ladentafel

hier ein sich nach der Rue Pirouette öffnendes Fenster ein düsteres Licht; abends brannte eine Gasflamme über zwei marmorartig gemalten Tischen. Hier nun pflegten Gavard und seine politischen Freunde sich zu versammeln, und der Wirt war bereits gewöhnt, ihnen diesen Platz zu reservieren. Sobald der zuletzt Gefommne die Thür des Glasverschlages geschlossen hatte, wußten sie sich so sicher, daß sie ganz offen über „das große Rehrfest“ sprachen. Nicht ein einziger Gast würde gewagt haben, diesen Ort zu betreten.

Am ersten Tage gab Gavard Florent einige Aufschlüsse über Herrn Lebigre. Es sei dies, meinte er, ein braver Mann, welcher zuweilen seinen Kaffee mit ihnen trinke und man geniere sich vor ihm gar nicht, weil er eines Tages gesagt habe, er sei an den Verwickelungen von Anno achtundvierzig beteiligt gewesen. Er sprach wenig und schien überhaupt etwas beschränkt zu sein. Beim Vorbeigehen pflegte jeder der Herren, ehe er das Kabinet betrat, ihm schweigend über die Gläser und Flaschen hinweg die Hand zu reichen. Meistens saß neben ihm auf dem roten Lederpolster eine kleine blonde Frauensperson, ein Mädchen, welches er zur Bedienung an der Ladentafel genommen hatte außer dem Kellner in der weißen Schürze, welcher die Tische und das Billard zu versorgen beauftragt war. Sie hieß Rosa und war von Charakter sehr sanft und willig. Gavard indeß erzählte Florent unter verstohlenem Augenzwinkern, daß sie ihrem Herrn gegenüber die Willigkeit sehr weit treibe. Uebrigens ließ sich die kleine Gesellschaft stets von Rosa bedienen, welche mit ihrer freundlichen Miene mitten unter den wütendsten politischen Debatten aus und einging.

An dem Tage, wo der Geflügelhändler Florent bei seinen Freunden einführte, fanden sie beim Betreten des Kabinetts nur einen Herrn von ungefähr fünfzig Jahren mit nachdenklicher Miene, einem zweifelhaften Gut und einem großen Ueberzieher. Sein Kinn hatte er auf den Elfenbeinknopf eines großen Spazierstockes gestützt, vor ihm stand ein volles Glas und sein Mund war so tief in einem starken Vollbarte verborgen, daß es ausseh, als habe sein Gesicht keine Lippen.

„Wie geht's, Robine?“ frug Savard.

Schweigend streckte ihm Robine die Hand entgegen, und an seinen Augen gewahrte man, daß er lächelte. Hierauf stützte er sein Kinn wieder auf den Knopf seines Stocdes und schaute Florent über sein Glas hinweg an. Dieser hatte Savard die feierliche Versicherung abgenommen, seine Geschichte nicht zu erzählen, um jede Gefahr zu vermeiden, und deshalb war es ihm gar nicht unrecht, als er ein gewisses Mißtrauen in der vorsichtigen Haltung jenes härtigen Herrn zu bemerken glaubte. Allein er täuschte sich, denn nie sagte Robine mehr. Er kam stets zuerst, punkt acht Uhr, setzte sich, ohne seinen Stock aus der Hand zu legen, in dieselbe Ecke und zog weder seinen Ueberrock aus noch nahm er seinen Hut ab. So horchte er den Gesprächen der andern bis Mitternacht zu, indem er vier Stunden lang bei einem Glase saß, blickte der Reihe nach diejenigen, welche das Wort führten, an und schien gleichsam mit den Augen zu verstehen. Als Florent später Savard über Robine frug, machte dieser ein großes Aufheben von jenem; er sei, meinte er, ein höchst kluger Kopf, gehöre zu den gefürchtetsten Gegnern der Regierung und bewohne in der Rue Saint-Denis ein Logis, welches kein Mensch außer ihm betrete. Dennoch behauptete der Geflügelhändler, einmal dort gewesen zu sein. Der glänzende Parketsußboden sei durch grünleinene Läufer geschützt und eine Mabastruhr bilde die Zierde des Zimmers. Frau Robine, welche er nur von hinten gesehen habe, müsse eine ältliche feine Dame sein. Man konnte nicht begreifen, weshalb das Ehepaar seinen Wohnsitz inmitten des Lärmens eines so verkehrsreichen Viertels aufgeschlagen habe, zumal der Mann absolut nichts zu thun haben müsse und seine Tage an unbekanntem Orten verbringe; außerdem lebte er, man wußte nicht wovon, und schien jeden Abend ermüdet, gleichsam als habe er den ganzen Tag über hohe Politik gesprochen.

„Nun, haben Sie schon den Artikel über die Thronrede gelesen?“ frug Savard, eine Zeitung zur Hand nehmend.

Robine suchte die Achseln. Plötzlich ward die Thür

aufgerissen, und ein Budliger erschien. Florent erkannte in dem jetzt höchst sauber gekleideten Mann mit dem großen roten Halstuch, dessen einer Zipfel über den Rücken herabhängt, sofort den budligen Ausrufer wieder.

„Ah! da kommt ja Logre,“ versetzte der Geflügelhändler. „Er wird uns jetzt sagen, was er über die Thronrede denkt.“

Allein Logre schien sehr wütend zu sein und hätte beinahe den Kleiderhaken abgerissen, als er Hut und Halstuch aufhing. Hastig setzte er sich nieder, schlug mit der Faust auf den Tisch und schob die Zeitung bei Seite mit den Worten:

„Fällt mir nicht ein, diese verdammten Lügen zu lesen!“

Nun brach er aber mit seiner Wut los:

„Hat man je gesehen, daß sich die Herren so sehr um Ihre Leute kümmern! Zwei Stunden lang warte ich bereits auf meinen Lohn. Wir waren unser zehn im Bureau. Jawohl, ihr könnt noch lange warten, mein Schäfchen. . . Endlich kam Herr Menaury im Wagen an, sicherlich von irgend einem Frauenzimmer her. Geht mir nur mit diesen Agenten; erst stehlen sie und dann lassen sie sich wohl schmecken. . . Und dazu hat mir der Schweinekerl alles in grober Münze gegeben.“

Robine schien diesen Reden beizustimmen, denn er runzelte die Stirn. Plötzlich fand der Budlige ein Opfer.

„Rosa! Rosa!“ rief er, sich zur Thür hinausbeugend.

Als das junge Weib ihm ängstlich gegenüber stand, fuhr er fort:

„Nun, wann werden Sie denn an mich denken? . . . Sie sehen mich hereinkommen, und es fällt Ihnen gar nicht ein, mir meinen Kaffee zu bringen!“

Auch Gavard bestellte noch zweimal Kaffee. Rosa brachte schleunigst die drei Portionen, von den finstern Blicken Logres bewacht, welcher die Gläser und die kleinen Zuckernäpfschen zu prüfen schien. Hierauf nahm er einen Schluck und versetzte in etwas ruhigerem Tone:

„Charvet scheint genug zu haben. . . Er wartet draußen auf Clemence.“

In demselben Augenblicke trat Charvet ein, und hinter

ihm her Clemence. Er war ein großer, starkknochiger Bursche, sorgfältig rasiert mit dürrer Nase und schwachen Lippen; er wohnte in der Rue Bavin hinter dem Luxembourg-Palast. Er nannte sich einen freien Lehrer, und in politischer Beziehung war er Herbertist. Savard fürchtete ihn im Grunde, ohne es jedoch einzugestehen, und wenn Charvet nicht zugegen war, erklärte er, daß dieser in der That zu weit gehe. Robine schenkte alledem seinen Beifall. Nur Logre hot Charvet bisweilen die Spitze, wenn es sich um Gehaltsfragen handelte. Aber trotzdem blieb Charvet unumschränkter Herr der Gruppe, weil er das meiste Ansehen und die größte Erfahrung besaß. Schon seit länger als zehn Jahre lebte er und Clemence wie ein Paar Eheleute nach einem von beiden Parteien streng beobachteten Kontrakt. Florent, welcher die junge Frau mit einigem Erstaunen betrachtete, erinnerte sich jetzt endlich, wo er dieselbe bereits gesehen hatte; es war keine andere, als jene große brünette Verkäuferin aus der Halle.

Mittlerweile erschien Rosa hinter zwei Neuangekommenen; schweigend setzte sie Charvet einen Schoppen und Clemence einen Teller vor, worauf letztere ruhig ihren Grog zu bereiten anfang, indem sie heißes Wasser auf eine Citrone goß, diese mit dem Löffel ausdrückte und hiernach etwas Zucker und Rum hineinschüttete. Nun stellte Savard Florent den verschiedenen Herren vor, insbesondere Herrn Charvet, indem er beide als Erzieher nannte, als sehr gebildete Leute, welche sich schon vertragen würden. Aber fast hätte man glauben können, er sei bereits indiscret gewesen, denn alle drückten einander die Hand in höchst vertrauter geheimnisvoller Weise. Selbst Charvet zeigte sich beinahe lebenswürdig. Uebrigens vermied man, irgend welche Anspielung zu machen.

„Hat Menaury Sie in baarer Münze bezahlt?“ frug Logre jetzt Clemence.

Sie bejahte es und entfaltete verschiedene Rollen Ein- und Zweifrankstücke. Charvet sah ihr zu, wie sie den Inhalt der Rollen kontrollierte und das Geld alsdann wieder einsteckte.

„Wir müssen abrechnen,“ sagte er halbblaut.

„Gewiß, heute abend,“ murmelte sie. „Uebrigens wird sich's ziemlich ausgleichen. Ich habe viermal mit Dir gefrühstückt, nicht wahr? aber dafür habe ich Dir vorige Woche hundert Sous geliehen.“

Florent war erstaunt darüber, wandte sich indes weg, um nicht indiskret zu erscheinen. Nachdem nun Clemence die letzte Rolle hatte verschwinden lassen, nahm sie einen Schluck Grog, lehnte sich an den Glasvorhang und hörte ruhig den politischen Gesprächen der Männer zu. Gavard hatte die Zeitung wieder zur Hand genommen und las jetzt mit ausgesucht komischer Betonung verschiedene Teile der Thronrede vor, welche selbigen Morgen bei der Eröffnung der Kammern gehalten worden war. Nun hatte Charvet leichtes Spiel, und er ließ auch nicht eine Zeile als gültig bestehen. Besonders eine Phrase verursachte allgemeinen Scherz; dieselbe lautete: „Wir hegen die Zuversicht, meine Herren, daß wir, gestützt auf Ihre hohe Bildung und die konservativen Gesinnungen des Landes, dahin gelangen werden, von Tag zu Tag den öffentlichen Wohlstand zu wahren.“ Logre war aufgestanden und deklamirte diesen Satz, wobei er durch verschiedene Nasenlaute sehr gut die breiige Stimme des Kaisers nachzuahmen verstand.

„Der Wohlstand ist wirklich recht nett,“ bemerkte Charvet, „so nett, daß man vor Hunger krepieren möchte.“

„Zawohl, der Handel geht sehr schlecht,“ bestätigte Gavard.

„Und dann, was soll das heißen, mein Herr! „gestützt auf hohe Bildung?“ versetzte Clemence, die sich auf ihre literarischen Kenntnisse etwas zu Gute that.

Sogar Robine lachte leise in seinen Bart. Die Unterhaltung wurde immer erregter, und unter andern kam auch der gesetzgebende Körper zur Sprache, der allerdings hart mitgenommen wurde und Logre hörte nicht auf zu wüthen, so daß Florent jetzt gleichsam den schönen Ausrufer im Fischpavillon vor sich sah, wie er unter boshaften Gestikulationen dastand; wenn er überhaupt von Politik sprach, so that er dies gewöhnlich mit jener wüthenden Miene, mit welcher er etwa einen Korb Flundern versteigerte. Charvet

wurde jetzt inmitten des Tabaks- und Gasnebels, welcher das Kabinet füllte, kübler gestimmt und seine Stimme war schneidig wie ein Messer, während Robine leise mit dem Kopfe wackelte, ohne dabei sein Sinn von dem Elfenbeinknopfe seines Stockes zu erheben. Nunmehr versiel auf eine Bemerkung Gavards hin die Unterhaltung auf die Frauen.

„Die Frau,“ erklärte Charvet in bestimmtem Tone, „steht dem Manne gleich, und in Folge dessen soll sie ihn im Leben nicht genießen. Die Heirat ist ein Zusammengefallen . . . Alles dabei zu gleichen Theilen, nicht wahr, Clemence?“

„Natürlich,“ entgegnete die junge Frau, mit dem Kopfe gegen den Glasverschlag gelehnt und vor sich hinblickend.

Florent indeß sah jetzt den Gemüsehändler Lacaille und den dicken Alexander hereinkommen, den Freund von Claude Lantier. Diese beiden Männer saßen erst lange am andern Tische des Kabinetes und schienen augenscheinlich nicht direkt zu der übrigen Versammlung zu gehören. Als aber die Politik zur Sprache kam, rückten sie ihre Stühle heran und beteiligten sich an der Gesellschaft. Charvet, in dessen Augen sie das Volk repräsentierten, suchte ihnen allerhand gute Lehren zu geben, während Gavard den vorurteilsfreien Budiker spielte und mit ihnen anstieß. Alexander war ein dicker Koloss mit der freundlichen Miene eines großen Kindes. Lacaille hingegen, mit finsterner Miene und bereits graumeliertem Haar, jeden Abend erschöpft von dem endlosen Umherziehen in den Straßen von Paris, warf zuweilen einen verdächtigen Blick auf die bürgerliche Ruhe, die schöne Fußbekleidung und den dicken Ueberrock Robines. Beide ließen sich ein Gläschen einschenken und nun, da die Gesellschaft vollzählig war, gestaltete sich die Unterhaltung noch bunter und feuriger.

An diesem Abend bemerkte Florent auch durch die halboffenstehende Thür des Verschlags Fräulein Saget vor der Ladentafel stehen. Sie hatte unter ihrer Schürze eine Flasche hervorgezogen und sah Rosa zu, welche aus einem

größeren Maße Johannisbeerschnaps und aus einem kleineren Branntwein in die Flasche füllte, welche hierauf wieder unter der Schürze verschwand. Mit den Händen die Flasche verborgen haltend, plauderte Fräulein Saget noch weiter und machte in ihrer schwarzen Kleidung einen sonderbaren Eindruck inmitten all des Glanzes, welchen das Gaslicht im Laden weckte. Als Florent sah, daß sie sich bemühte, aus Rosa etwas herauszulocken, vermutete er, die Alte habe ihn durch die halboffene Thür bemerkt. Seitdem er nämlich in den Hallen zu thun hatte, begegnete er ihr auf Schritt und Tritt; meistens stand sie in Gesellschaft der Frau Decoeur und der Sarriette unter einer der überdeckten Straßen, wobei ihm alle drei verstohlen beobachteten und über seine neue Inspektorstellung höchst erstaunt zu sein schienen. Rosa war ohne Zweifel höchst sparsam in ihren Worten, denn Fräulein Saget drehte sich einen Augenblick um und schien mit Herrn Lebigre anbinden zu wollen, der gerade auf einem der eisernen Tische mit einem Kunden eine Partie Piquet spielte. Schließlich hatte sie sich ganz leise dem Kabinet genähert, als Gavard sie erkannte. Ihm war diese Alte von jeher ein Dorn im Auge und so rief er denn jetzt barsch:

„Florent, machen sie doch die Thür zu! Man kann ja hier kein Wort zu sprechen wagen.“

Als Lacaille sich um Mitternacht entfernte, wechselte er mit Herrn Lebigre einige leise Worte und dieser drückte ihm, ohne daß es jemand merkte vier Fünffrankenstücke in die Hand, wobei er ihm ins Ohr raunte:

„Sie wissen, das macht für morgen zweiundzwanzig Frank. Der Ausleiher will doch mehr oder weniger . . . Vergessen Sie auch nicht, daß Sie noch drei Tage Fahrgeld schuldig sind. Das muß alles bezahlt werden.“

Hierauf wünschte Herr Lebigre auch den übrigen Herren gute Nacht. Er werde auch gleich zu Bett gehen, sagte er und gähnte, während Rosa ihn mit der Miene eines ergebenen Diensthoten ansah. Nun befahl er ihr, im Kabinet das Gas auszulöschen.

Draußen auf dem Trottoir wankte Gavard dermaßen,
Im Sauch von Paris.

daß er beinahe gefallen wäre und da er sich noch in seiner geistreichen Stimmung befand, sagte er:

„Verdammt! ich bin wahrlich nicht auf erleuchtete Geister gestützt!“

Diese Bemerkung schien allen sehr drollig und endlich trennten sie sich. Florent kam immer wieder; er gewöhnte sich allmählich an das Schweigen Robines, an das leidenschaftliche Aufbrausen Logres und an die gehässige Kälte Charvets. Wenn er abend nach Hause kam, ging er nicht sogleich zu Bet. Er liebte sein Dachstübchen, dieses Gemach, wo noch allerhand kleine Spuren von Augustine zu entdecken waren. Auf dem Kamin lagen noch mehrere Haarnadeln, Kästchen aus vergoldetem Kartonpapier mit Knöpfen und Räucherkerzen gefüllt, allerhand ausgeschnittene Bilder und nach Jasmin duftende Pomadenbüchsen; in dem Schubkasten des rohen Holztisches befanden sich Zwirnreste, Nähadeln, ein Gebetbuch neben einem schmutzigen Exemplar eines Traumbuches; ein weißes gelbpunktiertes Sommerkleid hing verlassen an einem Nagel, während auf dem als Toilettentisch dienenden Brett hinter dem Waschbecken eine umgestürzte Flasche Bandolin einen großen Flecken hinterlassen hatte. Florent hätte sich sonst in einem Frauengemache nie wohl gefühlt; allein hier herrschte in dem ganzen Raume, von dem schmalen eisernen Bett und den beiden Stühlen an bis zu der verschoffenen Tapete nur ein Hauch naiver Unbefangenheit. Er war entzückt über die Reinlichkeit der Vorhänge, über diese kindlichen Freuden, welche sich in den vergoldeten Pappschächtelchen und in dem Vorhandensein eines Traumbuches ausdrückten, schließlich über alle die ungeschickt angebrachte Kofetterie, mit welcher hier die Wände augenscheinlich hatten geziert werden sollen. Alles dies munterte ihn auf und rief in ihm alte Jugenderinnerungen wach. Er hätte lieber Augustine mit dem kastanienbraunen Haar gar nicht gekannt, lieber glauben mögen, er wohne bei einer Schwester, bei einem braven Mädchen, welches in den geringsten Kleinigkeiten selbst die Anmut einer angehenden Frau entwickelte.

Aber besonders erleichternd war es abends für ihn,

wenn er durchs Fenster seiner Mansarde blickte. Dieses Fenster bildete auf dem Dache eine Art schmalen Balkon mit hohem Eisengeländer, hinter welchem Augustine einen Granatstock pflegte. Seitdem die Nächte kalt wurden, hatte Florent den Stock ins Zimmer genommen und am Fußende seines Bettes aufgestellt. Hier an dem geöffneten Fenster stand er dann mehrere Minuten lang und atmete in vollen Zügen die von der Seine her über die Häuser der Rue de Rivoli ihm entgegenwehende frische Luft. Unter ihm breitete sich das verworrene Dächerwerk der Hallen aus, gleich schlummernden Seeflächen inmitten deren der verstohlene Glanz irgend einer Glasscheibe den Eindruck einer silberhellen Woge hervorrief. In weiter Ferne erhoben sich die düstern Dächer des Fleischpavillons und der Geflügelhalle gleich nebelhaften Massen. Gerade vor ihm wölbte sich der hehre Himmel über der endlosen Fläche der Hallendächer, was ihn an das Bild einer Meeresküste mit dem ruhigen Spiegel einer Bucht gemahnte, der kaum von dem fernen Rollen der hohen See gekräuselt wird. In Gedanken versunken, dachte er jeden Abend an eine andere Küste und es stimmte ihn zugleich traurig und freudig, sich in jene acht Jahre der Verzeißlung zurückzuversetzen, welche er außerhalb Frankreichs zugebracht hatte, bis er fröstelnd das Fenster wieder schloß. Oft, wenn er vor dem Kamin seinen Kragen abknöpfte, machten ihn die beiden Photographien von August und Augustine besorgt; es kam ihm vor, als lächelten die Bilder, ihn beim Auskleiden zu beobachten.

Die ersten Wochen, welche Florent im Fischpavillon verlebte, waren ihm sehr schwer gemacht; denn zwischen ihm und Méhubins hatte sich eine offene Feindseligkeit entsponnen, welche ihn mit dem ganzen Markt entzweite. Die schöne Normännin wußte sich an der schönen Lisa zu rächen und ihr Better war ein willkommenes Opfer.

Die Familie Méhubin stammte aus Rouen. Die Mutter Louisens erzählte noch jezt, wie sie einst mit einem Korbe voll Male in Paris angelangt sei. Hier heiratete sie, ohne ihren Fischhandel aufzugeben, einen Steuerbeamten, welcher ihr bei seinem Tode zwei kleine Mädchen hinterließ.

Vor Zeiten verdiente sie ihres frischen Aussehens den Beinamen „die schönen Normännin,“ ein Beinamen, welchen später ihre älteste Tochter geerbt hatte. Gegenwärtig zählte sie fünfundsiechzig Jahre, die feuchte Seeluft hatte ihre Stimme rauh gemacht und ihrer Haut ein rauhes Ansehen verliehen. Infolge der sitzenden Lebensweise war sie ungemein dickleibig geworden, ihre Taille zeigte einen gewaltigen Umfang und den Kopf mußte sie wegen der unmäßig starken Unterkehle stets etwas zurückbeugen. Uebrigens hielt sie fest an ihrer alten Tracht; sie trug noch immer das großblumige Kleid, das gelbe Halstuch und den eigenthümlichen Kopfschuß der ehemaligen Fischweiber, dazu wußte sie ihre laute Stimme stets von energischen Handbewegungen zu begleiten und wenn sie so recht eifrig schwadronierte, stand sie herausfordernd mit in die Hüften gestemmt Armen da.

Sie bedauerte, daß der alte Innocenzmarkt nicht mehr existiere, sprach begeistert von den alten Rechten der Damen der Halle, von den Prügeleien der Polizeieinspektoren, berichtete aber auch, wie zu Zeiten Karl V. oder Ludwig Philipp's ihre ehrjame Junst in Seidentoilette und mit großen Blumenbouquets in der Hand bei Hofe erschienen sei. Die Mutter Mèhudin, wie man sie nannte, war auch lange Zeit Bannerträgerin des Marienbundes in Saint-Leu gewesen. Bei den kirchlichen Prozessionen trug sie alsdann ein schönes Kleid und eine mit Atlasbändern verzierte Tüllhaube und hielt in ihren derben Händen hoch erhoben den vergoldeten Stab mit der seidenen Fahne, auf welcher eine Mutter Gottes geschnitten war.

Wie die Klatschbasen des Viertels versicherten, sollte die Mutter Mèhudin ein bedeutendes Vermögen besitzen. Dieses aber kam in weiter nichts zum Vorschein, als in den massivgoldenen Schmucksachen, mit denen sie an Festtagen Hals, Arme und Taille zierte. Späterhin trat unter ihren beiden Töchtern mehrfach Zwist ein. Die jüngere Claire, eine faule Blondine, beklagte sich über das brutale Wesen Louisens und sagte in ihrer schleppenden Redeweise, sie wolle nie mehr als Diensthofe ihrer Schwester dastehen. Da es schließlich sicherlich zu bössartigen Prügeleien gekommen wäre, trennte die Mutter sie. An Louise trat sie ihren

Seefischhandel ab, während Claire, welche den Geruch der Rochen und Heringe nicht ertragen konnte, sich in der Abtheilung für Süßwasserfische etablierte. Obwohl nun die Mutter hoch und teuer versichert hatte, sie wolle sich von den Geschäften zurückziehen, so ging sie doch noch immer von einem Stande zum andern, mengte sich in den Handel und erzählte ihren Töchtern, wie sehr sie sich langweile.

Claire war ein phantastisches Geschöpf und hatte beständig Streit, so daß man allgemein behauptete, sie handle stets nur nach ihrem Kopfe. Ihr träumerisches jungfräuliches Gesicht verriet eine stumme Hartnäckigkeit, ein Unabhängigkeitsgefühl, welches sie zwang, für sich gesondert zu leben und sich nie nach den andern zu richten. Den einen Tag huldigte sie unbedingter Aufrichtigkeit, den andern einer empörenden Ungerechtigkeit. An ihrem Stande setzte sie bisweilen den ganzen Markt in Aufregung, indem sie die Preise bald hinauf trieb bald wieder niederdrückte, ohne daß man wußte weshalb. Mit dem dreißigsten Jahre mußten ihre natürliche Feinheit, ihre zarte von dem Wasser der Fischbehälter beständig frisch erhaltene Haut, ihr niedliches Gesicht und ihre geschmeidige Glieder an Fülle zunehmen und dem verwildernden Einflusse der Hallen unterliegen. Aber mit zwanzig Jahren war sie nach dem Ausspruche Claude Lantiers mitten unter ihren Aalen und Karpfen ein wahres Musterbild für einen Murillo, obwohl sie oft ohne Kopfbedeckung in ihren groben Schuhen und unförmlichen Kleidern mehr einer steifen Puppe ähnelte. Sie war durchaus nicht kokett und zeigte sich sehr ärgerlich, wenn die in ihrem feinen Fuß glänzende Louise sie wegen ihrer unordentlich zusammengebundenen Kopftücher verspottete. Man erzählte sich, daß der Sohn eines reichen Ladeninhabers eine Reise unternommen habe, lediglich aus Wut darüber, daß er von ihr einen Korb erhalten habe.

Louise, die schöne Normännin, hatte sich zartfühlender gezeigt. Schon war ihre Heirat mit einem Beamten der Getreidehalle festgesetzt, als der unglückliche Bursche von einem Mehlfacke getroffen ward und die Rippen brach. Nichts destoweniger genas sie sieben Monate später von

einem kräftigen Kinde. In der nächsten Nähe der Familie Mehudin betrachtete man die schöne Normännin als Wittwe und die alte Fischhändlerin ließ zuweilen die Worte fallen:

„Als mein Schwiegersohn noch lebte . . .“

Die Familie Mehudin hatte einen großen Einfluß auf dem Markte. Als Herr Verlaque Florent vollends über seine neue Beschäftigung unterrichtete, empfahl er ihm auch verschiedene Händlerinnen schonend zu behandeln, wenn er sich das Leben nicht unerträglich machen wolle; ja, er trieb seine Sympathieen so weit, daß er ihn über die verschiedenen kleinen Kniffe des Handwerkes belehrte, über die unerläßlichen Nachsichten einerseits, die scheinbare Strenge andererseits, sowie über die Geschenke, welche er annehmen dürfe. Ein Inspektor ist zugleich Polizeikommissar und Friedensrichter, indem er sowohl über die Ordnung zu wachen, als auch die Differenzen zwischen Käufer und Verkäufer zu schlichten hat. Florent nun, an und für sich ein schwacher Charakter, überschritt jedesmal das Maß, wenn es galt, seine Autorität einzusetzen; außerdem waren noch zwei Punkte für ihn ungünstig: einmal die Verbitterung infolge der langen Leiden, sodann auch sein düsteres Paria-gesicht. Der schönen Normännin kam es nun vor allem darauf an, ihn in irgend einen Streit zu verwickeln und sie hatte geschworen; er werde seine Stelle nicht vierzehn Tage lang behalten.

„Ei freilich,“ sagte sie zu Frau Lecoeur, welche sie eines Morgens traf, „die dicke Lisa denkt wohl, wir sollen uns durch ihre Resten abspeisen lassen? . . . Wir besitzen mehr Geschmack als sie. Da hat sie uns ein schönes Scheusal auf den Hals gehehrt?“

Als Florent nach der öffentlichen Versteigerung seine Inspektionstour begann und langsam durch die von Wasser triefenden Gänge schritt, sah er ganz deutlich, wie die schöne Normännin ihm unter frechem Gelächter nachschaute. Ihr Stand befand sich in der zweiten Reihe links, gerade der Rue Rambuteau gegenüber. Sie drehte sich um, ohne ihr Opfer aus den Augen zu lassen und spöttelte mit ihren Nachbarinnen. Als er hierauf bei ihr vorbeikam, stellte sie sich ungeheuer heiter, klatschte auf ihre Fische, öffnete

den Wasserhahn und überschwemmte den ganzen Weg. Florent blieb ruhig.

Aber eines Morgens brach doch der verhängnisvolle Krieg aus. Als nämlich Florent vor dem Stande der schönen Normännin ankam, drang ihm ein unausstehlicher Geruch entgegen. Auf der Marmortafel lag ein prächtiger Lachs, mehrere reizende milchweiße Butten, Semelen, Flundern, Barben, Barsche. Mitten unter diesen frischen Waaren, deren Riemen noch bluteten, befand sich auch eine große Rocher und diese Rocher war faul, denn der Schwanz löste sich bereits ab und die Flossen und Knorpel drangen schon durch die Haut.

„Diese Rocher muß weggeworfen werden,“ sagte Florent.

Die schöne Normännin lächelte. Er blickte auf und bemerkte, wie sie sich auf den Bronzepfosten der Gasarme stützte und auf einer Kiste zu stehen schien, um die Füße vor der Nässe zu schützen. Noch nie hatte er so viele Schmucksachen an ihr bemerkt: sie trug lange Ohrringe, eine Brosche und eine Menge Ringe an zwei Fingern der linken und einem Finger der rechten Hand.

Als sie ihn noch immer schweigend ansah, versetzte er:

„Hören Sie, Sie sollen die Rocher verschwinden lassen.“

Allein bei alledem hatte er die Mutter Mehudin gar nicht bemerkt, welche in einer Ecke auf einem Stuhle saß. Diese stand jetzt auf, stemmte beide Fäuste auf die Marmortafel und rief ihm in unverschämten Tone entgegen:

„Nun! warum soll sie denn ihre Rocher wegwerfen?
... Sie bezahlen das Ding doch nicht!“

Nun erst wußte Florent, warum es sich handelte, zumal auch die andern Händlerinnen zu sticheln anfangen. Er spürte rings um sich her eine stumme Erbitterung, welche nur eines Wortes bedurfte, um in laute Empörung auszubrechen. Ruhig zog er nun selbst den Abfalleimer unter der Bank hervor und ließ die Rocher hineingleiten. Die Mutter Mehudin stemmte schon die Fäuste in die Hüften; allein die schöne Normännin, ohne ein Wort zu sagen, zeigte abermals jenes boshafte Lächeln und Florent ging mit ernster Miene davon, indem er sich anstellte, als bemerke er den Hohn nicht.

Jeden Tag folgte nun ein neuer Pöffenstreich, so daß der Inspektor nur mit der äußersten Vorsicht durch die Gänge schritt, als befände er sich in Feindesland. Bald trat er in eine Pfütze, bald fiel er fast über die vor seinen Füßen liegenden Abfälle oder ein Lastträger stieß ihn mit seinem Korbe in den Nacken. Eines Morgens sogar, als sich zwei Händlerinnen zankten und er herbeigeeilt war, um Ruhe zu stiften, mußte er sich bücken, sonst wäre ihm eine Menge Blarfen ins Gesicht gepflogen; allgemeines Gelächter folgte und er glaubte nicht anders, als daß die beiden Händlerinnen mit den Mehudins unter einer Decke steckten. Sein ehemaliges armseliges Schulmeisterhandwerk hatte ihn indeß mit einer wahren Engelsgeduld gewappnet und so wußte er selbst in Augenblicken, wo der Zorn in ihm aufwallte und sein ganzes Wesen vor der Schande bebte, eine kalte Ruhe zu bewahren. Allein niemals hatten die Gassenbuben eine solche unbändige Wut gezeigt wie die Damen der Halle, deren dicke Bäuche und fette Kehlen vor Freude schwellen, sobald er wieder einmal in eine Falle ging. Die roten Gesichter schienen ihn mit Blicken durchbohren zu wollen. Aus den böshaftern Wendungen der Stimme, den schwellenden Kehlen, dem triumphierenden Schaukeln der Hüften las er eine Flut von Schmähungen gegen seine Person. Gavard hätte sich inmitten dieses unverschämten Weiberhaufens vor Behagen gar nicht retten können und einfach rechts und links derbe Hiebe ausgeteilt, sobald er zu sehr gedrängt worden wäre. Florent hingegen, der noch immer eine sonderbare Angst vor Weibern empfand, sah allmählich vor sich ein schreckliches Traumbild aufsteigen mit reizenden Mädchengestalten, welche ihn beängstigend umringten und ihre dicken nackten Arme kampfbereit ihm entgegenstreckten.

Dennoch hatte er unter diesem losen Weiberhaufen eine Freundin. Claire nämlich behauptete ganz unverhohlen, daß der neue Inspektor ein braver Mann sei. Wenn er, verfolgt von den Grobheiten ihrer Nachbarinnen, bei ihr vorüber kam, lächelte sie ihm zu, mit den blonden, Nacken und Schläfe bedeckenden Haarlocken und dem aufgeschürzten Kleide nachlässig hinter ihrer Bank sitzend. Noch öfter sah

er sie vor ihrem Fischbehälter stehen, die Fische sortieren und sich besonders über die kleinen kupferbraunen Delphine freuen, wenn dieselben das Wasser aus dem Maule spritzten.

Eines Morgens besonders war sie außerordentlich liebenswürdig. Sie rief den Inspektor zu sich heran, um ihm einen großen Al zu zeigen, welcher bei der Verstärkung das Staunen des ganzen Marktes erregt hatte. Sie öffnete das Gitter, welches sie vorsichtshalber über den Bassin gedeckt hatte, worin der Al ganz ruhig lag.

„Warten Sie,“ sagte sie, „Sie werden gleich sehen.“

Langsam fuhr sie mit ihrem entblößten Arme, dessen seidenweiche Haut die zarten blauen Adern durchschimmern ließ, in das Bassin. Als der Al merkte, daß man ihn berührte, wandte er sich so blitzschnell hin und her, daß er das enge Behältnis vollständig auszufüllen schien. Sobald er sich wieder beruhigt hatte, machte sich Claire ein Vergnügen daraus, ihn von neuem zu reizen.

„Es ist ein riesiger Kerl,“ glaubte Florent bemerken zu müssen. „Ich habe selten ein so schönes Exemplar gesehen.“

Hierauf gestand sie ihm, daß sie anfangs sich vor den Alen gefürchtet habe. Jetzt aber wisse sie, wie man mit der Hand zu fassen müsse, damit diese Tiere nicht entweichen können. Mit diesen Worten nahm sie einen kleineren Al aus einem daneben stehenden Behältnis, der sich eifrig um ihre ihn fest umklammernde Faust wand. Dies machte ihr augenscheinlich viel Vergnügen; sie warf ihn wieder in das Wasser und ergriff einen andern und durchwühlte so das ganze Bassin, mit ihren dünnen Fingern unter diesem schlangenartigen Getümmel umhergreifend.

Alsdann plauderte sie darüber, daß das Geschäft sehr schlecht gehe und daß die auswärtigen Händler ihnen viel zu schaffen machten. Ihr nackter Arm, den sie nicht abgetrocknet hatte, triefte dabei von dem kühlen Naß und von jedem Finger fielen große Tropfen herab.

„Ach!“ sagte sie plötzlich, „ich muß Ihnen auch meine Karpfen zeigen.“

Sie öffnete ein drittes Gitter und erfaßte mit beiden

Händen einen Karpfen, welcher lebhaft mit dem Schwanze schlug. Allein sie suchte nach einem weniger großen, einem solchen, den sie mit einer Hand halten konnte. Bei diesem kam ihr auch der Einfall, ihren Daumen dem Tiere ins Maul zu stecken.

„Der beißt nicht,“ murmelte sie mit sanften Lächeln, „der ist nicht böse. . . Gerade wie die Krebsje, die fürchte ich auch nicht.“

Schon hatte sie wieder ihren Arm ins Wasser getaucht und brachte aus einem andern Behältnis einen Krebs hervor, welcher ihren kleinen Finger mit den Scheeren erfaßt hatte. Einen Augenblick suchte sie das Tier abzuschütteln, allein der Krebs mochte sie doch zu verb kneifen, denn sie ward ganz rot im Gesicht und brach ihm die Scheere ab.

„Wahrlich,“ bemerkte sie, um ihre Aufregung zu verbergen, „einem Hechte möchte ich mich nicht anvertrauen. Er würde mir die Finger abbeißen, als ob sie mit einem Messer abgeschnitten wären.“

Dabei deutete sie auf mehrere blankgeschuerte Bretter, wo Hechte verschiedener Größe neben bronzefarbenen Schleien und Gründlingen lagen. Jetzt waren ihre Hände ganz fettig von dem Karpfenschleim und deshalb spülte sie dieselben in den Fischbehältern ab. Alsdann trocknete sie sich die Hände an ihrer Schürze ab und lächelte noch immer mit ihrer ruhigen kaltblütigen Miene.

Diese Sympathie Claires war ein schwacher Trost für Florent; nur pflegte es zu geschehen, daß, sobald er mit dem jungen Mädchen sich unterhielt, er umsomehr böseartigen Spott erntete. Diese indeß zuckte mit den Achseln und erklärte, ihre Mutter sei ein altes boshafteß Weib und ihre Schwester sei auch nicht viel wert. Die Ungerechtigkeit der sämtlichen Marktweiber dem Inspektor gegenüber erfüllte sie überhaupt mit tiefster Erbitterung. Trotzdem dauerten die Feindseligkeiten fort und wurden jeden Tag bedenklicher. Florent dachte schon daran, seine Stelle aufzugeben und er wäre auch nicht vierundzwanzig Stunden länger mehr geblieben, wenn er nicht gefürchtet hätte, in Lissas Augen als Feigling zu erscheinen. Es machte ihm

Sorge, wenn er daran dachte, was diese sagen, was sie denken würde. Lisa war wider ihren Willen von dem lebhaften Streite zwischen den Fischweibern und ihrem Inspektor unterrichtet, dessen Lärm die Hallen erfüllte und über den im ganzen Viertel gesprochen wurde.

„Schon gut!“ sagte sie oft abends nach dem Essen, „ich würde sie schon wieder zur Vernunft bringen! Alle sind Frauen, welche ich nicht mit einer Fingerspitze berühren möchte, lauter Lumpenpack! Diese Normännin ist die aller-miserabelste. . . Sehen Sie, die wollte ich schon demütigen. Da kann man nur mit aller Autorität durchkommen, Florent; Sie sind aber im Unrecht mit Ihren Ideen. Wenden Sie nur einmal Gewalt an und Sie sollen sehen, wie artig alle sein werden.“

Die letzte Entscheidung war schrecklich. Eines Morgens suchte das Dienstmädchen der Frau Laboureaux eine Barbe auf dem Fischmarke und die schöne Normännin suchte sie durch allerhand Artigkeiten zu überreden.

„Kommen Sie doch zu mir her. . . Wünschen Sie vielleicht ein Paar Flundern oder eine schöne Butte?“

Und als sie endlich herantrat und nach einer Barbe sich umsah, legte ihr die Normännin eine solche in ein Blatt grobes braunes Papier gewickelt, auf die Hand mit den Worten:

„Geben Sie einmal.“

Das Dienstmädchen, eine kleine Auvergnatin, wog die Barbe in der Hand, öffnete ihr die Riemen und frug endlich:

„Und was kostet die?“

„Fünfzehn Frank,“ versetzte die Fischhändlerin.

Da legte die andere schnell den Fisch wieder auf die Marmortafel und wollte weggehen; allein die Normännin hielt sie zurück:

„Nun, so sagen Sie, was Sie geben wollen.“

„Nein, nein, das ist zu teuer.“

„Nun, wieviel denn?“

„Acht Frank.“

Die Mutter Meludin, welche aus ihrem Schlafe zu erwachen schien, erklärte unter höhnischem Lachen, man glaube wohl gar, sie können ihre Waare stehlen?“

„Acht Frank, eine Barbe von der Größe? Dafür trägt man sie Dir noch ins Haus, meine Kleine.“

Die schöne Normännin drehte sich ärgerlich um. Allein noch zweimal kam das Mädchen wieder, das erstemal neun, das zweitemal zehn Frank bietend. Als sie endlich ernstlich gehen wollte, rief ihr die Fischhändlerin zu:

„Na denn meinnetwegen, kommen Sie her und geben Sie Geld!“

Das Dienstmädchen trat nun vor den Stand hin und erzählte der Mutter Mehudin ganz treuherzig, daß Frau Taboureau so sehr peinlich sei. Sie erwarte zum Abendessen Verwandte aus Blois, einen Notar mit seiner Dame. Die Familie Taboureau sei übrigens sehr fein und die Madame selbst, obgleich Bäckerin, habe eine vortreffliche Erziehung genossen.

„Sie schlachten mir den Fisch doch recht sorgfältig aus, nicht wahr?“ bemerkte sie, sich in ihrer Erzählung unterbrechend.

Die schöne Normännin hatte während dem mit einem Griffe die Barbe ausgenommen und die Eingeweide in den Eimer geworfen. Hierauf fuhr sie mit einem Zipfel ihrer Schürze unter die Kiemen, um einige Sandkörnchen zu entfernen und legte endlich den Fisch der Auvergnatin in den Korb mit den Worten:

„Hier, meine Gute, damit werden Sie gewiß alle Ehre machen.“

Allein schon nach einer Viertelstunde kam das Dienstmädchen ganz außer sich zurück; sie hatte geweint und bebte noch jetzt vor Entrüstung. Sie warf die Barbe auf die Marmortafel und zeigte einen langen Riß auf der Bauchseite des Fisches.

„Frau Taboureau will so einen Fisch nicht haben!“ rief sie. „Sie meint, sie könne ihn ihren Gästen so nicht vorsetzen. Außerdem hat sie mich noch einen Dummkopf genannt, der sich von jedermann betrügen lasse. . . Sie sehen doch, daß der Fisch beschädigt ist. Ich habe mich auf Sie verlassen und ihn deshalb nicht erst umgedreht. . . Geben Sie mir meine zehn Frank wieder.“

„Man muß sich seine Waare ansehen,“ entgegnete die schöne Normännin gelassen.

Da aber jene noch heftiger wurde stand die Mutter Mehudin auf und mischte sich in das Gespräch:

„Sie werden uns gefälligst jetzt in Ruhe lassen, nicht wahr? Einen Fisch, den andere Leute in den Händen herumgeschmiert haben, nehmen wir nicht zurück. Wer weiß, wo Sie ihn haben fallen lassen, daß er jetzt so aussieht!“

„Ich! wie? ich!“

Und schluchzend fuhr sie fort:

„Sie sind beide Betrügerinnen! Frau Taboureau hat es mir schon gesagt.“

Nun begann aber ein wütendes Wortgefecht.

„Geh nur! Deine Frau Taboureau ist noch weniger frisch als dieser Fisch, die taugt erst recht nichts!“

„Einen ganzen Fisch für zehn Frank, jawohl, ich danke, darauf gebe ich nichts.“

„Und was kosten denn Deine Ohrringe? . . . Das sieht man, daß Du so etwas mit Deinem eignen Buckel verdienst!“

„Bei Gott! die patrouillirt auch an der Ecke der Rue de Mondetour herum.“

Florent, vom Marktwächter herbeigeholt, kam gerade, als der Zanf seinen Gipfelpunkt erreicht hatte. Der ganze Pavillon schien in offener Empörung zu sein; denn die Händlerinnen, welche sonst schrecklich eifersüchtig auf einander sind, wenn es sich darum handelt, einen Haring für zwei Sous zu verkaufen, verstehen einander vortrefflich, sobald es über die Käufer hergeht. Unter wildem Gejohle und Fußbestampfen suchten sie die beiden Mehudin anzustacheln, wie ein Paar Bestien, welche beißen sollen und am andern Ende des Ganges stürzten mehrere aus ihren Ständen hervor, als ob sie dem kleinen Dienstmädchen, das vor Bestürzung nicht mehr wußte, was es thun sollte, gierig auf den Hals springen wollten.

„Geben Sie dem Fräulein die zehn Frank's wieder,“ sagte Florent im strengen Ton, nachdem er sich den Fall hatte mitteilen lassen.

Da brach aber Mutter Mehudin los.

„Warte, Kleiner, ich will Dir . . . siehst Du! hier hast Du Deine zehn Franks!“

Und mit diesem Ausrufe schleuderte sie die Barbe mit aller Gewalt der Auvergnatin ins Gesicht, so daß dieser das Blut aus der Nase hervorquoll, während der Fisch klatschend zu Boden fiel. Diese Brutalität brachte Florent außer aller Fassung. Die schöne Normännin bekam jetzt Furcht und zog sich zurück, während er wütend ausrief:

„Ich werde Ihnen die Konzession entziehen lassen, merken Sie sich das!“

Und als man hinter ihm zu höhnen anfing, drehte er sich mit einer so drohenden Miene um, daß die verblüfften Fischweiber plötzlich sich ganz unschuldig stellten. Nachdem nun Mehudins die zehn Franks herausgezahlt hatten, zwang er sie, sofort den Verkauf einzustellen. Die Alte erslickte fast vor Wut und die Tochter sah ganz bleich aus, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen. Sie, die schöne Normännin, von ihrem Stande verjagt! Claire indeß bemerkte ruhig, daß dies ganz recht gethan sei, weshalb am Abend die beiden Schwestern einander zu Hause beinahe in die Haare gefahren wären.

Als nach Verlauf von acht Tagen die beiden Mehudin wiederkamen, verhielten sie sich ruhig, nahmen ein sehr gezieltes Wesen an und waren äußerst wortkarg; in ihren Mienen jedoch sprach sich ein dumpfer Groll aus. Uebrigens fanden sie jetzt im ganzen Pavillon vollkommene Ruhe und Ordnung. Die schöne Normännin schien von diesem Tage an einen schrecklichen Macheplan zu hegen. Sie fühlte, daß jener Streich von der schönen Lisa herührte; sie hatte dieselbe nämlich am Tage nach dem Zanke mit so stolzer Miene getroffen, daß sie schwur, sie den triumphirenden Blick schwer büßen zu lassen. In den entlegenen Ecken der Hallen fanden von nun an fortwährend geheime Zusammenkünfte mit Fräulein Saget, Frau Lecoeur und der Sarriette statt; allein wenngleich hierbei unzählige Geschichten über die Ausschweifungen Lisa's mit ihrem Better und über die Haare, welche sich in den Würsten Quenu's finden sollten, berichtet wurden, so war das für sie noch nicht genug. Sie suchte vielmehr nach einem ganz

besonders boshaften Ate, welcher den wunden Fleck ihrer Rivalin treffen könne.

Ihr Kind wuchs unterdessen unbeschränkt mitten in dem Geschäftstreiben heran und kaum war es drei Jahre alt, so sah man es täglich mit in ihrem Stande sitzen. Ruhig schlief es neben den großen Thunfischen und erwachte umgeben von Makrele und Weißlingen. Der Geruch seiner Kleidung konnte leicht zu dem Glauben verleiten, als sei es aus dem Leibe irgend eines großen Fisches hervorgegangen und lange Zeit bestand sein Lieblingspiel, sobald seine Mutter den Rücken gewandt hatte, darin, aus Häringen Mauern und Häuser zu bauen. Ebenso spielte es Krieg, indem es auf der Marmortafel zwei Reihen Knurrhähne einander gegenüberlegte, dieselben alsdann vorwärts schob und mit den Köpfen zusammenstoßen ließ; hierzu ahmte es mit dem Munde Signale und Trommeltöne nach und warf schließlich die Fische auf einen Haufen zusammen, indem es dieselben für tot erklärte. Später tummelte sich der Kleine immer in der Nähe seiner Tante Claire herum, um Blasen von Karpfen oder Hechten zu bekommen, welche er dann zu seinem größten Gaudium auf dem Boden zerplatzten ließ. Mit sieben Jahren lief er in allen Gängen umher, kroch unter die Stände oder die mit Zink beschlagenen Holzkisten; kurz, er war der verwöhnte Bube der Fischweiber. Wenn sie ihm irgend einen neuen Gegenstand zeigten, der ihn besonders reizte, so stotterte er begeistert: „O! das ist aber famos!“ und so nannte man ihn schließlich nur noch Famos. Ueberall war er zu finden, bald in den Auktionsbureaus, bald wieder unter den Fischkörben, bald zwischen den Abfalleimern und gleich einem munteren Fische schlüpfte er umher. Mit sichtlichem Wohlbehagen patzte er in allen Pfügen umher oder ließ sich von den Tafeln die Wassertropfen auf den Kopf fallen. Oft öffnete er verstohlen einen Wasserhahn und freute sich über den hervorschießenden Strahl. Besonders aber mußte ihn seine Mutter regelmäßig abends vor den über der Kellertreppe befindlichen Fontainen wegholen, wo sie ihn mit ganz starren blauunterlaufenen Hände und dermaßen durchnäßt fand, daß ihm das Wasser nicht nur aus den Schuhen,

sondern sogar aus den Taschen hervorquoll. Der siebenjährige Famos war hübsch wie ein Engel, aber auch grob wie ein Fuhrknecht. Er hatte braunes Lockenhaar, schöne braune Augen, einen schönen Mund und er konnte fluchen wie ein Stadtsoldat. In den Hallen aufgewachsen, lernte er mit außerordentlicher Zungenfertigkeit schwadronieren und stemmte dabei die Fäuste in die Hüften, genau so wie es Mutter-Mehudin zu thun pflegte, wenn sie in Zorn geraten war. Ausdrücke wie „Lumpenpack; nichtsnutzige Dirne; laß Dir erst deine Kognase wischen; wieviel giebt denn der Schinder für dein Fell?“ strömten wie ein Gießbach über seine Kindeslippen. Die Fischweiber wollten sich über ihn fast krank lachen und dadurch ermutigt, brachte er bei jedem dritten Worte ein „Donnerwetter!“ an. Bei alledem aber wurde er sich dieser Gemeinheiten nie recht bewußt, die frische Luft und die scharfen Ausdünstungen der Seefische erhielten ihn gesund und er sagte die ihm angelernten Schimpfreden mit einer so freundlichen selbstzufriedenen Miene her, als ob er betete.

Der Winter kam und Famos begann unter der Kälte zu leiden. Bereits beim Eintreten der ersten Fröste faßte er eine ganz besondere Vorliebe für das Inspektorbüro. Dieses Büro Florents befand sich an der linken Ecke des Pavillons nach der Rue Rambuteau zu; es enthielt einen Tisch; einen Fächerkasten, einen Lehnstuhl, zwei gewöhnliche Stühle und einen Ofen. Dieser Ofen war das sehnlichste Ziel für Famos und dazu kam noch, daß Florent die Kinder über alles gern hatte. Jedezmal, wenn er den Kleinen mit seinen nassen Weinkleidern zum Fenster hereinschauen sah, ließ er ihn eintreten. Aber bereits die erste Unterhaltung mit Famos versetzte ihn in tiefes Erstaunen, der Kleine hatte sich nämlich vor den Ofen gesetzt und begann mit der ruhigsten Stimme von der Welt:

„Ich will mir die Knochen ein wenig auswärmen. . . Es ist doch eine gottverdammte Kälte draußen.“

Darauf fuhr er mit lautem Gelächter fort: -

„Meine Tante Claire sieht heute früh gerade wie eine alte Dirne aus. . . Sage einmal, Herr, ist es denn wahr, daß Du ihr des Nachts als Wärmflasche dienst?“

Florent, hierdurch verduzt gemacht, gewann ein sonderbares Interesse für diesen Buben, und die schöne Normännin ließ, ohne auch nur ein Wort fallen zu lassen, ihr Kind ungehindert zu ihm gehen. Infolge dessen glaubte er sich berechtigt, den Knaben in den Nachmittagsstunden zu sich zu rufen, zumal in ihm allmählich der Entschluß reifte, ihn über dies und jenes zu belehren. Es war ihm, als hätte er seinen kleinen Bruder Quenu vor sich in jenem großen Zimmer der Rue Noyer-Collard, und seine einzige Freude, sein stiller Lieblingswunsch war, beständig in Gesellschaft eines jugendlichen Wesens zu leben, welches er immerfort belehren und an dessen Unschuld er seine Menschenliebe be-thätigen könne. Schon am dritten Tage brachte er ein Lesebuch mit, und Famos entzückte ihn durch seine Gelehrigkeit; er lernte seine Buchstaben mit jenem Eifer eines echten Pariser Straßenkinds, und besonders ergözten ihn die Bilder des Alphabets. Außerdem besand er sich in dem engen Bureau außerordentlich wohl, und der Ofen ward sein großer Freund, ein Quell unendlichen Vergnügens. Anfangs röstete er sich hier Kartoffeln und Kastanien; allein dies ward ihm bald zu langweilig, und so stahl er späterhin seiner Tante Claire gewöhnlich einige Gründlinge, welche er an einen Faden reichte, vor der glühendheißen Ofenmündung briet und dann ohne Brot mit dem größten Wohlbehagen verzehrte. Eines Tages brachte er sogar einen Karpfen; dieser aber wollte durchaus nicht recht braten und verpestete die Luft im Bureau dermaßen, daß man Thür und Fenster öffnen mußte. Wenn der Gestank dieser Kocherei zu stark ward, so warf Florent die Fische einfach auf die Straße; in den meisten Fällen lachte er nur über diese tollen Einfälle des Jungen.

Schon nach zwei Monaten begann Famos ganz fließend zu lesen, und auch seine Schreibhefte waren äußerst sauber gehalten.

Von jetzt an bestürmte jeden Abend der Knabe seine Mutter mit Erzählungen über seinen guten Freund Florent. Bald hatte der gute Freund Florent Bäume, Männlein und Häuser gezeichnet, bald wieder hatte er gesagt, daß die Menschen viel besser sein würden, wenn sie alle lesen

könnten. So kam es, daß die schöne Normännin mit eben demselben Manne, den sie am liebsten erwürgt hätte, eigentlich in sehr innigem Verkehre stand. Eines Tages schloß sie Famos zu Hause ein, damit er nicht zu dem Inspektor gehen könne; allein er weinte dermaßen, daß sie ihm bereits am nächsten Tage wieder die Erlaubnis gab. Trotz ihrer großen Gestalt und ihrer trotzigen Miene zeigte sie sich in diesem Punkte sehr schwach, und als nun gar der Knabe ihr erzählte, wie hübsch warm es gewesen sei, als er beständig in trockenen Kleidern nach Hause kam, konnte sie ein gewisses Gefühl der Erkenntlichkeit, eine gewisse Befriedigung nicht verhehlen, den Kleinen in sicheren Händen zu wissen. Späterhin empfand sie sogar tiefe Rührung, wenn er vor ihr ein schmutziges Zeitungsblatt las, in welches ein Stück Semmel eingewickelt war. So kam sie allmählich, ohne sich indeß auszusprechen, zu der Ueberzeugung, daß Florent vielleicht doch nicht ein so böser Mensch sei; zu der Achtung vor seiner Bildung mischte sich in ihr eine immer mehr wachsende Neugier, ihn näher kennen zu lernen. Plötzlich glaubte sie einen Punkt gefunden zu haben, der immerhin ihrer Rache genügen würde: sie wollte durch liebenswürdiges Benehmen gegen Florent diesen mit der dicken Lissa zu entzweien versuchen.

„Spricht denn dein guter Freund Florent auch bisweilen über mich?“ frug sie eines Morgens Famos, als sie ihn anzog.

„O nein!“ versetzte der Knabe. „Wir amüsieren uns nur unter uns.“ —

„Nun, so sage ihm, daß ich nicht mehr auf ihn böse bin und mich herzlich dafür bedanken lasse, daß er Dich lesen lehrt.“

Von jetzt an hatte der Knabe täglich einen neuen Auftrag; Fragen, Antworten und allerhand Liebenswürdigkeiten trug er bald von seiner Mutter zum Inspektor, bald von diesem zur Mutter zurück, und man hätte ihm selbst die unerhörtesten Dinge anvertrauen können. Die schöne Normännin wollte jedoch durchaus nicht für schüchtern gelten; deshalb kam sie eines Tages, als Famos bei Florent gerade Schreibunterricht hatte, selbst und nahm

auf dem noch leeren Stuhle Platz. Sie zeigte sich dabei so milde und zuvorkommend, daß Florent viel verlegener wurde, als sie selbst. Sie sprachen nur über den Knaben, und als Florent sein Bedenken darüber ausdrückte, daß er die Stunde nicht gut länger mehr werde im Bureau fortsetzen können, machte sie ihm den Vorschlag, des Abends nach ihrer Wohnung zu kommen. Hierauf kam sie auf den Kostenpunkt zu sprechen; er jedoch entgegnete errötend, wenn sie ihn bezahlen wolle, so werde er nicht kommen, so daß sie sich schließlich vornahm, ihn durch Geschenke an schönen Fischen zu belohnen.

Damit war der Frieden wieder hergestellt, und die schöne Normännin nahm sogar Florent unter ihren Schutz. Uebrigens fand jetzt der Inspektor auch allgemeine Anerkennung, denn die Fischweiber merkten bald, daß er viel besser sei als Herr Verlaque. Nur die Mutter Mehudin zuchte die Achseln, denn sie hegte noch immer einen stillen Groll gegen den „langen dünnen Kerl“, wie sie ihn boshaft zu nennen pflegte, und als eines Morgens Florent lächelnd vor den Fischbehältern Claires stehen blieb, kehrte ihm das junge Mädchen wütend und mit feuerrotem Gesicht den Rücken. Er war dadurch so überrascht, daß er es der schönen Normännin erzählte.

„Ach, lassen Sie doch die gehen!“ erwiederte diese, „die ist ja halb verrückt . . . Sie will sich nie nach andern fügen, und was sie da wieder einmal gemacht hat, könnte mich fast zur Empörung bringen.“

Jetzt triumphierte sie und brüstete sich mehr denn je in ihrem Stande. Als sie einmal die schöne Lisa traf, warf sie ihr einen verächtlichen Blick zu und lachte ihr sogar laut ins Gesicht, da sie das sichere Bewußtsein hatte, durch ihr freundliches Benehmen gegen Florent die Fleischerin in Verzweiflung zu bringen. Zugleich fiel es ihr ein, Famos mit einer reizenden schottischen Jacke und einem Sammtbarrett auszustatten, während der Kleine bisher stets nur eine unordentliche Blouse getragen hatte. Nun aber geschah es, daß gerade jetzt Famos von einer außerordentlichen Vorliebe für die Brunnen erfaßt ward. Das Eis war geschmolzen und die Kälte einer ungemein lauen

Temperatur gewichen. So weichte er denn die schottische Jacke sogleich damit ein, daß er einen vollen Wasserstrahl vom Ellbogen an bis an seine Hand herablaufen ließ, was er „Dachriennenspielen“ zu nennen pflegte. Seine Mutter ertappte ihn in Gesellschaft zweier andern Gassenjungen, welche zusahen, wie zwei kleine seiner Tante gestohlene Weißfische in dem mit Wasser gefüllten Sammetbarett umher schwammen.

Florent versah sein Amt nunmehr schon seit acht Tagen in den Hallen, aber es war ihm immer, als müsse er dabei einschlafen. Unmittelbar auf eine Reihe von sieben Jahren schwerer qualvoller Anstrengungen und Entbehrungen folgte hier diese Ruhe und dieses geregelte Leben; jeden Morgen sah er sich auf demselben Stuhle in demselben engen Bureau. Aber dieses Gemach in seiner schmucklosen Beschränktheit gefiel ihm gerade; denn hier fand er einen stillen Zufluchtsort inmitten des unaufhörlichen Getöses in den Hallen, welches ihm erschien wie ein ihn umringendes und abschließendes brandendes Meer. Aber allmählich bemächtigte sich seiner eine düstere Unruhe; er war unzufrieden, legte sich allerhand Fehler zur Last und empörte sich gegen eine unheimliche Leere, welche mehr und mehr in seinen Gedanken und seinem Gemüt Platz zu greifen schien. Außerdem steigerten die widerlichen Dünste der verstorbenen Fische seinen Ekel von Tag zu Tag.

Ein Tag war dem andern gleich; dasselbe Geräusch, dieselben Gerüche umgaben ihn. Am Morgen sumimte ihm das Geschrei der öffentlichen Ausrufer wie fernes Glockengeläute an die Ohren und oftmals, sobald die Waaren langsamer ankamen, waren die Auktionen erst sehr spät zu Ende. Während seines übrigen bis Mittag dauernden Aufenthaltes im Pavillon ward er fast jede Minute durch Streitigkeiten und Zänkereien gestört, bei deren Schlichtung er alle seine Kräfte anspannen mußte, um so gerecht wie möglich zu erscheinen. Stundenlang dauerte es bisweilen, ehe er irgend eine elende Klatschgeschichte beigelegt hatte, welche den ganzen Markt in Aufregung versetzte. So ging er mitten in dem Drängen und Lärmen des Geschäfts-

Lebens auf und ab, schritt langsam die Gänge entlang und blieb manchmal bei den Fischweibern in der Nähe der Rue Rambuteau stehen. Hier erblickt man große rötlich schimmernde Haufen von Krabben, rote Körbe mit gefochten Krebsen, während die noch lebenden platt auf der Marmortafel liegen und langsam absterben. An diesen Ständen gewahrte er öfters auch feingekleidete Herren, welche nach langem Handeln schließlich einen gesottenen Krebs in ihrer Rocktasche mitnahmen; weiterhin verkauften umherziehende Händler gewöhnliche Fische, und dort erkannte er zahlreiche Weiber aus dem Viertel, welche ihre Einkäufe besorgten. Bisweilen wieder interessierte er sich an der oder jener feingekleideten Dame, welche mit ihrer langen Spitzenschleppe das schmutzige Pflaster legte und der in gemessener Entfernung ein Dienstmädchen mit weißer Schürze folgte. All dieses bunte Gewirr von großen Körben, ledernen Säcken und Körbchen beschäftigte ihn bis zur Frühstückszeit, das beständig fließende Wasser und die frische Luft thaten ihm wohl, und so gelangte er schließlich von dem scharfen Seewassergesuche der Muschelhaufen zu den einen herben Duft verbreitenden Salzfishständen. Hier pflegte er stets seine Inspektionstour zu beenden; die Kisten mit geräucherten Häringen, die Sardinen von Nantes, die gerollten Stockfische riefen in ihm stets die Erinnerung an seine unglückselige Seefahrt inmitten der Salzfleischässer wach. Während des Nachmittags erstarb allgemach das Leben in den Hallen; er schloß sich dann in sein Bureau ein, schrieb seine Rapporte ins Kleine und empfand dabei seine glücklichsten Stunden. Wenn er damit fertig war und über den Fischmarkt schritt, fand er beinahe keine Seele mehr; das Drängen, Stoßen, Lärmen hatte aufgehört, die Fischhändlerinnen saßen hinter ihren leeren Tafeln und strickten, nur hier und da war eine Hausfrau zu sehen, welche suchend umhersehauete, augenscheinlich um irgend einen billigen Kauf zu machen. Die Abenddämmerung brach herein, Kisten wurden hin und her geschoben, und die übrig gebliebenen Fischwaaren während der Nacht auf Eis gelegt. Nachdem schließlich Florent noch dem Schließen des Thors beigewohnt, ging auch er nach Hause, in seinen Kleidungs-

stücken, seinem Bart und seinen Haaren alle möglichen Gerüche des Fischmarktes vereinigend.

In den ersten Monaten empfand er die unangenehmen Eindrücke dieser penetranten Gerüche noch nicht allzusehr. Der Winter war sehr streng, die Pfützen in den Gängen, die Feuchtigkeit auf den Marmortafeln und an den Bäumen bald gefroren. Jeden Morgen mußte man die Wasserhähne erst auftauen, um die Flüssigkeit zu befreien. Die gefrorenen Fische machten den Eindruck, als bestünden sie aus rauhem Metall, und klangen beim Darausklopfen wie Gußeisen. Dies dauerte bis in den Februar; von jetzt an trat Tauwetter ein, welches allmählich in die Märznebel und Märzregen überging. Infolge dessen wurden die Fische weich, und der Geruch abgestandenen Fleisches mischte sich in die dumpfigen Ausdünstungen des Kots von den benachbarten Straßen. An den glühendheißen Juninachmittagen aber steigerte sich der Gestank zu einem wahrhaft pestartigen. Die Decluken wurden geöffnet, große graue Leinwandplanen gewährten notdürftig Schatten und es war gerade, als ob ein Feuerregen auf die Hallen herabfiel und dieselben wie einen Blechofen erhitzte; bei alledem aber war kein Lüftchen zu verspüren, welches diesen fauligen Fischgestank hätte fortwehen können.

Diese Ueberfülle von Nahrungsmitteln, in welcher Florent sich tagtäglich bewegte, erfüllte ihn mit einem unerträglichen Abichu vor Fleischwaaren, und sein Magen sträubte sich förmlich, sobald er an den Fischmengen vorbeikam, welche die Hitze in kürzester Zeit zu verderben im Stande war. Sie erfüllten ihn mit ihrem durchdringenden Geruche und wenn er sich in sein Bureau einschloß, so war er deshalb keineswegs vor den ekelhaften Dünsten sicher, welche durch die schlecht schließende Holzverkleidung der Thür und des Fensters hereindrangen. Bei bedecktem Himmel herrschte in dem kleinen Gemache tiefe Dunkelheit, und Florent lebte dann inmitten eines ekelhaften Sumpfes, von endloser Dämmerung umhüllt. Ost erfaßte ihn ein ängstlicher Drang, hinauszugehen, und er stieg dann auf der breiten Treppe, welche sich inmitten des Pavillons öffnet, in die Kellerräume hinab. Hier in dem düstern

Zwielicht einiger Gasflammen umwehte ihn wenigstens ein frischer Lufthauch; er blieb vor dem großen Bassin stehen, in welchem stets ein Vorrat lebender Fische gehalten wird, er lauschte dem Plätschern der vier Wasserstrahlen, welche aus dem Zentralbecken mit leisem Geräusch in die von Eisengittern bedeckten Fischbehälter fiel. Dieses gleichsam unterirdische Murmeln, dieses lächelnde Nieseln in der ringsum herrschenden Dämmerung beruhigte ihn ungemein. Ebenso ergözte er sich am Abend an dem zauberischen Sonnenuntergang, wobei die dünnen Spitzen der Hallendächer sich dunkel von dem rotübergossenen Himmel abhobert. Es war ihm, als sehe er eine Tuschzeichnung auf einem phosphorleuchtenden Belinpapier vor sich, irgend eine riesige Maschine mit ihren Rädern, Hebeln, Balanciers und der düstren Purpurglut des Kohlenfeuers unter dem Kessel. So ändert jede Stunde den Lichtwechsel der Hallen, von dem bläulichen Schimmer des Morgens und dem düsteren nebelhaften Schatten des Mittags bis zu dem flammenden Sonnenuntergang, der endlich in einer aschgrauen Dämmerung erstarb. Aber wenn an diesen reizend erleuchteten Abenden die stinkenden Dünste emporstiegen, überwältigte ihn von neuem das Gefühl des Ekels, er dachte an die riesigen Schwitzkammern des Abdeckers mit ihren verpesteten Trögen, worin das widrige Fett der Aeser ausschmigt.

Außerdem fühlte er sich auch höchst unliebsam durch alle die Grobheiten berührt, welche er hier hören mußte, die ihm wie Ausgeburten der stinkenden Luft vorkamen. Obwohl er sich nicht so leicht durch irgend eine Unbequemlichkeit abschrecken ließ, so störte ihn doch dieser wüste Weiberhaufen. Nur in Gegenwart der Frau François war es ihm wohl, die er seit kurzem wieder getroffen hatte. Diese bekundete eine so lebhafteste Freude, ihn angestellt zu wissen, daß er tief gerührt ward. Während Lisa, die Normännin und alle andern ihn durch ihr Lachen beunruhigten, würde er dieser Frau alles erzählt haben; sie lachte nicht um zu spotten, sondern ihr Lachen bedeutete eine aufrichtige Freude an dem Wohlergehen eines andern. Zudem war sie ein resolutes Weib, denn ihr Tagewerk war meist ein saures Stück Arbeit und zwar nicht nur an

den kalten Wintertagen, sondern auch bei strömenden Regengüssen des Sommers. Manchmal sah Florent sie im stärksten Regenwetter dahergefahren kommen, und verschiedene Spuren deuteten darauf hin, daß zwischen Nanterre und Paris die Räder oft mochten bis an die Achsen in den Kot gesunken sein, während der arme Balthasar bis an den Leib mit Schmutz bedeckt war. Mitleidig wuschte sie denselben mit alten Tüchern ab, wobei sie zu sagen pflegte:

„Diese Tiere sind sehr empfindlich; bei der geringsten Gelegenheit bekommen sie oft die Kolik. . . Ach! mein armer alter Balthasar! Als wir die Brücke von Neuilly passierten, glaubte ich, wir wären in die Seine geraten, so regnete es.“

Balthasar ward nun in den Stall geschafft; sie aber blieb in allem Regen stehen, um ihr Gemüse zu verkaufen. Das Straßenpflaster war bald nur noch mit flüssigem Kot bedeckt, der sich über den Kohl, die Möhren und die Rüben ergoß. Da war freilich nicht das prächtige Grün zu sehen, welches an heitern Tagen das Auge entzückte. Die Gemüsehändler, in ihre Decken gehüllt, duckten den Rücken und schimpften auf die Verwaltung, welche erklärt hatte, daß der Regen dem Gemüse nichts schadete und daß anderseits kein Platz vorhanden sei, um Schutzdächer anzubringen.

Von jetzt an erfüllte jeder Regentag Florent mit Sorge, denn er dachte dabei stets an Frau François. Oft benutzte er einige Augenblicke, wo ihn nicht gerade seine Pflicht fesselte, um ein Wörtchen mit ihr zu plaudern; allein er fand sie niemals traurig. Ruhig schüttelte sie den Regen von sich ab und sagte, sie habe schon ganz anderes Wetter erlebt, auch sei sie nicht von Zucker, um von einigen Tropfen Mäße zu schwinden. Er zwang sie dann gewöhnlich, einige Minuten unter eine der überdeckten Straßen zu treten; mehrere Male führte er sie sogar bis zu Herrn Lebigre, wo sie Glühwein zusammentranken und wenn sie ihn dann mit ihren ruhigen freundlichen Augen anschaute, empfand er ein unaussprechliches Behagen über den Geruch der frischen Landluft, welcher ihr entströmte, gegenüber den schlechten Dünsten der Hallen.

„Sie müssen einmal nach Nanterre kommen, mein Junge,“ sagte sie. „Sie sollten nur einmal meinen Gemüsegarten sehen; alle Ränder habe ich mit Thymian bepflanzt. . . Hier in Eurem lumpigen Paris sinkt es viel zu sehr!“

Mit diesen Worten ging sie fort, und Florent fühlte sich jetzt wie neugeboren. Er stürzte sich schleunigst wieder über seine Beschäftigungen, um dadurch die nervöse Angst zu unterdrücken, die ihn in jedem Momente der Ruhe besiel, und so kam es, daß bisweilen die genaue Benutzung der Stunden sich bei ihm bis zu einer Art Manie steigerte. An zwei Abenden in der Woche schloß er sich regelmäßig ein, um ein großes Werk über Cayenne zu schreiben, und er hielt sein Zimmer für vortrefflich geeignet, sich zu seiner Arbeit zu sammeln. Er heizte den Ofen, sah nach, wie sich der Granatstock am Fußende seines Bettes befand; hierauf setzte er sich an sein Tischchen und arbeitete bis Mitternacht. Das Gebetbuch und das Traumbuch hatte er aus dem Tischkasten entfernt, welcher sich nun mit Notizen, fliegenden Blättern und Manuskripten aller Art füllte. Das Werk über Cayenne wollte aber gar nicht recht gedeihen, denn bald beschäftigten sich seine Gedanken wieder mit ganz andern Projekten, mit Plänen für Riesenarbeiten, die er in wenigen Worten skizzierte. So arbeitete er nach einander folgende Gegenstände aus:—zuerst eine gründliche Reform des Verwaltungssystems der Hallen, sodann eine neue Art der Nahrungsmittelverteilung an die ärmern Stadtviertel, eine Umwandlung der städtischen Steuern in Handelszölle, endlich ein Humanitätsgesetz, nach welchem alle ankommenden Waaren in Magazine übergeführt werden sollten und jeder pariser Haushaltung täglich ein Minimum von Lebensmitteln zu sichern sei. In derartige Dinge vertieft, saß er schweigend in seinem Stübchen, und nur zuweilen unterbrach ein Finken, den er an einem Wintertage in den Hallen gefangen, mit seinem Rufe die Totenruhe, bei welcher man sonst nur das Kriskeln der auf dem Papier gleitenden Feder vernahm.

Unglücklicherweise versiel Florent wieder auf die Politik. Er hatte ja zu sehr für sie gelitten, um sie nicht zur Haupt-

aufgabe seines Lebens zu machen. Er wäre vielleicht ein ganz friedlicher Provinziallehrer geworden; allein man hatte ihn unwürdig behandelt, und jetzt ward er durch seine Verbannung gleichsam zum Kampfe herausgefordert. Sein Hauptleiden bestand darin, daß er den Gedanken an Cayenne nicht los werden konnte, die Verbitterung angesichts der unverdienten Qualen, seinen Schwur, eines Tages die geknechtete Menschheit und die mit Füßen getretene Gerechtigkeit zu rächen. Die riesenhaften Hallen mit ihrer Ueberfülle von Nahrung hatten den Entschluß gefestigt und beschleunigt. Sie erschienen ihm wie ein übersättigtes Ungeheuer, sie stellten ihm das dickbäuchige Paris vor, welches mit seiner Fettmasse das Kaisertum nährt. Ueberall schauten ihm hier feiste Unterkehlen, mächtige Hüften und Vollmondsgeichter entgegen als stehende Zeugen des Ueberflusses, im Vergleich mit seinem abgemagerten Märtyrerkörper und seinem fahlen mißmutigen Gesicht. Bei diesem Gedanken fühlte er, wie seine Fäuste sich krampfhaft ballten, zum Kampfe bereit, und der Gedanke an seine Verbannung regte seine Leidenschaftlichkeit jetzt in einem viel stärkeren Maße auf, als es bei seiner Rückkehr nach Frankreich der Fall gewesen war. Das Gefühl des Hasses bemächtigte sich seines ganzen Wesens, und oft ließ er, in Gedanken verloren, die Feder fallen. Das verlöschende Feuer warf einen blutroten Schein auf seine starren Züge, das Licht der Lampe flackerte, während der Finke, den Kopf unter dem Flügel verbergend, wieder einschlummerte.

Manchmal pochte um elf Uhr August, wenn er beim Zubettgehen noch Licht im Zimmer wahrte, an die Thür und wurde von Florent eingelassen. Der Fleischorbursche setzte sich an den Ofen und sagte fast kein Wort, auch nicht, weshalb er komme. Die ganze Zeit über schaute er nach der Photographie, welche ihn und Augustine im sonntäglichen Schmuck darstellte. Florent glaubte zu bemerken, daß August sich auf diese sonderbare Weise einen Genuß verschaffte, in demselben Zimmer zu weilen, wo das junge Mädchen einst gewohnt hatte. Eines Abends frug er ihn lächelnd, ob er richtig geraten habe.

„Wohl möglich,“ versetzte August, sehr überrascht durch

diese Entdeckung. „Ich hatte nie daran gedacht. Ich kam nur zu Ihnen, ohne zu wissen. . . Ach! wenn ich das der Augustine sagte, so würde sie lachen. . . Wenn man sich verheiraten muß, so denkt man nicht mehr an solche Dummheiten.“

Sobald er sich überhaupt gesprächig zeigte, that er es nur deshalb, um immer wieder auf den Fleischladen zu reben zu kommen, den er mit Augustine zu eröffnen gedachte. Dabei schien er schon so vollkommen von dem Gelingen seines Vorhabens überzeugt zu sein, daß Florent schließlich vor ihm einen gewissen Respekt empfand. Im Grunde besaß dieser Bursche, so wenig geistreich er auch zu sein schien, eine tüchtige Energie, denn er ging gerade auf sein Ziel los. An solchen Abenden konnte Florent seine Arbeit nicht wieder aufnehmen und legte sich mißmutig zu Bett.

Jeden Monat ging er einmal nach Clamart, um Herrn Verlaque zu besuchen. Dieser arme Mann lebte noch immer zum größten Erstaunen Gavards, welcher ihm nur noch ein halbes Jahr Frist gegeben hatte. Bei jedem Besuche Florents teilte der Kranke ihm mit, er fühle sich wohler und wünsche sehnlichst, sein Amt recht bald wieder antreten zu können. Allein Tag auf Tag verging, und neue Rückfälle der Krankheit traten ein. Florent setzte sich gewöhnlich ans Bett und erzählte vom Fischmarkt, um einige Heiterkeit hervorzurufen; zugleich legte er die fünfzig Frank auf das Nachttischchen, welche er dem rechtmäßigen Inspektor zu überlassen versprochen hatte; aber jedesmal, obwohl es eine abgemachte Sache war, wollte dieser das Geld durchaus nicht nehmen. Wenn Florent endlich ging, begleitete ihn Frau Verlaque hinaus. Diese pflegte nur von den durch die Krankheit ihres Mannes verursachten Ausgaben zu sprechen, von der Hühnerbouillon, dem Krankenfleisch, dem Bordeaurwein, dem Apotheker und dem Arzt. Diese Jammergeschichten waren Florent höchst unangenehm. Die ersten Male merkte er nicht, wo jene hinaus wollte; endlich aber, als die arme Dame fortwährend weinte und erklärte, daß sie früher mit den achtzehnhundert Frank Gehalt glücklich gelebt hätten, machte er ihr schüchtern den Vor-

schlag, er wolle ihr ohne Wissen ihres Mannes etwas vor-schießen. Sie sträubte sich zwar lange dagegen und ver-sicherte, daß fünfzig Frank genügen würden. Aber im Laufe des Monats schrieb sie oft an ihren sogenannten Netter und wußte dabei ihre Redeweise so überzeugend und kläglich einzurichten und verstand es, so weit auszuholen, daß sie drei Seiten vollschrieb, nur um zehn Frank zu erbitten; auf diese Weise gingen die hundertfünfzig Frank Florents völlig für die Bedürfnisse des ehemaligen In-spektors auf.

„Dieser verteuflte Verlaque scheint Sie zum besten haben zu wollen,“ bemerkte bisweilen Savard. „Jetzt, wo Sie ihn mit Geld versorgen, macht er sich gute Tage.“

Eines Tages erklärte er nach einer längern Aus-einandersetzung:

„Es ist abgemacht, ich gebe ihm nur noch fünfund-zwanzig Frank.“

Uebrigens hatte Florent keinerlei Bedürfnisse; denn Quenus gaben ihm noch immer Kost und Wohnung und die wenigen Frank, welche ihm übrig blieben, genügten, um abends bei Herrn Lebigre seine Zechen zu bezahlen. Nach und nach hatte sich seine Lebensweise geregelt wie ein Uhr-werk: er arbeitete in seinem Zimmer; zweimal wöchentlich von acht bis neun Uhr gab er dem kleinen Famos Unter-richt; einen Abend widmete er der schönen Lisa, um diese nicht zu erzürnen, und die übrige ihm freibleibende Zeit verbrachte er in Gesellschaft Savards und seiner Freunde.

Zu Méhudins kam er stets mit seiner sanften etwas steifen Lehrermiene. Im Erdgeschoß drangen ihm die dumpfen Gerüche aus dem Geschäft des Grünwarenhändlers entgegen, dann stieg er die Wendeltreppe hinauf, deren ausgetretene Stufen in besorgniserregender Weise überhingen. Méhudins bewohnte die ganze zweite Etage. Die Mutter hatte, obwohl sie allmählich zu einem gewissen Wohlstande gelangt war, nie ausziehen wollen, trotz aller Bitten ihrer Töchter, welche gar zu gern ein neues Haus in einer breiten Straße zu bewohnen wünschten. Die Alte blieb hartnäckig und sagte, wo sie gelebt habe, wolle sie auch sterben. Uebrigens begnügte sie sich mit einem dunkeln

Kabinet und überließ die andern Zimmer an Claire und die Normännin. Diese letztere nun, auf ihr Recht als Erstgeborene pochend, hatte sich des nach der Straße zu gelegenen Zimmers bemächtigt, grade des größten und schönsten. Claire war darüber so erbozt, daß sie das benachbarte Gemach, dessen Fenster Aussicht auf den Hof gestattete, abwies und lieber auf der andern Seite der Treppe in einer Art Bodenkammer schlief, deren Wände sie nicht einmal übertünchen ließ. So hatte sie ihren Schlüssel, war vollständig unabhängig, und bei dem geringsten Zwiste schloß sie sich in ihrer Kammer ein.

Als Florent sich vorstellte, war die Familie soeben fertig mit Essen. Famos fiel ihm sogleich um den Hals, und einige Augenblicke blieb er sitzen und hörte das Geschwätz des Kleinen an. Nachdem hierauf die Wachtuchdecke abgewischt worden war, begann auf einer Ecke des Tisches der Unterricht. Die schöne Normännin nahm den Inspektor sehr gut auf; entweder strickte sie oder besserte Wäsche aus und oft ließ sie die Nadel ruhen, um der Lektüre zu lauschen, welche sie augenscheinlich in Erstaunen setzte. Gar bald empfand sie eine hohe Achtung für diesen so gelehrten jungen Mann, welcher den Kleinen mit der Milde eines Weibes belehrte und mit wahrer Engelsgeduld dieselben Ratschläge immer und immer wiederholte. Auch fand sie ihn durchaus nicht mehr häßlich, so daß sie nachgerade eifersüchtig auf die schöne Lisa ward; dabei rückte sie ihren Stuhl von Minute zu Minute näher an Florent heran und schaute ihm mit bestrickendem Lächeln ins Gesicht.

„Aber, Mama, Du stößt mich ja an den Ellbogen; da kann ich nicht schreiben!“ rief Famos plötzlich erzürnt. „Siehst Du! da ist jetzt ein Kley geworden! Rücke doch ein Stück weg!“

Mit der Zeit begann sie auch allerhand Schlechtes über die schöne Lisa zu reden. Sie behauptete, Lisa verheimliche ihr wahres Alter und schnüre sich, daß sie fast ersticke. Dabei erhob sie ihren Arm ein wenig und zeigte, daß sie zu Hause kein Korsett trug, so daß man unter dem dünnen lockeren Kamisol jede Bewegung ihres prächtigen Oberkörpers spürte. Dadurch war die Lektüre unterbrochen.

und Famos schaute mit Interesse zu, wie seine Mutter die Arme emporhob; Florent hörte ihre Rede an und mußte lachen. Das Rivalisiren zwischen der schönen Normännin und der schönen Lisa machte ihm Spaß.

Mittlerweile schrieb Famos seine Seite fertig. Florent, welcher eine sehr schöne Handschrift besaß, fertigte aus Papierstreifen Vorlagen, auf die er bald in großer, bald in halbgroßer Schrift sehr lange Worte malte, welche die ganze Linie einnahmen. Besonders beliebt waren die Worte: „tyrannenmäßig, freiheitsmörderisch, antikonstitutionell, revolutionsliebend“, oder er ließ den Knaben Sätze kopieren, wie folgende: „Der Tag der Vergeltung wird kommen . . . Das Leiden des Gerechten ist die Verdammnis des Gottlosen . . . Wenn die Stunde kommen wird, muß der Schuldige stürzen.“ Bei diesen Vorlagen folgte er also mit einer merkwürdigen Unbefangenheit den Ideen, welche seinen Geist bewegten; er vergaß dabei sowohl Famos, als auch die schöne Normännin, kurz, alles um sich her.

So lange der Lehrer anwesend war, lief Mutter Mehudin brummend um den Tisch herum, denn sie hegte noch immer einen schrecklichen Groll gegen Florent. Nach ihrer Ansicht war es der größte Unsinn, den Kleinen in dieser Weise abends arbeiten zu lassen, zu einer Stunde, wo die Kinder zu Bett gehen sollen. Sie hätte sicherlich den „langen dünnen Kerl“ zur Thür hinaus geworfen, wenn die schöne Normännin nach einer äußerst erregten Auseinandersetzung ihr nicht rundweg erklärt hätte, sie wolle sich eine andere Wohnung mieten, sobald man ihr nicht das Recht lasse, nach ihrem Gutachten Besuche zu empfangen. Trotzdem begann jeden Abend der Zank aufs neue.

„Du magst sagen was Du willst,“ wiederholte die Alte, „es ist ein falscher Kerl . . . Ueberhaupt traue ich den Dürren nichts gutes zu. Ein magerer Mensch ist zu allem fähig. Ich habe noch nie solch einen getroffen, der offen gewesen wäre . . . Ich bin nun über fünfundsiebzig Jahre alt, aber so einen Kerl möchte ich nicht in meiner Nähe haben.“

Dies sagte sie, weil sie recht wohl merkte, wie sich die Dinge gestalteten. Zugleich sprach sie mit Bewunderung von Herrn Lebigre, welcher sich in der That sehr galant gegen die schöne Normännin zeigte; er habe es, meinte sie, keineswegs auf eine reiche Mitgift abgesehen, sondern er merke nur, daß die junge Frau prächtig in seinen Loden passe. Dieser Mann stelle wenigstens eine Person vor, und er müsse Kräfte haben wie ein Hufschmied; sie ging sogar soweit, daß sie mit Begeisterung seine dicken Waden rühmte. Allein die Normännin suchte einfach mit den Achseln und entgegnete in heißendem Tone:

„Was kümmern mich denn seine Waden? ich brauche niemandes Waden . . . Ich thue, was mir beliebt.“

Und wenn die Mutter fortfahren wollte und sich allzudeutlich auszusprechen anfing, schrie die Tochter:

„Nun! das geht Dich gar nichts an . . . Uebrigens ist es gar nicht wahr und wenn es auch wahr wäre, so würde ich Dich doch nicht um Erlaubnis fragen, nicht wahr? Laß mich ungeschoren!“

Dabei ging sie wieder in ihr Zimmer und warf die Thür zu. Sie hatte sich im Hause eine Nacht angeeignet, die sie sogar bisweilen mißbrauchte. Sobald die Alte in der Nacht ein Geräusch zu vernehmen glaubte, stand sie auf und lauschte an der Thür ihrer Tochter, ob Florent nicht etwa wieder zu ihr gekommen sei. Allein dieser hatte bei Mehudins noch eine viel ärgere Feindin. Sobald er ankam, stand Claire schweigend von ihrem Stuhl auf, zündete einen Leuchter an und begab sich nach ihrem Zimmer auf der andern Seite der Treppe, wo man sie gleich darauf wütend zuschließen hörte. Eines Abends, als ihre Schwester den Lehrer zum Essen einlud, kochte Claire auf dem Treppensflur und speiste in ihrer Kammer; ja, oft lebte sie so völlig abgeschlossen, daß man sie eine ganze Woche nicht zu sehen bekam. Mutter Mehudin, welche ihr gegenüber ihr Herz ausschütten zu können glaubte, machte sie jedesmal wütend, sobald sie über Florent sprach. Nun aber ward die Alte ganz außer sich und rief bei jeder Gelegenheit, sie würde fortgehen, wenn sie nicht be-

fürchten mußte, daß ihre beiden Töchter dann einander die Augen austrägen.

Als Florent eines Abends wegging und an dem Zimmer Claires vorbeikam, bemerkte er durch die weit-offenstehende Thür, wie ihm diese zornsprühende Blicke zuwarf. Dieses feindselige Benehmen des jungen Mädchens ärgerte ihn, und nur seine angeborne Schüchternheit den Frauen gegenüber hinderte ihn, eine Erklärung zu fordern; auch wäre er an diesem Abende sicherlich in ihr Zimmer eingetreten, wenn er nicht in dem höher gelegenen Stockwerk das kleine bleiche Gesicht des Fräulein Saget über das Treppengeländer hätte schauen sehen. So ging er denn weiter, und kaum war er zehn Stufen weit hinab, als Claires Thür mit solcher Wucht zugeschlagen wurde, daß das ganze Treppenhaus schüttelte. Bei dieser Gelegenheit gelangte Fräulein Saget zu der Ueberzeugung, daß der Vetter der Frau Quenu mit den beiden Mehudinschen Mädchen verbotenen Umgang pflege.

Florent aber dachte gar nicht an diese schönen Mädchen; er behandelte die Frauen als ein Mann, der beim weiblichen Geschlechte nicht den geringsten Erfolg aufzuweisen hat, und außerdem glaubte er, durch einen solchen Verkehr zu viel von seiner Manneswürde einzubüßen. Er war zwar dahin gelangt, für die Normännin ein aufrichtiges Freundschaftsgefühl zu empfinden, aber weiter ging er niemals. Wenn jene abends beim Schein der Lampe ihren Stuhl immer näher rückte und sich stellte, als wolle sie die Schreiberei des kleinen Famos beobachten, überkam ihn sogar ein gewisses Unbehagen in der Nähe ihres üppigen warmen Körpers. Mit ihrer gewaltigen Kehle erschien sie ihm wie eine besorgniserregende schwerfällige Masse, und, von einer merkwürdigen Furcht ergriffen, als müsse er in dieser Fleischfülle versinken, wich er zurück. Sobald seine dünnen Arme mit ihren fetten Brüsten in Berührung kamen, senkte er verlegen den Kopf; wenn ihr Kamisol ein wenig offen stand, kam es ihm vor, als ob daraus ein Hauch voll Lebenskraft und Gesundheit hervordringe, der ihm gerade so heiß ins Gesicht wehte, wie die Dünste der Hallen an den glühendheißen Juli-

abenden. Die Normännin hatte alle möglichen aromatischen Oele an sich versucht, auch wusch sie sich fast übermäßig oft; allein in kürzester Zeit machte sich bei ihr wieder der eigentümliche Fischgeruch geltend, ihren Kleidern entströmte ein Dunst, als hafteten ihr überall schlammbedeckte Algen an: kurz, bei ihren reizenden Körperformen, ihrer bewundernswerten reinen und zarten Farbe konnte man sie mit einer schönen antiken Marmorstatue vergleichen, welche lange Zeit auf dem Meeresgrunde gelegen hat und schließlich zufällig, mit allen Gerüchen des Seewassers behaftet, durch einen Fischer ans Tageslicht befördert wird.

Was Fräulein Saget anbetraf, so schwur sie jetzt bei allen Göttern, daß Florent der Liebhaber der schönen Normännin sei. Sie hatte sich außerdem auch noch mit der letzteren wegen einer zehn Sous kostenden Glahrke veruneinigt und seitdem zeigte sie sich der schönen Lisa gegenüber ungemein freundlich, zumal da sie hoffte, auf diese Weise den „Quatsch bei Quenus“, wie sie zu jagen pflegte, zu erfahren. Florent hingegen wußte auch fernerhin ihren Nachforschungen zu entgehen, und so kam es, daß sie täglich den Leuten vorlagte, es gehe ihr herzlich schlecht, ohne aber dabei die Ursache dieser Jeremiaden einzugestehen. Ein in einen jungen Mann verliebtes Mädchen konnte wahrlich nicht unglücklicher sein, als diese schreckliche Alte, welche das Geheimnis des Betters ihr gleichsam durch die Finger schlüpfen sah. Sie belauschte ihn und folgte ihm auf Schritt und Tritt, erfüllt von einer eifrigen Wut, ihre Reugier nicht befriedigt zu sehen. Seitdem er bei Mehudins verkehrte, war sie täglich an dem Treppengeländer zu treffen, und endlich mochte sie auch merken, daß die schöne Lisa sehr ungehalten darüber war, daß Florent mit „jenen Frauenzimmern“ Umgang hatte. Alle Morgen brachte sie der Fleischerin Neuigkeiten aus der Rue Pirouette; selbst an den strengsten Wintertagen kam sie in den Laden und wärmte sich die Hände an dem neusilbernen Siedeapparat, ohne etwas zu kaufen, wobei ihre gewöhnliche Rede war:

„Gestern war er wieder dort, er geht gar nicht mehr

weg . . . Die Normännin hat ihn auf der Treppe sogar „mein Herzchen“ genannt.“

So lag sie das Blaue vom Himmel herab, nur um etwas länger dableiben und sich die Hände wärmen zu können. Als sie eines Tages glaubte, Florent aus Claires Zimmer kommen zu sehen, eilte sie am nächsten Morgen zur Fleischerin und erzählte eine halbe Stunde lang, es sei eine wahre Schande, jetzt halte es der Better sogar mit beiden.

„Ich habe es gesehen,“ fuhr sie fort. „Wenn er es bei der Normännin satt hat, schleicht er auf den Fußspitzen zu der kleinen Blondine. Gestern kam er von der Blondine und wollte zweifelsohne zu der langen Brünette; als er aber mich bemerkte, kehrte er schleunigst um. Die ganze Nacht höre ich die Thüren gehen, das nimmt gar kein Ende . . . Und die alte Mehudin schläft noch dazu gerade mitten zwischen ihren Töchtern!“

Lisa hörte dem allen schweigend und mit dem Ausdruck des Mißfallens zu; als aber die Alte in ihren Neben gar zu anzüglich wurde, murmelte sie:

„Rein, das ist doch unerhört . . . Man sollte es nicht für möglich halten, daß es überhaupt derartige Frauenzimmer giebt!“

Auf diese Bemerkung hin entgegnete Fräulein Saget mit heuchlerischer Miene, es sei selten eine Frau so ehrenwert wie sie. Plötzlich wieder urtheilte sie mit scheinbarer Nachsicht über den Better, indem sie erklärte, das komme immer so, wenn ein Mann nicht verheiratet sei, dann laufe er eben jedem Unterrock nach, der ihm in den Weg gerate, und dabei wußte sie allerhand verfängliche Fragen zu stellen. Aber Lisa sprach nie ein Urtheil über ihren Better aus; sie zuckte nur die Achseln und biß die Lippen zusammen. Als Fräulein Saget fort war, blickte sie ärgerlich nach dem Deckel der Siedepfanne, auf dessen glänzender Metallfläche die Alte die Schmutzspuren ihrer kleinen Hände hinterlassen hatte.

„Augustine!“ rief sie, „bringen Sie doch einen Lappen und wischen Sie den Wärmapparat ab. Das sieht ja abscheulich aus.“

Von dieser Zeit an steigerte sich der Haß zwischen der schönen Lisa und der schönen Normännin in furchtbarer Weise. Die schöne Normännin lebte in der Ueberzeugung, ihrer Feindin einen Liebhaber weggekapt zu haben, und die schöne Lisa war wütend über die Aenderung der Dinge, weil sie glaubte, dadurch bloßgestellt werden zu können. Eine jede von beiden brachte ihre Charaktereigentümlichkeiten bei Rundgebung ihrer Feindschaft zur Geltung; die eine war ruhig, nur in ihren Mienen las man eine tiefe Verachtung, sie war mit einer Frau zu vergleichen, welche vorsichtig ihre Kleider auffchürzt, um diese nicht zu beschmutzen; die andere zeigte sich frech und ging mit unverschämtem Lachen an ihrer Gegnerin vorüber mit der Anzüglichkeit eines händelsuchenden Kaufboldeß. Ueber ein Zusammentreffen zwischen beiden wurde auf dem Fischmarkt einen ganzen Tag lang gesprochen. Wenn die schöne Normännin die schöne Lisa vor ihrem Laden stehen sah, machte sie sofort einen Umweg, nur um an jener vorbeizukommen und sie mit ihrer Schürze zu streifen; dabei begegneten sich ihre Blicke gleich zwei Dolchen. Wenn dagegen die schöne Lisa auf den Fischmarkt kam, nahm ihr Gesicht, sobald sie sich dem Stande der Normännin näherte, den Ausdruck des Abscheus an; sie kaufte bei einer benachbarten Fischhändlerin irgend eine recht große Waare, eine Butte oder einen Lachs und zählte dabei recht auffällig das Geld auf die Marmortafel, da sie gemerkt hatte, daß dies die Normännin ganz besonders ärgerte. Uebrigens warfen beide Rivalinnen einander Wertlosigkeit ihrer Waaren vor; die eine sollte nur faule Fische, die andre nur verdorbenes Fleisch verkaufen. Allein der gewöhnliche Kampfposten war für die schöne Normännin ihr Fischstand, für die schöne Lisa ihre Ladentafel; hier thronten beide in ihren großen weißen Schürzen, mit ihren ausgesuchten Toiletten und Schmucksachen und sandten einander über die Rue Rambuteau hinweg durchbohrende Blicke zu.

„Seht! endlich ist das dicke Kalb aufgestanden!“ rief die schöne Normännin. „Dieses Frauenzimmer pußt sich gerade so heraus wie ihre Würste . . . Es ist eine

wahre Schande! sie trägt immer noch denselben Kragen, wie am Sonnabend und auch daselbe Poplinkleid!"

In demselben Augenblicke sagte auf der andern Seite der Straße die schöne Lisa zu ihrem Ladenmädchen:

"Sehen Sie nur, Augustine, wie uns dieses elende Geschöpf da unten anguckt. Sie sieht geradezu scheußlich aus, die mag ein schönes Leben führen . . . Bemerkten Sie ihre Ohringe? Es kann einen wirklich dauern, wenn solche Frauenzimmer Brillanten tragen wollen."

"Die werden ihr nicht teuer kommen!" entgegnete Augustine.

Wenn eine von beiden wieder einen neuen Schmuckgegenstand hatte, so triumphierte sie, während die andere vor Neid strotzte. Den ganzen Vormittag schauten sie neidisch auf ihre Kundschaft und zeigten sich sehr verdrießlich, wenn sie glaubten, das Geschäft bei der „langen Lotteriese da drüben“ gehe besser. Dann spionierten sie wieder die Frühstücksmahlzeiten aus und wußten stets, was die eine oder die andere aß; am Nachmittag saß die eine inmitten ihrer gekochten Fleischwaaren, die andre inmitten ihrer Fische, dabei brüsteten sie sich und suchten mit unendlicher Mühe ihre Reize zur Geltung zu bringen. Diese Stunden entschieden den Erfolg des ganzen Tages. Die schöne Normännin strickte meistens dabei oder fertigte feine Nadelarbeiten, was die schöne Lisa mit tiefer Erbitterung erfüllte.

"Die würde viel besser thun," sagte sie, „die Strümpfe ihres Jungen zu stopfen, der fast barfuß umherläuft . . . Sehen Sie nur, wie sie mit ihren stinkenden Fischhänden die feine Dame spielen will!"

Sie strickte gewöhnlich und wenn die Normännin dies sah, bemerkte sie giftig:

"Sie ist noch immer bei demselben Strumpfe; das ist auch ganz natürlich, denn sie schläft ja über der Arbeit ein, weil sie zu viel isst . . . Da kann ihr Mann lange warten, ehe er etwas Warmes an die Füße bekommt!"

So lebten sie bis zum Abend in unverföhnlicher Feindschaft und bemerkten an einander die geringsten Kleinigkeiten aus einer Entfernung, bei der andere

Frauen erklärten, absolut nichts sehen zu können. Eines Tages geriet Fräulein Saget in endlose Bewunderung über die guten Augen der Frau Quenu, indem diese nämlich eine Kratzwunde auf der linken Wange der Fischhändlerin erkennen wollte. Die Nacht brach heran; oft war der Sieg entschieden; manchmal wieder sah sich die eine geschlagen, nur aber, um sich am nächsten Tage wieder zu rächen. Ja, es kam so weit, daß im Viertel auf die schöne Lisa und die schöne Normännin gewettet ward.

Schließlich unterfügten sie auch ihren Kindern, mit einander zu sprechen. Pauline und Famos waren nämlich ehedem die besten Freunde gewesen; Pauline mit ihren steifgestärkten Kleidern und als sitzames wohlgezogenes Mädchen, Famos dagegen zerlumpt und wie ein Fuhrknecht fluchend und schimpfend. Wenn sie sich zusammen auf dem breiten Trottoir vor dem Fischpavillon belustigten, spielte Pauline den Wagen und Famos den Fuhrmann. Aber als dieser sie eines Tages ganz unbefangen abholen wollte, jagte die schöne Lisa ihn zur Thür hinaus, indem sie ihn einen rüpelhaften Flegel nannte.

„Man weiß nie,“ erklärte sie, „wie weit solchen schlechterzogenen Kindern zu trauen ist! . . . Der Junge hat täglich so böse Beispiele vor Augen, daß ich in Angst bin, wenn ich ihn mit meiner Tochter zusammen sehe.“

Fräulein Saget, welche zufällig zugegen war, fügte hinzu:

„Sie haben ganz recht. Dieser Taugenichts macht sich immer mit den kleinen Mädchen des Viertels zu schaffen . . . Man hat ihn sogar schon mit der Tochter des Kohlenhändlers zusammen in einem Keller gefunden.“

Als Famos weinend den Vorfall der schönen Normännin erzählte, geriet diese in furchtbaren Zorn. Zuerst wollte sie sofort bei Quenu-Grabelles alles zertrümmern; endlich aber begnügte sie sich damit, Famos eine Tracht Prügel zu erteilen.

„Wenn Du noch ein einzigesmal dorthin gehst,“ rief sie wütend, „so bekommst Du es mit mir zu thun!“

Aber der eigentliche Sündenbock der beiden Weiber war Florent. Im Grunde hatte ja nur er diesen Zank

verursacht, und nur um feinetwillen führten sie Krieg miteinander. Seit seiner Ankunft wurde es täglich schlimmer; er kompromittierte, ärgerte und störte diese Leute, welche bis dahin in so behaglichem Frieden gelebt hatten. Die schöne Normännin hätte ihn gern am Kragen genommen, wenn sie ihn zu lange bei Quenus verweilen sah; zum größten Teil war es der Kampfeifer, welcher in ihr den Wunsch wachrief, diesen Mann für sich zu haben. Die schöne Lisa hingegen benahm sich wie eine strenge Richterinn gegenüber dem schlechten Betragen ihres Schwagers, dessen Beziehungen zu den beiden Mehudins das ganze Viertel in Aufregung brachten. Sie war furchtbar entrüstet; dennoch aber suchte sie ihre Eifersucht zu verbergen, eine sonderbare Eifersucht, welche, trotz ihrer Verachtung gegen Florent und ihrer kalten Ruhe als ehrbaren Frau, sie dennoch jedesmal in Erbitterung versetzte, wenn er den Laden verließ, um sich nach der Rue Pirouette zu begeben, und wenn sie sich im Geiste die verbotenen Genüsse vorstellte, welche seiner dort zu warten schienen, war es ihr, als müßte sie bersten.

Während des Abendessens ward bei Quenus die Stimmung täglich kühler, und die fast übertriebene Keuschheit des Speisezimmers machte eher einen peinlichen Eindruck. Wenn Florent die hellen Eichenholzmöbel, die fast zu sauber geputzte Lampe und die neue Decke ansah, so kam ihm dies vor wie ein Vorwurf, eine Art Vorurteil gegen seine Person. Er wagte fast nicht mehr zu essen, aus Furcht, er möchte einige Brotkrumen fallen lassen oder seinen Teller beschmutzen. Bei alledem rühmte er mit merkwürdiger Einfalt die Milde Lisas. Diese blieb auch in der That sehr sanft ihm gegenüber und bemerkte oft mit einem flüchtigen Lächeln, als wolle sie scherzen:

„Es ist sonderbar, Sie essen doch jetzt sehr tüchtig und werden trotzdem nicht dick . . . Es scheint bei Ihnen nicht anzusetzen.“

Quenu wollte sich über diese Bemerkung fast tot lachen und klopfte seinem Bruder auf den Bauch, aber in Lisas Worten lag eigentlich jener Haß, jenes Mißtrauen gegen die magern Leute, welches bei Mutter Mehudin

noch viel unverblümter zu Tage trat; es lag eine Anspielung auf Florents vermeintlichen lieberlichen Lebenswandel darin. Niemals jedoch sprachen sie in seiner Gegenwart über die schöne Normännin, und als Quenu eines Abends einen darauf bezüglichen Scherz gemacht hatte, hatte sie eine so eifige Kälte gezeigt, daß der gute Mann nicht wieder davon anfang. Nach dem Dessert blieben sie noch einige Zeit bei Tische sitzen, und Florent, welcher recht bald gemerkt hatte, wie übel es seine Schwägerin aufnahm, wenn er gar zu schnell fortging, suchte eine Unterhaltung anzuknüpfen. Die Fleischerin saß in seiner unmittelbaren Nähe; er fand sie aber nicht so warm und lebhaft wie die Fischhändlerin, auch war bei ihr nicht jener eigentümliche Seewassergeruch zu spüren; sie roch vielmehr nach dem Fett schöner Fleischwaaren. Kein Zittern brachte eine Falte in ihrem straffgespannten Busen hervor und die Berührung mit der schönen Lisa beunruhigte ihn noch mehr, als die zärtliche Umarmung der schönen Normännin. Gavard sagte ihm einmal in großem Vertrauen, Frau Quenu sei ohne Zweifel ein schönes Weib, allein seiner Ansicht nach dürfte sie nicht so sehr „gepanzert“ sein.

Lisa vermied es, mit Quenu über Florent zu sprechen, da sie es für das Beste hielt, nicht eher zwischen den beiden Brüdern Unfrieden zu säen, als bis sie nicht ganz ernstliche Gründe habe. Sie war, wie sie selbst sagte, sehr gutmütig, indeß durfte man ihre Geduld nicht aufs äußerste treiben. Noch immer zeigte sie sich duldsam, ihre Blicke verrieten nichts auffälliges, sie war höflich und stellte sich in der heiklen Angelegenheit völlig gleichgültig; kurz, sie vermied noch immer sorgfältig alles, was den Beamten in unliebsamer Weise daran erinnern konnten, daß er bei ihnen schlafe und esse, ohne jemals etwas zu bezahlen; übrigens würde sie auch keinerlei Bezahlung angenommen haben, darüber stand sie zu hoch; allein er hätte doch wenigstens auswärts frühstücken können. Eines Tages ließ sie Quenu gegenüber die Worte fallen:

„Wir dürfen nicht mehr denken, daß wir unbelauscht sind. Wenn wir einander jetzt etwas zu sagen haben, müssen wir warten, bis wir zu Bett sind.“

Eines Abends nun sagte sie zu ihm im Schlafzimmer:

„Er verdient doch hundertfünfzig Frank, Dein Bruder, nicht wahr? . . . Dann wundert es mich, daß er nicht einmal etwas zurücklegen kann, um sich Wäsche anzuschaffen. Ich habe ihm sogar drei alte Hemden von Dir geben müssen.“

„Bah! das thut nichts,“ versetzte Quenu, „mein Bruder macht gar keine großen Ansprüche. . . Wir müssen ihm sein Geld lassen.“

„O, gewiß!“ murmelte Lisa, ohne sich weiter auszusprechen, „deshalb sage ich das nicht. . . Ob er sein Geld auf gute oder schlechte Weise verthut, geht uns nichts an.“

Innerlich lebte sie indeß der Ueberzeugung, daß er sein Gehalt bei Mehudins aufgehen lasse. Nur einmal überschritt sie ihre gemessene zurückhaltende Ruhe. Die schöne Normännin hatte nämlich Florent mit einem prächtigen Lachs beschenkt, und Florent, obwohl er darüber in große Verlegenheit geriet, hatte ihn dennoch nicht zurückweisen wollen und brachte ihn zu der schönen Lisa.

„Sie könnten eine Pastete davon machen,“ bemerkte er mit der größten Unbefangenheit.

Die Fleischerin schaute ihm einige Augenblicke mit festen Blicken an und erbleichte; endlich entgegnete sie mit erzwungener Ruhe:

„Glauben Sie denn, wir brauchen Nahrungsmittel von andern? Gott sei Dank! wir haben genug zu essen. . . Tragen Sie ihn nur wieder zurück!“

„Nun, so lassen Sie ihn wenigstens für mich kochen,“ versetzte Florent, über ihren Zorn erstaunt; „ich werde ihn essen!“

Jetzt brach sie aber los:

„Unser Haus ist doch keine Herberge! Sagen Sie nur den Leuten, welche Ihnen den Lachs gegeben haben, sie möchten ihn selber kochen. Ich will meine Kasserole nicht vergiften. . . Tragen Sie ihn wieder hin, ver stehen Sie!“

Sie hätte am liebsten den Lachs genommen und auf die Straße geschleudert. Florent trug ihn nun zu Herrn Lebigre, wo Rosa beauftragt ward, ein Pastete daraus zu machen, die an einem der nächsten Abende in dem Glas-

Kabinett verspeißt wurde. Gavard bestellte auf seine Rechnung Austern dazu, und allmählich sah man Florent als Stammgast in dem Kabinett. Hier fand er den geeigneten Ort, wo seine fieberhaften politischen Ideen sich ausbreiten konnten. Wenn er sich jetzt zuweilen in sein Dachstübchen einschloß, um zu arbeiten, beunruhigte ihn die Stille des Zimmers; die bloße theoretische Erforschung der Freiheit genügte ihm nicht mehr, er fühlte sich fortgezogen, um seine Befriedigung in Charvets heißen Reden und Logres leidenschaftlichen Ausbrüchen zu suchen. An den ersten Abenden hatte ihn zwar dieser Lärm, diese Flut von Worten beängstigt, er fühlte noch ihre Leere, allein er empfand das Bedürfnis nach Reizungen, das Bedürfnis, zu irgend einem äußersten Entschlusse gedrängt zu werden, der seine geistige Unruhe stillen könne. Der vom Tabakqualm erhitzte Lufgeruch im Kabinett berauschte ihn, versetzte ihn in einen Zustand des Behagens, in ein Sichgehenlassen, wobei er ohne Bedenken die gröblichsten Dinge vernahm. Er gewann die Gestalten, welche er hier traf, allmählich lieb, suchte sie immer wieder auf und verweilte vergnügt in ihrer Gesellschaft. Das milde bartumrahmte Gesicht Robines, die ernsten Züge der Clemence, die bleiche hagere Figur Charvets, der bucllige Logre, außerdem Gavard, Alexander und Lacaille gewannen in seiner Gedankenphäre immer mehr Raum. Es war für ihn wie eine Art Sinnengenuss, und wenn er die Hand an den kupfernen Thürknopf des Kabinetts legte, schien es ihm, als sei Leben in diesem Gegenstande, als fühle er sich warm an und drehe sich von selbst; es hätte ihn keine lebhaftere Empfindung überkommen können, wenn die weiche Hand eines Weibes in der seinigen geruht haben würde.

Zwar kam es in dem Kabinett auch zu sehr ernsten Ausritten. Eines Abends, nachdem Logre heftiger als gewöhnlich gesprochen hatte, schlug er mit der Faust auf den Tisch und erklärte, wenn sie sich als Männer zeigen wollten, würden sie die Regierung zum Teufel jagen, und man müsse sich schon jetzt darüber verständigen, um bei dem eintretenden Ungewitter schlagfertig zu sein. Schließlich kam man nach langer geheimnisvoller Auseinandersetzung überein, eine kleine Gruppe zu bilden und sich bereit zu halten für alle Even-

tualitäten. Von diesen Tagen an war Gavard überzeugt, daß er an einer geheimen staatsgefährlichen Gesellschaft beteiligt sei. Der kleine Zirkel Gleichgesinnter vergrößerte sich zwar nicht, allein Logre versprach, denselben mit andern Vereinigungen zu verschmelzen, welche er kenne, und wenn man dann einmal Paris in den Händen habe, werde man die Tuilerien gar bald gefügig machen. Jetzt gab es unendlich viele Fragen zu besprechen, was mehrere Monate in Anspruch nahm und wobei es sich bald um die neue Organisation, bald um die nötigen Mittel und Wege, bald um den zu verfolgenden Kriegsplan oder um die künftige Regierungsform handelte. Sobald Rosa den Grog für Clemence, die Schoppen für Charvet und Robine, den Kaffee für Gavard und Florent, den Branntwein für Lacaille und Alexander gebracht hatte, wurde das Kabinett sorgfältig verbarrikadiert und die Sitzung eröffnet.

Charvet und Florent wurden natürlich am meisten gehört. Gavard hatte nicht seinen Mund halten können, sondern allmählich die ganze Geschichte von Cayenne erzählt, was Florent eine Art Märtyrerruhm einbrachte. Seine Worte wurden mit Begeisterung vernommen, und als man eines Abends in seiner Abwesenheit über ihn herzuziehen versuchte, rief der Geflügelhändler, dadurch aufgebracht, aus:
 „Rührt Florent nicht an, er ist in Cayenne gewesen!“
 Florent jedoch fühlte sich durch diese Bemerkung beleidigt.

„Geht mir nur mit eurem Cayenne,“ brummte er zwischen den Zähnen, „dort war es noch lange nicht so schlecht, als jetzt hier!“

Sodann suchte er zu beweisen, daß die Verbannung nichts Gefährliches weiter sei, daß vielmehr die größte Dual darin bestehe, in seinem geknechteten Vaterlande zu bleiben und trotz aller Entrüstung den Triumph des Despotismus mit ansehen zu müssen. Wenn man ihn übrigens am zweiten Dezember nicht arretiert hätte, so hätte er Cayenne auch nicht zu sehen bekommen; ja, er machte sogar die Bemerkung, daß alle, welche sich fangen lassen, Dummköpfe seien. Diese heimliche Eifersucht be-

reitete Florent eine systematische Gegnerschaft, und die Diskussionen endeten immer damit, daß die beiden sich noch stundenlang, während die andern schon längst schwiegen, herumstritten, ohne daß jemals einer von ihnen sich für besiegt erklärte.

Eine der beliebtesten Fragen bildete diejenige, wie man am Tage nach dem Siege die Reorganisation des Landes beginnen wolle.

„Wir sind Sieger, nicht wahr? . . . begann Gavard.“

Da nun der Triumph ein für allemal sicher zu sein schien, so gab ein jeder seine Meinung ab. Es bildeten sich zwei Parteien: Charvet, welcher den Hebertismus lehrte, hatte Logre und Robine auf seiner Seite; Florent, noch immer in seine Humanitätsträumereien verloren, gab sich für sozialistisch aus und stützte sich auf Alexander und Lacaille. Was Gavard anbetraf, so war er keineswegs den gewaltigen Ideen abhold; allein da man ihm zuweilen sein Vermögen zum Vorwurf machte, so war er Kommunist.

„Man sollte kurzen Prozeß machen,“ erklärte Charvet in seiner scharfen Weise, als ob er einen Urthieb ausgeführt hätte. „Der Stock ist verfault, man muß ihn deshalb umhauen.“

„Jawohl!“ versetzte Logre und stand auf, um größer zu erscheinen. „Alles muß zu Boden geworfen werden, das sage ich auch . . . Nachher wird man sehen.“

Robine machte eine zustimmende Bewegung, und er schien sich ganz besonders zu freuen, wenn die Vorschläge einen durchaus revolutionären Charakter trugen. Seine Augen nahmen den Ausdruck der Milde an, sobald von der Guillotine gesprochen wurde; er schloß sie halb, als ob er den Gegenstand selbst sähe und er gerührt durch diesen Anblick sei; hierauf rieb er sein Kinn auf dem Stockknopfe ließ ein zufriedenes Knurren hören.

„Jedoch,“ sagte seinerseits Florent, dessen Stimme eine leise Färbung von Traurigkeit trug, „wenn ihr den Baum umhaut, wird es wohl nötig sein, Samen aufzubewahren . . . Ich glaube im Gegentheil, daß man den Baum erhalten muß, um auf ihn das neue Leben zu

pflanzen . . . Die politische Revolution ist vorbei; man muß heutzutage an den Arbeiter denken und unsere Bewegung muß völlig sozial sein. Ich glaube schwerlich, daß ihr diese Forderung des Volkes werdet unterdrücken können; das Volk ist der Sache müde, es will sein Teil.“

Diese Worte setzten Alexander in Begeisterung, und er versicherte, daß das Volk allerdings der Sache müde sei.

„Und wir wollen auch unsern Teil,“ fügte Lacaille mit drohender Stimme hinzu. „Alle Revolutionen sind bisher zu Gunsten der Bourgeoisie gewesen; das muß anders werden. Wir müssen auch einmal an die Reihe kommen.“

Nunmehr gingen die Ansichten auseinander: Gavard machte den Vorschlag, zu teilen; Logre aber schlug dies aus und schwur, er gebe nichts auf Geld. Schließlich gelang es Charvet, den Tumult zu übertönen, und er sprach ganz allein fort:

„Der Egoismus der Klassen ist eine der festesten Stützen der Tyrannei. Es ist schlimm, daß das Volk egoistisch ist; wenn es uns hilft, soll es auch seinen Teil bekommen . . . Warum soll ich denn für den Arbeiter kämpfen, wenn dieser sich weigert, für mich einzutreten? . . . Es bedarf einer zehnjährigen revolutionären Diktatur, wenn man ein Land, wie Frankreich, an den Gebrauch der Freiheit gewöhnen will.“

„Umsomehr,“ fügte Clemence hinzu, „als der Arbeiter nicht die nötige Einsicht besitzt und geleitet werden muß.“

Sie sprach gewöhnlich sehr selten; mitten unter allen den Männern sitzend, hörte sie mit ernster Miene den politischen Gesprächen zu. An den Glasverschlag gelehnt, trank sie behaglich ihren Grog und betrachtete stirnrunzelnd die einzelnen Sprecher, wobei man in ihrem Schweigen bald eine Zustimmung, bald eine Mißbilligung lesen konnte, ein Beweis, daß sie die Sache verstand und über die kompliziertesten Dinge sehr gereifte Ansichten hatte. Zuweilen drehte sie sich eine Zigarette und blies die dünnen Rauchwölkchen vor sich hin. Es schien überhaupt, als gesehe die Debatte vor ihr und als habe sie schließlich die Preise zu verteilen. Sie glaubte sicherlich, ihre Stellung

als Weib zu wahren, wenn sie zurückhaltend mit ihrer Meinung sei und sich nicht so leidenschaftlich erregen lasse, wie die Männer. Nur bei ungewöhnlich lebhafter Debatte warf sie eine Bemerkung ein und „trumpfte“ selbst Charvet tüchtig ab, wie Gavard es zu bezeichnen pflegte. Im Grunde genommen hielt sie sich für viel stärker, als alle die Männer, und nur vor Robine hatte sie eine leise Scheu, den sie deshalb auch fortwährend mit ihren großen Augen ansah.

Florent ließ Clemence, ebenso wie die andern, völlig unbeachtet. Er war der Mann für alle, und wenn er kam, drückte man ihm die Hände, als gelte es, ihm die Arme auszureißen. Eines Abends wohnte Florent wieder einer Abrechnung zwischen Charvet und Clemence bei; als hierbei die junge Frau soeben ihr Geld eingesteckt hatte, wollte Charvet zehn Frank von ihr leihen; allein sie weigerte sich und sagte, es müsse ihm bekannt sein, wie es mit ihnen früher gestanden habe. Sie lebten auf der Grundlage freier Ehe und freien Vermögens; ein jedes bezahlte pünktlich seine Ausgaben und auf diese Weise seien sie, wie sie zu sagen pflegten, einander nichts schuldig und keine Sklaven. Miete, Nahrungsmittel, Wäsche, kleine Vergnügungen, alles ward aufgeschrieben, und an jenem Abend überführte Clemence nach geschעהner Rechnungskontrolle Charvet, daß er ihr bereits fünf Frank schuldig sei. Sie übergab ihm hierauf die zehn Frank mit den Worten:

„Jetzt bist Du mir fünfzehn schuldig . . . Du wirst mir sie am fünften wiedergeben, wenn Du das Stundengeld von dem kleinen Lehubier erhältst.“

Als man Rosa zum Bezahlen herbeirief, zog ein jeder die wenigen Sous für seine Beche aus der Tasche. Charvet nannte sogar lachend Clemence eine Aristokratin, weil sie Grog trank; er sagte, sie wolle ihn erniedrigen und fühlen lassen, daß er weniger verdiene als sie. Im Grunde war es bei ihm eine Art Widerspruch gegen diesen erhöhten Verdienst, welcher ihn, trotz seiner Theorie von der Gleichheit der Geschlechter, herabwürdigte.

Wenn oft die Diskussionen gar nicht aufhören wollten, herrschte in dem Kabinett ein schrecklicher Lärm, so daß die

Scheiben wie Trommelfelle zitterten. Zuweilen ging es so stürmisch her, daß Rosa, während sie auf der Ladentafel für irgend einen Blousenmann ein Glas Schnaps einschenkte, bei aller ihrer gleichgültigen Ruhe besorgt den Kopf wandte.

„Aha! ich danke, da drin prügelt man sich wohl,“ sagte der Blousenmann, indem er das Glas wieder auf die Zinkplatte setzte und sich mit der Hand den Mund abwischte.

„Es hat keine Gefahr,“ entgegnete ruhig Herr Lebigre; „die Herren unterhalten sich nur.“

Herr Lebigre, der gegen andere Gäste sehr barsch war, ließ diese schreien, soviel sie wollten, ohne ihnen auch nur den geringsten Vorwurf zu machen. Stundenlang saß er auf dem Bänkchen hinter der Ladentafel, seinen dicken Schädel nachlässig an den Spiegel lehrend, und folgte mit seinen Blicken Rosa, welche entweder Flaschen entforckte oder abwischte. Wenn er an einem Tage recht gute Laune hatte und sie vor ihm stand, zwickte er sie, ohne daß man ihn sehen konnte, in die dicken Beine, was sie sich lächelnd gefallen ließ. Sie verriet diese Vertraulichkeit nicht einmal durch eine auffällige Bewegung, sobald er sie bis aufs Blut gezwickt hatte, indem sie erklärte, sie sei nicht kitzlig. Herr Lebigre beobachtete indeß stets die Vorgänge im Kabinett. Wenn die Stimmen sehr laut wurden, stand er auf und lehnte sich an den Glasverschlag, oder er öffnete die Thür, ging hinein, nahm einige Augenblicke Platz und klopfte Gavard freundschaftlich auf den Schenkel. Der Geflügelhändler sagte immer, daß, wenn dieser Lebigre auch nicht das Zeug zum großen Redner habe, man doch am „Tage des Krakels“ auf ihn rechnen könne.

Aber eines Morgens, bei Gelegenheit eines fürchterlichen Zankes zwischen Rosa und einer Fischhändlerin, weil der dadurch entstanden war, daß jene, ohne es zu wollen, mit dem Ellbogen einen Korb Hürige herabgestoßen hatte, hörte Florent ihn mit den Ausdrücken „Polizeispion“ und „Waschlappen der Präfektur“ bezeichnen. Als er den Frieden wieder hergestellt hatte, schimpfte man noch lange über Herrn Lebigre; er stehe, hieß es, mit der Polizei in Verbindung, das ganze Viertel

wisse es; Fräulein Saget behauptete, sie habe ihn einmal getroffen, als er gerade zum Rapport ging; außerdem sei er ein Bucherer, welcher den umherziehenden Gemüsehändlern gegen unerhört hohe Zinsen Geld und Wagen leihe. Florent fühlte sich tief betrogen, und noch am nämlichen Abend erzählte er im Kabinett die Sache wieder. Hierüber suchte man nur die Achseln und lachte über seine ängstliche Besorgnis.

„Der arme Florent!“ sagte Charvet in böshaftem Tone, „weil er in Cayenne gewesen ist, wittert er überall die Polizei.“

Savard versicherte auf Ehrenwort, daß Lebigre „ein Guter, ein Reiner“ sei. Aber besonders ärgerlich war Logre. Er erklärte, so könne es unmöglich fortgehen, wenn man jedermann als im Dienste der Polizei stehend beschuldige, so wollte er lieber zu Hause bleiben und sich nicht mehr mit Politik abgeben. Habe man doch sogar von ihm selbst solche Sachen behauptet, von ihm, der Anno 48 und 51 mitgefochten habe und zweimal beinahe transportiert worden sei! Während er dies mit leidenschaftlicher Erregtheit sagte, blickte er die andern so sonderbar an, als wolle er ihnen ein für allemal die Ueberzeugung beibringen, daß er „damit nichts zu thun habe.“ Lacaille jedoch, als er Herrn Lebigre einen Bucherer nennen hörte, hatte den Kopf gesenkt.

Die Diskussionen hatten bald diesen Vorfall vergessen lassen, und seitdem Logre die Idee einer Verschwörung aufgebracht hatte, begrüßte Herr Lebigre die Stammgäste des Kabinetts in viel kühlerer Weise. Allerdings mußte ihre Kundschaft nur einen mageren Verdienst bringen, denn nie bestellten sie mehr als einmal. Kurz vor ihrem Weggange tranken sie den letzten Rest, den sie während der eifrigen politischen und sozialen Entwicklung sorgfältig aufgespart hatten. Fröstelnd traten sie hinaus in die naßkalte Nachtluft und blieben einige Zeit auf dem Trottoir stehen, als seien sie durch das tiefe Schweigen auf den Straßen überrascht. Hinter ihnen schloß Rosa die Läden, und nachdem sie einander nochmals die Hände gedrückt hatten, trennten sie sich schweigend. Robine verschwand in der Nähe der

Rue Rambuteau, während Charvet und Clemence zusammen an den Hallen vorbei bis in die Gegend des Luxembourgs gingen, wobei ihre Absätze taktmäßig aufschlugen und sie noch dieses oder jenes politische oder philosophische Thema besprachen, ohne aber jemals einander den Arm zu reichen.

Langsam reifte die Verschwörung, und zu Anfang des Sommers kam nur noch die Notwendigkeit in Frage, „den Schlag zu versuchen.“ Florent, welcher in der ersten Zeit immer noch ein gewisses Mißtrauen hegte, glaubte schließlich selber an die Möglichkeit einer revolutionären Bewegung. Er beschäftigte sich sehr ernstlich damit und entwarf allerhand Pläne. Allmählich konzentrierte er sein ganzes Leben gleichsam in der Idee, welche jeden Abend in seinem Hirn austauchte, so daß er sogar seinen Bruder Quenu mit zu Herrn Lebigre nahm, natürlich ohne sich etwas Uebles dabei zu denken. Er behandelte ihn immer wie seinen Schüler und schien sogar der Ansicht zu sein, daß er die Pflicht habe, jenen auf den rechten Weg zu leiten. Quenu war in der Politik noch ziemlich unerfahren; aber schon nach Verlauf von fünf oder sechs Abenden stimmte er mit der Gesellschaft überein. Wenn die schöne Lisa nicht zugegen war, zeigte er eine ungemeine Gelehrigkeit, eine Art Respekt vor den Rathschlägen seines Bruders. Uebrigens fühlte er sich noch ganz besonders dadurch verlockt, daß er, frei von Geschäftssorgen, sich hier in dieses Kabinett begeben konnte, wo man so leidenschaftlich sprach und wo die Gegenwart Clemences für ihn einen tiefen Reiz hatte. Auch verwendete er jetzt keine Sorgfalt mehr auf seine Leberwürste, nur, um schneller herkommen zu können und kein Wort von den Diskussionen zu verlieren, welche ihm so geistreich dünkten, ohne daß er sie oft bis zu Ende verfolgen konnte. Der schönen Lisa entging seine sonderbare Hast beim Verlassen des Geschäftes nicht; allein sie sagte noch nichts, und wenn Florent ihn mit sich fortnahm, sah sie von der Ladenthür aus mit ernster Miene die beiden zu Herrn Lebigre gehen.

Eines Abends bemerkte Fräulein Saget von ihrem Dachfenster aus den Schatten Quenus an den blinden

Glasscheiben des nach der Rue Pirouette führenden Fensters des Kabinetts. Sie hatte hier einen vortrefflichen Beobachtungsposten gefunden gegenüber dieser Art trüben Transparents, worauf sich die Schatten jener Herren mit allen ihren Bewegungen abzeichneten. Diese lebhaften Armbewegungen, diese stummen wütenden Gesichtszüge, welche die feurigen Diskussionen verrieten, hielten die Alte hinter ihren Musselinvorhängen gebannt, bis das Fenster finster wurde. Schließlicb hatte sie auch aus den Formen der Hände, Haare und der Kleidung die einzelnen Personen erkannt, so daß sie bei all' dem Durcheinander von geballten Fäusten, Köpfen und Schultern, welche übereinander wegzurollen schienen, mit der größten Bestimmtheit sagte: „Das ist der lange Kerl, der Better, jener da der alte Lump Gavard, dort ist der Bucklige und da die nichts-nützige Clemence.“ Wenn dann die Schatten in ungewöhnliche Bewegungen gerieten, war sie von einem unwiderstehlichen Bedürfnisse erfaßt, hinunterzugehen und nachzuschauen. Abends kaufte sie ihren Johannisbeerschnaps unter dem Vorwande, daß sie „alles mögliche“ an sich verspüre und denselben früh beim Aufstehen sofort brauche. An dem Tage, wo sie zum ersten Male den Kopf Quenus bemerkte, kam sie atemlos zu Herrn Lebigre und ließ durch Rosa ihr Fläschchen spülen, um Zeit zu gewinnen. Schon wollte sich wieder nach ihrer Wohnung zurückkehren, als sie die Stimme des Fleischers vernahm, welcher mit kindlicher Unbefangenheit die Worte aussprach:

„Nein, das brauchen wir nicht mehr . . . Man muß ihnen einen ordentlichen Hieb versetzen, diesen Laffen von Deputierten und Ministern, kurz, dem ganzen Kummel!“

Am nächsten Morgen war Fräulein Saget schon um acht Uhr im Fleischladen. Sie fand daselbst Frau Lecoeur und die Sarriette, welche sich warme Würstchen zum Frühstück kauften. Da das alte Fräulein die beiden in ihre Feindschaft mit der schönen Normännin verwickelt hatte, so hatten sie sich auch plötzlich wieder mit der schönen Lisa ausgesöhnt und zogen nun über Mehudins her, indem sie von den Töchtern sagten, sie tauchten gar nichts und hätten es nur auf das Geld der Männer abgesehen. In Wahr-

heit hatte Fräulein Saget Frau Lecoeur gegenüber sich dahin ausgesprochen, daß Florent manchmal eine der beiden Schwestern an Gavard ablasse und daß sie dann ihrer vier bei Baratte spielten, wohlverstanden um die Hundert-Sousstücke des Geflügelhändlers. Frau Lecoeur war darob Gift und Galle.

An jenem Morgen nun wollte das alte Weib der Frau Quenu einen Streich spielen, und nach längerem Zögern begann sie:

„Gestern Abend habe ich Herrn Quenu gesehen. Ach ja! in dem Kabinett scheint man sich doch furchtbar zu amüsieren, daß soviel Lärm daselbst ist.“

Lisa hatte sich dabei nach der Straße zu gewendet; denn obwohl sie sehr aufmerksam zuhörte, wollte sie sich diese Sachen doch nicht ins Gesicht sagen lassen. Fräulein Saget machte eine Pause, wahrscheinlich in der Hoffnung, man werde sie weiter ausfragen; endlich fügte sie ganz leise hinzu:

„Sie haben auch ein Frauenzimmer bei sich . . . O! nicht etwa Herr Quenu, das behaupte ich nicht . . .“

„Sie meinen Clemence,“ fiel die Sarriette ein, „dieses lange dürre Frauenzimmer, welches sich wie eine Truthenne ziert, weil sie früher einmal in einer Pension gewesen ist. Sie lebt mit einem schäbigen Schulmeister zusammen . . . Ich habe die beiden gesehen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ entgegnete die Alte, welche Charvet und Clemence vortrefflich kannte und welche einzig zu dem Zwecke sprach, um die Fleischerin zu beunruhigen.

Diese aber rührte sich nicht und es hatte den Anschein, als ob sie etwas sehr Interessantes in den Hallen beobachte. Nun wandte sich die Alte an Frau Lecoeur:

„Ich wollte Ihnen sagen, daß Sie gut thun würden, Ihren Schwager zur Vorsicht zu raten. In dem Kabinett werden Dinge besprochen, vor denen man zittern möchte, und jene Männer sind wahrlich nicht klug mit ihrer Politik. Wenn sie einmal gehört würden, nicht wahr? so könnte es sehr schlimm für sie ablaufen.“

„Gavard macht, was ihm gefällt,“ seufzte Frau Le-

coeur. „Das ist sein einziger Fehler. Ich glaube, ich sterbe vor Angst, wenn er jemals ins Gefängnis kommt.“

Dabei leuchteten ihre Augen lebhaft auf. Allein die Carriette versetzte lachend:

„Zules wird diejenigen, welche von dem Kaisertum übel reden, schon zur Ordnung rufen . . . Man müßte sie alle in die Seine werfen, weil, wie er mir erklärt hat, nicht ein einziger anständiger Mann unter ihnen ist.“

„D!“ fuhr Fräulein Saget fort, „wissen Sie, ich würde mir lieber die rechte Hand abhauen lassen . . . Also, gestern Abend sagte Herr Quenu . . .“

Sie hielt nochmals inne, denn Lisa verriet eine eigentümliche Bewegung.

„Herr Quenu sagte, man müsse die Minister, die Deputierten und den ganzen Kummel fusilieren.“

Diesmal drehte sich die Fleischerin hastig um, ihr Gesicht war kreideweiß, und ihre Hände hatten sich krampfhaft geballt.

„Das hat Quenu gesagt?“ frug sie kurz.

„Sawohl und noch viel mehr, dessen ich mich jedoch nicht mehr erinnere. Sie begreifen, ich habe es gehört . . . Aber grämen Sie sich deshalb ja nicht, Frau Quenu. Sie wissen, daß ich schweigen kann; ich bin alt genug, um beurteilen zu können, was einen Mann zu weit führen würde . . . Das bleibt unter uns.“

Lisa hatte sich wieder beruhigt. Sie war stolz auf den Frieden ihres Hausstandes und duldete nicht die geringste Störung zwischen sich und ihrem Gatten; deshalb suchte sie nur mit den Achseln und murmelte lächelnd:

„Das sind Thorheiten, über die selbst Kinder lachen würden.“

Als die drei Weiber sich draußen auf der StraÙe befanden, waren sie sämtlich darüber einig, daß die schöne Lisa eine sonderbare Miene gemacht habe. Alle meinten sie, der Better, die Familie Mehudin, Gavard und Quenus mit ihren geheimnisvollen Geschichten müßten ein schlechtes Ende nehmen. Frau Lecoeur frug, was mit den Leuten geschehe, welche „wegen Politik“ arretiert würden. Fräulein Saget wollte nur das wissen, daß die-

selben niemals wieder zum Vorschein kämen, eine Bemerkung, welche die Sarriette zu dem Scherze veranlaßte, man werfe sie vielleicht in die Seine, wie Jules es haben wollte.

Beim Frühstück ebensowohl als auch beim Diner vermied die Fleischerin jede Anspielung, und als am Abend Florent und Quenu zusammen zu Herrn Lebigre gingen, schienen ihre Blicke nicht strenger als gewöhnlich zu sein. Aber gerade an diesem Abend ward die Frage der künftigen Verfassung besprochen und erst gegen elf Uhr entschlossen sich die Herren, das Kabinett wieder zu verlassen; die Läden waren bereits geschlossen, und so mußten sie einer nach dem andern gebückt durch die Thür hinausgehen. Quenu kam mit bangen Gedanken nach Hause; er öffnete so leise als möglich die drei oder vier Thüren, welche zu seiner Wohnung führten, und schritt auf den Beheispitzen durch den Salon, wobei er mit den Armen vor sich umhertastete, um nicht an die Möbel zu stoßen. Alles schlief; im Schlafzimmer jedoch sah er zu seinem großen Aerger, daß Lisa das Licht hatte brennen lassen, eine Kerze, deren trübe Flamme das schweigende Gemach schwach beleuchtete. Als er seine Schuhe auszog und dieselben auf den Teppich setzte, schlug die Uhr halb zwei und die Töne hallten ihm so klar entgegen, daß er sich bestürzt umdrehte und mit vorwurfsvoller Miene den vergoldeten Gutenberg betrachtete. Obwohl er, hierbei zugleich nach Lisa blickend, nur deren Rücken sah, so merkte er doch recht wohl, daß sie nicht schlief, sondern nach der Wand zu die Augen weit geöffnet halten müsse.

Dieser gewaltige, an den Schultern so fette Rücken sah ganz bleich aus, als zürne er, und Quenu, ganz außer Fassung gebracht, schlüpfte in sein Bett, blies das Licht aus und verhielt sich ganz ruhig. Er war fast auf dem Bettrande liegen geblieben, um ja seine Frau nicht zu berühren; denn diese, er hätte darauf schwören können, schlief noch immer nicht. Endlich schlummerte er ein; in Verzweiflung über ihr Schweigen wagte er nicht, ihr gute Nacht zu sagen.

Als er am andern Morgen ziemlich spät erwachte,

Sah er Lisa vor dem Sekretär sitzen und Papiere ordnen; sie war aufgestanden, ohne daß er es merkte, so müde hatte ihn das wüste Treiben des vorigen Abends gemacht. Endlich faßte er sich ein Herz und frug sie:

„Nun! warum hast Du mich denn nicht geweckt? . . . Was machst Du denn da?“

„Ich ordne diese Bücher da,“ antwortete sie in ihrer ruhigen Weise.

Schon fühlte er sich erleichtert, als sie fortfuhr:

„Man weiß nicht, was passieren kann; wenn die Polizei käme. . .“

„Wie, die Polizei?“

„Gewiß, da Du Dich jetzt mit Politik beschäftigst.“

Außer sich durch diese Worte, richtete er sich auf und stammelte:

„Ich beschäftige mich mit Politik, ich beschäftige mich mit Politik; allein die Polizei hat dabei nichts zu thun, ich stelle mich nicht bloß.“

„Durchaus nicht,“ entgegnete Lisa achselzuckend, „Du sprichst nur davon, alle Welt fusilieren zu lassen.“

„Ich! ich!“

„Und Du rufst das noch dazu in einer Weinkneipe. . . Fräulein Saget hat Dich gehört! Das ganze Viertel weiß jetzt, daß Du ein Noter bist.“

Plötzlich legte er sich wieder, denn er hatte noch nicht recht ausgeschlafen. Die Worte Lisas schallten ihm in den Ohren, gerade als ob er schon die schweren Tritte der Gendarmen vor der Kammerthür vernommen hätte. Er sah seine Frau völlig angekleidet, und es machte ihm umso mehr Pein, sie in diesem ernstesten Augenblicke so korrekt zu finden.

„Du weißt, ich lasse Dir unbedingte Freiheit,“ begann sie nach längerem Schweigen wieder, indem sie fortfuhr, die Papiere zu sortieren; „ich will nicht das Regiment im Hause führen. . . Du bist der Herr; Du kannst also Deine Sicherheit aufs Spiel setzen, unsern Kredit kompromittieren, das Haus zu Grunde richten. . . Ich werde später nur das Interesse von Pauline zu sichern haben.“

Er wollte sich verteidigen, allein sie beschwichtigte ihn und fuhr fort:

„Nein, sage kein Wort, ich will keinen Streit, nicht einmal eine Auseinandersetzung hervorrufen. . . Ach! wenn Du mich um Rat fragst, wenn Du mit mir darüber gesprochen hättest! Man thut unrecht zu glauben, die Frauen verständen gar nichts von Politik. . . Soll ich Dir meine Politik erklären?“

Sie war aufgestanden, trat ans Fenster und wüchelte mit dem Finger die Staubkörnchen weg, welche sie auf dem glänzenden Mahagoniholz des Spiegelschranks und der Toilettenkommode bemerkte.

„Es ist die Politik der ehrjamen Leute. . .“ sagte sie. „Ich bin der Regierung dankbar, wenn mein Geschäft gut geht, wenn ich ungestört meine Suppe essen und schlafen kann, ohne durch Flintenschüsse aufgeweckt zu werden. . . War es nicht eine recht saubere Wirtschaft Anno achtundvierzig? Dunkel Gondelle, ein Ehrenmann, hat uns seine Bücher aus jener Zeit gezeigt. Er hat über sechstausend Frank verloren. . . Jetzt, wo wir das Kaiserreich haben, geht alles gut. Du kannst doch nicht das Gegentheil behaupten. . . Also, was wollt ihr denn eigentlich? inwiefern werdet ihr gebessert sein, wenn ihr alles totgeschossen habt?“

Dabei stellte sie sich mit verschränkten Armen vor das Nachttischchen, Quenu gegenüber, der unter seinen Kissen fast verschwand. Er versuchte zu erklären, was jene Herren wollten; allein er verwickelte sich in den politischen und den sozialen Systemen Charvets einerseits und Florents anderseits; er sprach von verkannten Prinzipien, von der künftigen Herrschaft der Demokratie, von der Veredelung der Gesellschaften und vermengte das Ganze in einer so sonderbaren Weise, daß Liza mit den Achseln zuckte, ohne auch nur das Geringste zu verstehen. Endlich nahm er das Kaiserreich als Sündenbock und behauptete, es sei dies die Herrschaft der Ausschweifung, der verdächtigen Umtriebe, des Diebstahls mit bewaffneter Hand.

„Siehst Du,“ sagte er, indem er sich plötzlich einer Phrase Logros erinnerte, „wir sind die Beute einer Bande von Aben-

teuern, welche in Frankreich plündern, rauben und morden. . . Das muß anders werden!“

Lisa zuckte noch immer mit den Achseln.

„Das ist alles, was Du zu sagen hast?“ frug sie mit der ihr eigentümlichen Kaltblütigkeit. „Was kümmert mich das, was Du erzählst! Wenn es nur wenigstens wahr wäre! . . . Rate ich Dir vielleicht, ein ehrloser Mensch zu sein? . . . Dränge ich Dich, Deine Wechsel nicht zu bezahlen, Deine Kunden zu betrügen, in kurzer Zeit ein unredlich erworbenes Vermögen anzuhäufen? . . . Du könntest mich schließlich noch zornig machen! Wir sind brave Leute, wir plündern und morden niemand. Das genügt. Die andern gehen mich nichts an; mögen sie Kanailleen sein, wenn sie wollen! Nach eurer Ansicht dürfte man dann, nur um den Besitzlosen einen Gefallen zu thun, nicht einmal seinen Lebensunterhalt verdienen. . . Sicherlich ziehe ich aus der guten Sache Nutzen, und deshalb unterstütze ich die Regierung, welche den Handel fördert. Wenn sie sonst schlimme Sachen begeht, so will ich das nicht wissen. Ich weiß, daß ich nichts Böses thue, also habe ich auch nicht zu fürchten, daß man im Viertel mit Fingern auf mich deutet. Es wäre zu thöricht, sich mit übermächtigen Gegnern zu schlagen. . . Du erinnerst Dich wohl, wie bei den Wahlen Gavard sagte, der kaiserliche Kandidat habe Bankrott gemacht und sei in allerhand schmutzige Geschichten verwickelt. Das konnte ja wahr sein, ich will es gar nicht leugnen. Nichtsdestoweniger hast Du sehr klug gehandelt, für ihn zu stimmen, weil man weder Geld von Dir verlangte, noch frug, ob Du mit diesem Manne in Geschäftsverbindung stündest, sondern weil es sich nur darum handelte, der Regierung zu zeigen, daß Du zufrieden bist, die Fleischerei gedeihen zu sehen.“

Indessen erinnerte sich Duenu diesmal einer Phrase Charvets, welcher erklärte, „jene schwerfälligen Bürger und fettleibigen Ladenbesitzer, welche ihre Unterstützung einer unlauteren Regierung zukommen ließen, müßten zuerst in die Kloaken geworfen werden. Nur sie mit ihrem Eigennutz seien schuld daran, daß der Despotismus sich festsetze und am Wohle einer ganzen Nation nage.“ Plötzlich aber fiel ihm Lisa, von Entrüstung überwältigt, ins Wort:

„Laß das doch! mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf. Ich bin niemand einen Heller schuldig, bin an keiner Schwindelei beteiligt und verkaufe nur gute Waare, ohne mir mehr zahlen zu lassen, als unser Nachbar. . . Was Du sagst, paßt vielleicht auf unsre Vettern, auf Saccard's. Sie thun als ob sie gar nicht wüßten, daß ich in Paris bin; aber ich kann mir mehr einbilden, als sie und kümmern mich nicht im geringsten um ihre Millionen. Man behauptet sogar, daß Saccard mit Abfällen handelt und daß er jedermann betrügt. Darüber bin ich auch gar nicht erstaunt, denn er liebt das Geld so sehr, daß er sich darauf umherwälzen möchte, um es schließlich wie ein Toller zum Fenster hinauszuerwerfen. . . Man möge nur die Leute seines Schlages beschuldigen, welche unrechterweise Vermögen zusammenscharren, das will ich gern begreifen. Ich, wenn Du es wissen willst, achte Saccard gar nicht. . . Aber wir, die wir so ruhig leben, die wir fünfzehn Jahre brauchen, um es zu einem Wohlstande zu bringen, die wir uns nicht mit Politik befassen, wir, deren ganze Sorge die Erziehung unserer Tochter und die gute Führung unseres Haushaltes ist; wir sind doch ehrenwerte Leute, da kannst Du sagen, was Du willst.“

Jetzt setzte sie sich auf den Rand des Bettes. Duenu war tief erschüttert.

„Höre mich an,“ hub sie mit tiefer Stimme an. „Ich glaube sicher, daß es Dir nicht lieb ist, wenn man Deinen Laden plündert, Deinen Keller leert und Dein Geld stiehlt. Wenn nun diese Menschen, mit denen Du bei Lebigre verkehrst, den Sieg davontrügen, glaubst Du, Du würdest am nächsten Morgen noch so warm im Bett liegen wie jetzt? und wenn Du in die Küche herabkämeest, glaubst Du, Du würdest friedlich an Deine Arbeit gehen können, wie Du es heute thust? Nein, nicht wahr? . . . Also, warum sprichst Du davon, die Regierung stürzen zu wollen, welche Dich schützt und Dir gestattet, Ersparnisse zu machen? Du hast eine Frau, Du hast eine Tochter und ihnen mußt Du Dich vor allem widmen; Du würdest strafbar sein, wenn Du ihr Glück auf das Spiel setztest. Nur solche Menschen, welche weder Ehre noch Heimat besitzen, kurz, die nichts zu verlieren haben, können die Empörung wünschen. Du willst doch nicht etwa deren Narr

sein? Bleibe also hübsch zu Hause, schlafe gut, iß gut, verdiene Geld, bewahre Dir ein ruhiges Gewissen und sage Dir, daß Frankreich sich ganz allein helfen wird, sobald das Kaiserthum es unnötig quält. Unser Frankreich, Duenu, bedarf Deiner nicht!"

Hierbei lachte sie in ihrer gewöhnlichen liebenswürdigen Weise, und Duenu war vollständig überzeugt. Sie hatte ja recht und außerdem machte sie, in ihrer sauberen Kleidung und mit ihrer gesunden Farbe auf dem Bettrande sitzend, einen reizenden Eindruck. Während Duenu den Worten Lisas lauschte, betrachtete er ihre zu beiden Seiten des Kamins hängenden Porträts; es konnte kein Zweifel sein, sie waren ehrenwerte Leute, sie sahen sehr anständig aus in ihrer schwarzen Kleidung und umschlossen von den vergoldeten Rahmen. Auch das Zimmer erschien ihm wie dasjenige von distinguierten Leuten; die Stickerien verliehen den Stühlen den Charakter des Anständigen; der Teppich, die Vorhänge, die buntbemalten Porzellanvasen zeugten von gewähltem Geschmack. Hierauf hüllte er sich tiefer in seine Kissen, so daß deren behagliche Wärme ihn umwehte, und es kam ihm vor, als hätte er bei Lebigre dies alles beinahe verloren, sein geräumiges Bett, seine so sicher verschlossene Kammer und seinen Fleischerladen, an den er jetzt mit einer gewissen vorwurfsvollen Nüchternung dachte.

"Du Thor," versetzte seine Frau, als sie ihn überzeugt sah, "Du hattest einen schönen Weg eingeschlagen. Aber siehst Du, man hätte beinahe über mich und Pauline hinwegsteigen müssen. . . Du mengst Dich hoffentlich nicht wieder hinein, wenn andre über die Regierung urteilen, nicht wahr? Alle Regierungsformen sind zunächst dieselben, und es ist notwendig, die eine oder die andere zu unterstützen. Wenn man alt ist, kommt es ja doch nur darauf an, daß man seine Renten in Frieden genießt und mit dem sicheren Bewußtsein dieselben redlich verdient zu haben."

Duenu nickte zustimmend mit dem Kopfe und wollte eine Rechtfertigung versuchen,

"Gavard ist es gewesen. . ." murmelte er.

Aber schnell unterbrach sie ihn ernst.

"Nein, nicht Gavard. . . Ich weiß, wer es ist. Der

Betreffende würde besser thun, auf seine eigne Sicherheit bedacht zu sein, als daß er noch andre kompromittiert.“

„Du willst wohl von Florent sprechen?“ frug Quenu schüchtern nach einigem Schweigen.

Sie gab nicht sogleich Antwort, sondern stand auf, ging nach dem Sekretär zurück, als koste es ihr Mühe, sich zu beherrschen, und sagte endlich mit deutlicher Stimme:

„Jawohl, von Florent. . . Du weißt doch, wie groß meine Geduld ist. Um nichts in der Welt würde ich mich zwischen Dich und Deinen Bruder werfen; denn die Familienbande sind heilig. Aber das Maß ist jetzt voll. Seitdem Dein Bruder hier ist, geht es immer schlechter. . . Doch nein, ich will nichts sagen, es ist besser.“

Abermals trat Schweigen ein und da ihr Mann jetzt bestürzt die Decke mit den Blicken musterte, fuhr sie mit größerer Heftigkeit fort:

„Kurz, er scheint nicht einmal einzusehen, wieviel wir für ihn thun. Wir haben uns eingeschränkt, ihm Augustinens Zimmer gegeben und das arme Mädchen schläft jetzt, ohne sich zu beklagen, in einem Gemach ohne Licht und Luft. Wir füttern ihn von früh bis abends und sorgen für alle Bedürfnisse. . . Er aber nimmt dies als etwas Selbstverständliches an. Er verdient Geld, und man weiß nicht einmal, womit er es verthut, oder vielmehr, man weiß es nur zu gut.“

„Es ist ja noch die Erbschaft da,“ wagte Quenu zu entgegnen, den es schmerzlich berührte, seinen Bruder beschuldigen zu hören.

„Du hast recht, die Erbschaft ist da. . . Hier in diesem Schubfache liegt die Rechnung. Er hat sie ja nicht gewollt, Du warst damals doch dabei, nicht wahr? Das beweist, daß er weder Ueberlegung noch Lebensart besitzt. Wenn er die geringste Idee von praktischen Handeln hätte, so würde er schon längst mit diesem Gelde etwas angefangen haben. . . Ich möchte es recht gern los sein, das würde uns manche Verlegenheit ersparen. . . Schon zweimal habe ich mit ihm darüber gesprochen, aber er will mich nicht hören. Du solltest ihn deshalb dahin bewegen, daß er es nimmt. . . Versuche es einmal.“

Quenu brummte eine unverständliche Antwort, und Lisa, welche klug vermied, auf ihrem Vorsatze zu bestehen, fuhr fort:

„Nein, er ist nicht wie jeder andere. Er ist nicht gerade zutrauenerweckend; ich sage Dir dies, weil wir einmal davon sprechen. . . Ich mag nichts mit seinem Benehmen zu thun haben, allein dieses ist Ursache, daß man im Viertel schon vielfach über uns redet. Er mag essen, schlafen und uns stören, das kann man dulden; nur werde ich ihm nicht erlauben, daß er uns in seine Politik verwickelt. Wenn er Dir nochmals den Kopf warm macht, wenn er uns auch nur im geringsten kompromittiert, so gebe ich Dir die feste Versicherung, daß ich mich seiner ganz unverhohlen entledigen werde. . . Ich versichere es Dich, verstehst Du!“

Somit war über Florent der Stab gebrochen, und es kostete sie wirklich Mühe, daß sie nicht ihr Herz erleichterte und den ganzen Groll zum Ausdruck brachte. Mit murmelnder Stimme fügte sie noch hinzu:

„Ein Mensch, welcher die schimpflichsten Abenteuer erlebt hat, welcher nicht einmal verstanden hat, sich ein eigenes Heim zu gründen. . . ich begreife wohl, daß der die Flintenschüsse herbeiwünscht. Er mag sich welche holen, wenn er sie so gern hat, aber brave Leute soll er in Ruhe lassen. . . Außerdem gefällt er mir gar nicht mehr! Abends bei Tische riecht er mir zu sehr nach Fischen, und dies verdirbt mir den Appetit. Er läßt keinen Bissen stehen, und es nützt ihm doch nichts! Der Unglückliche kann nicht einmal dick werden, so sehr nagt die Bosheit an ihm.“

Mit diesen Worten hatte sie sich dem Fenster genähert. Da bemerkte sie Florent, wie er eben über die Rue Rambuteau schritt, um sich nach dem Fischmarke zu begeben. An diesem Morgen waren gerade sehr viele Seefische angekommen und bei den Versteigerungen ging es sehr lebhaft zu. Lisa verfolgte die schwächtigen Schultern ihres Schwagers, wie er gebeugt die Hallen betrat, und der Blick, mit welchem sie ihn begleitete, war der einer Kämpferin, eines zum Triumph entschlossenen Weibes.

Als sie sich umbrehte, stand Quenu auf. Im Hemd,

die Füße in dem weichen Moosteppich verborgen und noch völlig von der angenehmen Bettwärme erfüllt, stand er da, und seine Mienen zeigten Verdruß über die Mißhelligkeit zwischen seinem Bruder und seiner Frau. Aber Lisa reichte ihm lächelnd seine Strümpfe.

Ende des ersten Bandes.

Im Bauch von Paris.

Roman

von

Emile Zola.



Deutsch von Erik Wohlfahrt.

Zweiter Band.



Großenhain.

Druck und Verlag von Baumert & Ronge.
1882.

IV.

Marjolin wurde auf dem Innocenzmarkt in einem Haufen Kohl gefunden, und zwar bedeckte ein Blatt eines gewaltigen Weißkohlkopfes sein rosiges Kindergesicht. Nie erfuhr man, welche miserable Hand den Kleinen hierher gebettet hatte. Er war bereits ein Bürschchen von etwa zwei oder drei Jahren, sehr dick und sehr lebenslustig, aber so mangelhaft erzogen, daß er kaum einige Worte stammeln konnte und gewöhnlich nur lächelte. Als ihn eine Gemüsehändlerin entdeckte, stieß sie einen so lauten Schrei der Ueberraschung aus, daß ihre Nachbarinnen verwundert herbeieilten, und der Kleine, welcher noch mit einem Röckchen bekleidet und in ein Stück Bettzeug gewickelt war, streckte verlangend die Händchen aus. Er konnte nicht sagen, wer seine Mutter sei; erstaunt blickte er um sich und schmiegte sich vertraulich an die Schultern einer dicken Kaldaunenhändlerin, welche ihn auf den Arm genommen hatte. Allmählich hatte er sich in sein Schicksal gefügt, aß ruhig das ihm dargereichte Gebäck und lachte allen Frauen ins Gesicht. Eine Zeitlang behielt ihn die dicke Kaldaunenhändlerin, alsdann ging er an eine Nachbarin über und einen Monat später schlief er bei einer dritten. Wenn man ihn nach seiner Mutter frug, deutete er mit der Hand rings um sich her, als wolle er alle Händlerinnen zugleich bezeichnen. So wurde er gleichsam das Kind der Hallen, folgte bald dieser bald jener Frau, und überall fand sich für ihn ein Plätzchen in einem Bett; fast jede Händlerin reichte ihm etwas zu essen, die Sorge für seine Kleidung überließ er dem lieben Gott und hatte trotz alledem immer einige Sous in der Tasche. Ein schönes rotwangiges Mädchen, welches mit Heilkräutern handelte, hatte ihn Marjolin genannt, ohne daß man wußte, warum.

Marjolin war nahezu vier Jahre alt, als Mutter Chan-

temesse ihrerseits auf dem Trottoir der Rue Saint-Denis, an der Ecke des Marktes, ein kleines Mädchen fand. Die Kleine mochte etwa zwei Jahre alt sein, allein sie schwatzte schon wie eine Elster, so daß die Mutter Chantemesse zu verstehen glaubte, daß sie Cadine heiße und daß ihre Mutter sie am Abend vorher an eine Thür gesetzt und gesagt habe, sie solle hier bleiben, bis sie wiederkomme. Das Kind war schließlich eingeschlafen und weinte jetzt nicht, indem es erzählte, es sei oft geschlagen worden. Bei der Mutter Chantemesse fühlte sich die Kleine ganz wohl und sie war entzückt über den großen Marktplatz, auf welchem so viele Leute und so viel Gemüse zu sehen waren. Die Mutter Chantemesse, welche einen Kleinhandel betrieb, war eine ehrsame Frau von bereits fast sechzig Jahren, und sie liebte die Kinder über alles, da sie drei Knaben im zartesten Alter verloren hatte. Sie war der Ansicht, daß dieses Straßenkind zu wenig empfindlich sei, um gleich zu sterben, und so nahm sie Cadine an Kindesstatt an.

Als aber eines Abends die Mutter Chantemesse fortging und Cadine an der rechten Hand führte, nahm Marjolin, ohne erst zu fragen, sie bei der linken.

„Geda! mein Bursche,“ sagte die Alte und blieb stehen, „Dein Platz ist wieder besetzt . . . Du bist also nicht mehr bei der langen Therese? Du scheinst mir ein recht nettes Bummelleben zu führen.“

Lachend sah er sie an, ohne indeß die Hand loszulassen, und seinem schönen Lockenhaupt gegenüber konnte sie nicht länger zürnen.

„Vorwärts,“ murmelte sie, „ihr losen Vögel . . . Ich werde Euch zusammen ein Bett geben.“

So kam sie mit den beiden nach der Rue au Lard, wo sie wohnte. Marjolin vergaß sich sehr bald bei Mutter Chantemesse, und wenn die kleine Brut zu viel Lärm machte, verabreichte sie ihnen einige Kopfnüsse, hocherfreut, sich einmal ausschreien und ärgern zu können, die Kleinen zu waschen und in dasselbe Bett zu legen. Sie hatte ihnen in einem alten Handwagen, dem Räder und Achsen fehlten, ein Lager hergerichtet; hier schliefen Cadine und Marjolin in behaglicher Ruhe und zärtlicher Umarmung.

So wuchsen sie heran, und immer sah man sie zusammen gehen. In der Nacht hörte Mutter Chantemesse, wie sie leise zusammen plauderten; Cadine erzählte mit ihrer weichen flötenden Stimme stundenlang endlose Geschichten, denen Marjolin in stummem Erstaunen lauschte. Sie war ein kleines boshaftes Ding und erfand allerhand Geschichten, nur um ihm Furcht einzulösen; unter anderm behauptete sie, in der vorigen Nacht habe sie am Fußende ihres Bettes einen ganz weißen Mann gesehen, welcher sie anstarrte und dabei eine große rote Zunge hervorsteckte. Marjolin schwitzte vor Angst und frug sie nach allerhand Einzelheiten; sie aber machte sich über ihn lustig und nannte ihn schließlich nur noch „dicker Esel“. Manchmal waren sie auch sehr unartig, indem sie einander unter dem Deckbett mit Füßen stießen; Cadine zog dabei gewöhnlich die Beine an und wollte vor Lachen fast bersten, wenn Marjolin sie verfehlte und aus Leibeskräften gegen die Wand stieß. Dann mußte Mutter Chantemesse aufstehen und das Bett in Ordnung bringen, wobei sie zugleich durch einige wohlverdiente Schläge Ruhe schaffte. So bildete das Bett lange Zeit für sie einen Erholungsort; hier trugen sie ihr Spielzeug zusammen oder aßen gestohlene Möhren und Rüben; jeden Morgen war ihre Pflegemutter höchst erstaunt, in dem Bett die sonderbarsten Dinge zu finden: Kieselsteine, Blätter, Reste von Äpfeln oder aus Lappen gefertigte Puppen. Wenn es sehr kalt war, sah man sie dicht aneinandergeschmiegt daliegen, Cadine mit ihrer üppigen Fülle schwarzen Haares, Marjolin mit seinen blonden Backen.

Die Wohnung in der Rue au Lard bestand aus einer großen Dachkammer, welche durch ein einziges Fenster mit vom Regen blind gewordenen Scheiben ihr Licht erhielt. Die Kinder spielten hier in dem hohen Rußbaumschranke und unter dem kolossalen Bett der Mutter Chantemesse Versteckens oder sie krochen auf allen Vieren unter den drei bis vier daselbst befindlichen Tischen umher. Es kam ihnen reizend vor, weil es hier niemals richtig hell wurde und weil in den finstern Ecken allerhand Gemüse umherlag; auch die enge, wenig besuchte Rue au Lard mit ihrer

breiten, sich nach der Rue de la Bingerie öffnenden Arkade gefiel ihnen. Neben dieser befand sich die niedrige Hausthür, deren Flügel sich nur zur Hälfte nach den schmutzigen Stufen einer Wendeltreppe öffnete. Auch das Haus mit seinem von Feuchtigkeit dunkel gefärbten Wetterdache und den grün angestrichenen Gußsteinen in jedem Stockwerke wurde ein Gegenstand ihrer Spiele: Cadine und Marjolin verbrachten nämlich ihre Vormittage damit, daß sie von unten aus Steine in die Gassen warfen; die Steine rollten dann durch die Abfallrohre hernieder, was einen großen Lärm verursachte. Allein es dauerte nicht lange, so waren diesen Spielen zwei Fenster Scheiben zum Opfer gefallen und die Abfallrohre waren mit Kieselsteinen verstopft, so daß Mutter Chantemesse, welche das Haus bereits seit drei- und vierzig Jahren bewohnte, beinahe hätte ausziehen müssen.

Hierauf machten sich Cadine und Marjolin über die Möbelwagen, die Rollwagen und Karren her, welche auf der einsamen Straße standen. Sie stiegen auf die Räder, schaukelten sich an den Ketten und erkletterten Kisten und Körbe. Die Niederlagen der Kommissionäre von der Rue de la Poterie, welche sich in einem Tage füllten und wieder leerten, lieferten zu jeder Stunde neue Verstecke, wo die kleinen Wilderer mit Wohlbehagen den Duft der getrockneten Früchte, der Drangen und frischen Äpfel ein- sog. Wenn sie dessen überdrüssig waren, suchten sie wieder die Mutter Chantemesse auf dem Markte auf, dabei Arm in Arm lachend über die Straßen stolpernd, ohne Furcht, überfahren zu werden. Sie kannten das Pflaster ganz genau, wateten mit ihren kleinen Beinen bis an die Kniee in den umherliegenden Gemüseabfällen entlang, ohne auszugleiten, und lachten, wenn irgend ein Fuhrmann mit seinen schweren Schuhen zu Boden stürzte, weil er auf einen Artischockenstiel getreten war. Bei Regenwetter spazierten sie mit gewichtiger Miene unter einem dickbauchigen alten Sonnenschirm einher, welchen die Gemüsehändlerin zwanzig Jahre hindurch über ihre Waaren aufgespannt hatte; sie stellten ihn dann in irgend eine Ecke und nannte ihn „ihr Haus“. Sobald die Sonne schien, rannten sie umher, daß sie sich am Abend nicht mehr rühren konnten;

am Brunnen badeten sie sich die Füße, machten Schleusen, indem sie die Rinnsleine abdämmten, versteckten sich unter Gemüsehäufen und plauderten hier wie zur Nachtzeit in ihrem Bette. Oft hörte man beim Vorbeigehen an einem Berge Salat ein leises Gelächter, und wenn man den Salat bei Seite räumte, bemerkte man die beiden Kinder nebeneinander liegen und ängstlich um sich blicken wie Vögel, welche im tiefsten Gebüsch überrascht werden. Cadine konnte Marjolin nicht mehr entbehren, und Marjolin weinte, wenn er Cadine nicht sah. Waren sie einmal zufällig auseinander gekommen, so liefen sie in den ganzen Hallen umher, um sich wieder zu finden.

Marjolin war nahezu acht, Cadine sechs Jahre alt, als Mutter Chantemesse sie wegen ihrer Faulheit schalt und ihnen sagte, sie möchten sich doch etwas bei ihrem Handel zu thun machen; zugleich versprach sie ihnen täglich einen Sou, wenn sie ihr beim Säubern des Gemüses behülflich sein wollten. In der ersten Zeit zeigten die Kinder auch regen Eifer; sie stellten sich zu beiden Seiten des Gemüsekorbes auf und waren ungemein aufmerksam bei der Arbeit. Die Mutter Chantemesse handelte speziell mit gepuzten Gemüsen; auf der mit einem Stück schwarzen Wollstoffes überzogenen Verkaufstafel lagen Reihen von Kartoffeln, Rüben, Möhren und Zwiebeln, zu je vier in eine Pyramide geformt, so daß drei die Basis und eine die Spitze bildete, und sämtliche Waaren waren soweit zugerichtet, daß sie die Hausfrau unverzüglich in die Kasserole thun konnte. Außerdem hatte sie auch als Fleischgewürze mit Bindfaden verschnürte Packete, bestehend aus vier Poreezwiebeln, drei Möhren, einer Pastinakwurzel, zwei Rüben und zwei Stücken Sellerie, ohne der feingeschnittenen frischen Suppenkräuter zu gedenken, der zerteilten Kohlköpfe, der Haufen Liebesäpfel und der Kürbisschnitte, welche sich in ihren theils roten, theils goldgelben Farben von den andern bleichfarbigen Gemüsen unterschieden. Cadine zeigte sich viel geschickter als Marjolin, obgleich sie jünger war; sie schälte die Kartoffeln so dünn, daß man das Tageslicht durch die Schalen schimmern sah; sie schnürte die Fleischgemüsebündel so zier-

lich zusammen, daß sie wie Bouquets aussahen, und die Vorübergehenden blieben lachend stehen, wenn sie mit ihrer schrillen Kinderstimme rief:

„Madame, Madame, kommen Sie doch zu mir . . .
Nur zwei Sous das Bündel!“

Sie hatte bald ihre bestimmten Kunden, und ihre Waare war weit und breit bekannt. Mutter Chantemesse, welche zwischen den beiden Kindern saß, mußte über deren sonderbaren Ernst unwillkürlich lachen und gab ihnen gewissenhaft täglich ihren Sou. Allein dieses Geschäft ward den beiden Wildlingen allmählich langweilig, denn mit dem zunehmenden Alter dachten sie über gewinnbringendere Geschäfte nach. Marjolin konnte sich sehr lange nicht aus den Kinderschuhen herausfinden, worüber Cadine oft ungehalten war, und gewöhnlich sagte sie, er sei gerade so dumm wie ein Kohlkopf. Und wirklich, sie mochte ihm noch so viele Mittel und Wege angeben, um Geld zu verdienen, er benutzte sie nicht, er verstand nicht einmal, einen Auftrag auszuführen. Sie hingegen war äußerst pfiffig. Kaum acht Jahre alt, trat sie schon mit einer jener Händlerinnen in Beziehung, welche sich mit einem Korbe voll Zitronen auf eine der rings um die Hallen befindlichen Bänke setzen und ihre Ware durch eine Menge kleiner Mädchen verkaufen lassen; Cadine bot nun ihre Zitronen, zwei für drei Sous, allen Vorübergehenden an, lief damit hinter den Männern her, hielt ihre Ware den Weibern unter die Nase und holte sich neuen Vorrat, sobald die alte Ware verkauft war, dabei verdiente sie am Duzend Zitronen zwei Sous, was ihre Tageseinnahme in den guten Zeiten bis auf fünf oder sechs Sous steigerte. Im folgenden Jahre handelte sie mit Hauben zu neun Sous; hierbei wurde zwar mehr verdient, allein man mußte die Augen offen halten, weil die Art Handel verboten ist; sie spürte schon die Stadtsoldaten auf hundert Schritt, die Hauben verschwanden unter der Schürze, während sie mit der unschuldigsten Miene von der Welt einen Apfel verzehrte. Später ging sie mit Kuchen, Fladen, Kirchtorten, Honigkuchen und Maisbiscuits; allein Marjolin naschte zu sehr, als daß sie hätte Verdienst dabei haben können. End-

lich, im Alter von elf Jahren, verwirklichte sie eine große Idee, welche sie schon seit langer Zeit beschäftigte: binnen zwei Monaten nämlich sparte sie vier Frank, kaufte sich einen kleinen Tragkorb und handelte mit Vogelfutter.

Frühzeitig stand sie auf, um bei den Großhändlern ihren Bedarf an Gauchheil, Hirse- und andern Körnern einzukaufen; hierauf passierte sie die Seine, lief im ganzen Quartier Latin umher, von der Rue Saint-Jacques bis zur Rue Dauphine und sogar bis zum Luxembourg. Marjolin begleitete sie. Sie wollte nicht einmal, daß er ihr den Korb trug, indem sie meinte, er sei höchstens zum Ausrufen nütze, und so rief er denn mit seiner schleppenden Stimme:

„Kauft Futter für die kleinen Vöglein!“

Und Cadine wiederholte mit ihrer lieblichen flötenden Stimme ganz laut:

„Futter für die kleinen Vöglein!“

Dabei ging ein jedes von ihnen auf einem Trottoir. Marjolin trug damals eine große rote Weste, welche ihm bis auf die Kniee herabreichte, die Weste des verstorbenen Vater Chantemesse, welcher Fiakerkutscher gewesen war; Cadine trug ein blau und weiß karriertes Kleid, das aus einem abgenützten Plaid der Mutter Chantemesse gefertigt war. Die Kanarienvögel aller Mansarden des Quartier Latin kannten die Kleinen, und wenn diese vorbeikamen, zwitscherten die Vöglein lustig ihre Weisen.

Cadine verkaufte auch Kresse. „Zwei Sous das Bündel! zwei Sous das Bündel!“ Und Marjolin ging in die Läden, um die „schöne Brunnenkresse, die Gesundheit des Körpers“ feilzubieten. Nun waren seit ganz kurzer Zeit erst die Zentralthallen eröffnet worden, und die Kleine blieb in staunender Bewunderung vor der Blumenreihe stehen, welche sich durch den Fruchtpavillon zieht. Hier blühen zu beiden Seiten schwellende Bouquets, ein lieblicher Geruch erfüllt die Luft und zwei dichte Reihen Rosenblüten entzücken das Auge; darüber erblickte man künstliche Blumen mit ihrem Blattwerke von Papier, wo selbst Leimtropfen den Tau vertreten, außerdem Trauerkränze mit schwarzen und weißen Perlen durchzogen, welche in bläulichem Widerschein erglänzen. Cadine sog mit Wohlbehagen die zaube-

rischen Düste ein; sie blieb lange inmitten dieser lieblichen frischen Blumenmengen stehen, und es schien, als wolle sie möglichst viel von dem Parfüm in sich aufnehmen. Als sie dann in Marjolins Gegenwart ihre Zöpfe ordnete, sagte dieser, sie rieche recht nach Nelken. Von jetzt an versicherte sie, sie brauche gar keine Pommade mehr, sondern es genüge, daß sie durch die Blumenreihen gehe. Schließlich gelang es ihr auch, in die Dienste einer Blumenhändlerin zu treten, und jetzt fand Marjolin, daß sie vom Kopfe bis zu den Füßen dufte. Den ganzen Tag hatte sie mit Rosen, Lilien, Nelken und Maiblümchen zu thun, und Marjolin, ihr Kleid beschnopernd, sagte schließlich: „Das riecht nach Maiblümchen“. Er ging höher, und bei der Taille bemerkte er: „Das riecht nach Nelken.“ Die Ärmel rochen nach Lilien, Nacken, Hals, Wangen und Lippen nach Rosen. Cadine lachte über diese Bemerkungen und rief ihm zu, er solle aufhören, weil er sie mit seiner dummen Nasenspitze kiple.

Jetzt stand die Kleine bereits um vier Uhr auf, um ihrer Herrin beim Einkaufen zu helfen. Jeden Morgen wurden große Gebinde Blumen bei den Gärtnern der Vororte gekauft, dazu Bündel von Moos, Farrenwedeln und Immergrünblätter zum Einfassen der Bouquets. Cadine staunte über die Brillanten und Spitzen, welche die Tochter der großen Handelsgärtner von Montreuil auf dem Markte trugen. An den Feiertagen St. Maria, St. Peter und St. Joseph begann der Verkauf schon um zwei Uhr früh, es wurden dann mehr als hunderttausend Frank in Blumen umgesetzt, und die Händlerinnen verdienten in wenigen Stunden bis zu zweihundert Frank. An solchen Tagen sah man nur das rabenschwarze Haar Cadines hervorragen über die Bündel von Gedekemein, Reseda und Maßliebchen, sie war völlig zwischen den Blumen verborgen und band den ganzen Tag Sträußchen. In einigen Wochen hatte sie bereits eine wunderbare Geschicklichkeit in dieser Beschäftigung erlangt; zugleich entwickelte sie aber auch einen eigentümlichen Geschmack, so daß ihre Sträußchen nicht jedermann gefielen. Besonders herrschten die roten Farben vor inmitten eines grellen Gemisches von Blau, Gelb und

Violett. Wenn sie einmal wieder Marjolin in ihrem Uebermüthe so sehr geneckt hatte, daß dieser vor Entrüstung weinte, zeigten auch ihre Bouquets einen bösen Geschmack; andre Male, wenn sie durch irgend ein Ereigniß besonders gerührt war, zog sie die matten Farben und Gerüche vor. Da sah man Rosen, blutigrot wie wunde Herzen, umgeben von weißen Nelken; wilde Schwertlilien, umsäumt von mattem Grün; andere Bouquets sahen aus wie türkische Teppiche, in denen wild verschlungen die verschiedenfarbigsten Blumen neben einander lagen; bald machten sie den Eindruck wunderbarer Reinheit, bald der jungfräulichen Ungeßchicklichkeit oder glühender Sinnlichkeit: kurz, in allen spiegelte sich die flüchtige Phantasie eines zwölfjährigen Mädchens ab, welches die ersten Regungen des Weibes in sich spürt.

Cadine hatte nur noch vor zwei Blumenarten Respekt: einmal vor den weißen Lilien, von denen im Winter acht bis zehn Stengel fünfzehn bis zwanzig Frank kosten, sodann vor den Kamelien, welche noch teurer sind und duzendweise in Kisten, auf Moos gebettet und mit Watte zugedeckt, ankommen. Diese behandelte sie, als ob es Edelsteine wären, dabei den Atem anhaltend, aus Furcht, sie möchte dieselben durch einen Hauch verderben. Sie sprach von ihnen in ernstem Tone und erklärte Marjolin, daß eine schöne weiße Kamelie ohne Makel eine große Seltenheit sei. Als sie ihm eines Tages eine solche Blume zeigte in der Hoffnung, er werde ihr seine volle Bewunderung zollen, rief er aus:

„Ja, das ist ganz nett, aber Deine kleine Unterkehle ist mir lieber; die ist viel weicher und durchsichtiger als Deine Kamelia . . . Und daran sind so hübsche kleine blaue und rote Adern, die sehen gerade aus wie Blütenadern.“

Dabei berührte er sie zärtlich mit den Fingerspitzen, hierauf beugte er sich zu ihr und murmelte:

„Sieh, heute riechst Du nach Orangeblüten.“

Cadine konnte ihrem Charakter entsprechend sich durchaus nicht in die Rolle eines Diensthoten fügen, und so kam es, daß sie sich schließlich auf eigene Rechnung eta-

blierte. Da sie aber damals erst dreizehn Jahre alt war und an einen größeren Handel noch nicht denken konnte, so verkaufte sie Veilchensträußchen, das Stück für einen Sou und lief den ganzen Tag mit ihrem Korbe in den Hallen und deren Umgebung umher. Dieses fortwährende Umherstreifen gewährte ihr eine unaussprechliche Freude, denn jetzt konnte sie ihre Beine gehörig in Bewegung setzen und brauchte nicht mehr stundenlang zusammengefauert auf einem niedrigen Stuhle zu sitzen und Bouquets zu binden. Jetzt fertigte sie ihre Veilchensträußchen im Gehen mit einer staunenswerten Gelenkigkeit; sie zählte je nach der Jahreszeit sechs bis acht Blümchen ab, bog einen Streifen Rohr zusammen, legte ein Blatt darum, umwickelte das Ganze mit einem nassen Faden und biß schließlich mit ihren haarscharfen Zähnen die zu langen Enden des Fadens ab. Es sah aus, als wüchsen die Sträußchen von selbst aus der Moosschicht des Korbes hervor, so schnell steckte sie dieselben hinein. Auf dem Trottoir, mitten in der drängenden und stoßenden Menge arbeiteten ihre Finger rastlos weiter, ohne daß sie auf ihre Arbeit sah; im Gegentheil betrachtete sie mit kühnen Blicken die Läden und die Vorübergehenden. Zuweilen rastete sie einige Augenblicke in einer Hausthürnische oder setzte sich an den Rand eines Kinnsteines. Ihre Sträußchen indeß trugen immer noch den Stempel ihrer Launen, bald ihre Böswilligkeit, bald wieder ihre Nüchternheit verratend. Wenn sie vorüberging, entströmte ihr stets ein lieblicher Geruch, und Marjolin folgte ihr mit andächtiger Miene. Jetzt war bei ihr nur noch ein Parfüm vorherrschend, und wenn Marjolin sie jetzt liebkooste, nannte er sie stets ein großes Veilchen.

„Du erinnerst Dich wohl noch an den Tag,“ sagte er, „wo wir nach Romainville gingen? Das ist jetzt derselbe Duft, besonders in Deinem Aermel . . . Laß das immer so sein, Du riechst zu gut.“

Sie änderte es auch wirklich nicht, denn dies war ihre letzte Beschäftigung. Die beiden Kinder wuchsen heran, und allmählich vergaß Cadine oft gänzlich ihren Veilchenhandel. Der Bau der Centralhalle bot ihnen fortwährend Zerstreuung; durch irgend eine Spalte in der Umplankung

wußten sie mitten auf die Baupläze zu gelangen, sie stiegen in die Grundgräben hinab und kletterten an den Eisensäulen empor. Aus dieser Zeit datierte ihre Vorliebe für die Hallen; sie waren vertraut mit diesem Niesenbau gleich alten Freunden, welche dieselben in den ersten Anfängen gesehen hatten; sie fürchteten sich nicht vor dem Niesenwerk, sondern behandelten es wie einen Kameraden, dem gegenüber man sich nicht geniert, und die Hallen schienen über diese beiden losen Vögel zu lächeln, welche gleichsam den freien Gesang, das feste Jbyll ihres Niesenleibes bildeten.

Cadine und Marjolin schliefen jetzt nicht mehr zusammen bei Mutter Chantemesse in dem alten Handwagen. Die Alte, welche sie immer während der Nacht schwäzen hörte, bereitete dem Jungen eine Lagerstatt vor dem Kleiderschranke auf dem Fußboden; allein am nächsten Morgen schon fand sie ihn wieder mit dem Mädchen zusammen in einem Bett. Hierauf ließ sie ihn bei einer Nachbarin schlafen, worüber die Kinder äußerst betrübt waren. Wenn jetzt am Tage Mutter Chantemesse nicht zu Hause war, gingen sie, völlig ungekleidet, Arm in Arm umher und legten sich auf den Fußboden. Dies machte ihnen ungemainen Spaß. Später suchten sie die finstern Winkel des Zimmers auf oder noch öfter versteckten sie sich in den Magazinen der Rue au Lard hinter den Aepfelhaufen und den Drangekisten. Sie waren fest und unverschämt wie die Spazzen, welche sich auf dem Rande eines Daches neckten.

Im Keller des Geflügelpavillons fanden sie das geeignete Plätzchen, um noch zusammen zu schlafen. Es war dies bei ihnen eine süße Gewohnheit, von der sie nicht lassen konnten. In der Nähe der Schlachtbänke standen große Körbe mit Federn; sobald es nun finster wurde, schlichen die beiden hierher und blieben den ganzen Abend über auf diesem wolligen Lager in enger Umarmung liegen. Gewöhnlich rückten sie ihren Federkorb so weit wie möglich aus der Nähe der Gasflamme; hier waren sie ganz allein und wurden durch das aus dem Dunkel hervorbringende Geschrei der Hühner wach erhalten. Sie lachten, sie küßten sich, kurz, sie wußten nicht, auf welche Weise sie einander ihre glühende Zuneigung bekunden sollten. Mar-

jolin war noch immer sehr dumm, und oftmals schlug ihn Cadine, ohne sich eigentlich eines Grundes bewußt zu sein. Durch ihre Redheit machte sie auch ihn dreist und allmählich nahmen diese Dreistigkeiten in dem Federkorbe immer mehr zu. Es war ja nur ein Spiel! Die Hühner und Hähne, welche neben ihnen schliefen, konnten wohl kaum zutraulicher gegen einander sein.

Sie lebten zusammen wie zwei glückliche Wesen, welche dem Instinkt überlassen sind, indem sie ihre süßen Begierden inmitten derselben Nahrungshausen befriedigen, in welchen sie gleichsam als Pflanzen aus Fleisch und Blut emporgewachsen waren. Cadine war mit sechzehn Jahren ein loses Mädchen, eine echte Straßenzigeunerin, bei der sich Lüsternheit und Sinnlichkeit paarten. Marjolin, der damals achtzehn Jahre zählte, war hinsichtlich seiner geistigen Fähigkeiten sehr mangelhaft ausgebildet, desto stärker zeigten sich seine Sinneigenschaften. Cabine kam oft des Nachts gar nicht nach Hause, nur um mit ihm die Nacht in dem Geflügelfeller zu verbringen; am nächsten Morgen lachte sie dann der Mutter Chantemesse keck ins Gesicht und wußte sich schlau dem Wesen der Alten zu entziehen, mit dem diese im Zimmer umhersuchtelte, ohne je das lose Ding zu treffen, welches sich noch mit unerhörter Frechheit Scherze erlaubte, indem sie sagte, sie sei munter geblieben, um zu sehen, ob der Mond bald Hörner bekommen werde. Marjolin vagabundierte umher, und wenn Cadine ihn einmal im Stiche ließ, blieb er bei dem Pavillonwächter; er schlief dann in der ersten besten Ecke auf einem Sack oder einer Kiste. Es kam so weit, daß die beiden Kinder die Hallen gar nicht mehr verließen. Es war ihr Tummelplatz, ihr Stall, die Riesenspeisekammer, in welcher sie schliefen, sich liebten und lebten.

Aber stets zeigten sie eine ganz besondere Vorliebe für die großen Federkörbe und in diesen teilten sie des Nachts einander ihre Zärtlichkeiten mit. Die Federn waren nicht sortiert, und so fanden sich darin lange schwarze Truthahnfedern, weiße wollige Gänsefedern, welche sie beim Umdrehen in den Ohren kitzelten, Entendaunen, in welche sie einsanken, als ob sie auf Watte lägen, leichte goldschimmernde

Hühnerfedern, welche bei jedem Hauche in die Luft flogen wie ein Rückenschwarm. Im Winter schliefen sie auch auf dem Purpurgesieder der Fasanen, dem aschgrauen Federkleide der Lerchen, den seidenweichen Federn der Rebhühner, Wachteln und Krammetsvögel. Dieses Federgemisch erschien ihnen wie der Rücken eines Riesenvogels, auf den sie sich in zärtlicher Umarmung legten und der sie davonzutragen schien. Fröhlich mußte Marjolin seine Cabine stets erst aus dem Korbe hervorsuchen, wobei es den Eindruck machte, als sei sie daselbst eingeschneit. Verdukt stand sie dann auf und schüttelte sich, so daß eine förmliche Wolke von Federn aufstieg, während in ihren Zöpfen unverlöschliche Spuren des Nachlagers zurückblieben.

Mit der Zeit entdeckten sie in dem Pavillon für Butter, Käse und Eier einen neuen Ort des Ergözens. Jeden Morgen nämlich finden sich hier ungeheure Mengen leerer Körbe aufgestopelt. In diese Haufen schlichen sich nun beide und höhsten sich darin ein Ruheplätzchen aus, dessen Eingang sie mit einem Korbe versetzten. Jetzt waren sie wie zu Hause und konnten sich ungestört ihrer Liebe ergeben. Ein Umstand, welcher sie ganz besonders veranlaßte, sich über die Leute lustig zu machen, war der, daß nur ein dünnes Weidengeflecht sie von der durch die Hallen wogenden Menschenmenge trennte, deren lautes Reden sie ringsum sich her vernahmen. Oft barsten sie fast vor Lachen, wenn in einer Entfernung von nur zwei Schritt Leute stehen blieben, ohne ihre Anwesenheit zu ahnen; sie stellten dann eine kleine Oeffnung her, um hinausblicken zu können, und zur Kirschzeit warf Cadine die Kerne allen alten Weibern, welche vorübergingen, ins Gesicht, was ihnen umsomehr Spaß machte, als die Alten nie erfuhren, woher diese Kerne geflogen kamen. Ebenso schweiften sie in den Kellern umher, kannten daselbst alle Schlupfwinkel und wußten selbst die bestverschlossenen Gitterthore zu übersteigen. Einer ihrer Hauptstreichs war, daß sie auf das Geleise der unterirdischen Eisenbahn gelangten, welche im Kellergeschoß angelegt war und mittels verschiedener projectirter Linien mit den vielen Bahnhöfen verbunden werden sollte; dieses Geleise führt teilweise unter den bedeckten

Straßen hinweg, welche die Keller der einzelnen Pavillons von einander trennen; an allen Kreuzungen sind sogar Drehscheiben angebracht. Nach langem Suchen hatten Cabine und Marjolin endlich entdeckt, daß an der aus Eisenpfosten bestehenden Schutzbarriere ein Gitter nicht ganz solid war und dieses hatten sie vollends locker gemacht, so daß sie ganz bequem hindurch konnten. Hier waren sie nun von aller Welt getrennt und hörten nur über sich auf dem Pflaster das unaufhörliche Stampfen der Menge; sie schritten einher wie in einem ihnen gehörigen Schlosse, mit dem sicheren Bewußtsein, daß niemand sie stören werde, und hocherfreut über dieses Schweigen und dieses düstere Licht. Aus den benachbarten Kellern drangen ihnen durch die Barriere alle möglichen Gerüche entgegen: der dumpfige Geruch der Gemüse, die scharfen Dünste der Seefische, der Pesthauch der Käse, die Lebenswärme des Geflügels. In besonders schönen Nächten oder bei einem schönen Sonnenaufgange kletterten sie auf die Dächer oder stiegen die steile Treppe hinauf, welche nach den Thürmchen führte. Oben breiteten sich weite Zinkflächen aus mit Spaziergängen und Plätzen, kurz, eine ganze Landschaft, über die sie Herren waren. Sie gingen rings um die viereckigen Pavillondächer, schritten, bald aufwärts klimmend, bald bergab steigend, auf den länglichen Bedachungen der bedeckten Straßen hin und verloren sich somit in endlose Wanderungen. Wenn sie der niedrigen Regionen überdrüssig waren, stiegen sie noch höher, indem sie sich auf die eisernen Leitern wagten, wo die Röcke Cabines wie Fahnen flatterten; nunmehr liefen sie auf dem zweiten Dachgeschoß umher, wo über ihnen nur noch der gestirnte Himmel sich ausbreitete. Aus den Hallen herauf tönte ein dumpfes Rollen, wie wenn man in der Nacht ein fernes Gewitter hört, und der frische Morgenwind duldete in dieser Höhe keinen der Pestgerüche, welche die tieferen Regionen beherrschen. Wenn der Tag anbrach, saßen sie am Rande der Dachrinne und liebkosten sich, wobei die ersten Strahlen der Sonne sie mit Purglut übergossen. Cabine lachte, sich so hoch in der Luft zu befinden; Marjolin beugte sich vor und schaute hinab auf die noch von

Nebelmassen durchwogten Straßen. Wenn sie endlich herabstiegen, lächelnd wie ein Liebespärcchen, welches zerzaust aus einem Getreidefelde kommt, pflegten sie zu sagen, sie kämen von einer Landpartie.

Die Bekanntschaft mit Claude Lantier machten sie in der Kalbaunenabteilung, wohin sie alltäglich gingen, gerade als ob sie einen ganz besonderen Geschmack an Blut hätten oder gern abgeschchnittene Köpfe sähen. Das Wasser in den um den Pavillon führenden Rinnesteinen war ganz rot gefärbt, nichts destoweniger schoben sie mit dem Fuße Blätter hinein, um den Abfluß zu hemmen und große blutige Pfützen herzustellen. Besonders interessierten sie sich auch für die stinkenden Abfälle, welche in Karren hergebracht und mit Wasser abgewaschen werden. Sie sahen zu, wie die Bündel Hammelfüße abgeladen wurden, welche man dabei wie schmutzige Pflastersteine auf den Boden warf, die großen steifen Zungen mit den blutigen Halssegen, die festen Ochsenherzen, welche wie stumme Glocken abgerissen waren. Allein eines gewissen Schaudergefühles konnten sie sich doch nicht erwehren, wenn sie die großen bluttriefenden Körbe voll Hammelköpfe sahen mit ihren fettigen Hörnern, der schwarzen Schnauze und den wolligen Hautsegen an dem Fleisch; sie dachten dabei an eine Guillotine, welche vielleicht die Köpfe eines ganzen Truppenteils in solche Körbe wirft. Sie folgten ihnen bis hinab in den Keller, und hier bot sich ihnen ein noch schrecklicherer Anblick, denn hier wateten sie beständig in dunkeln Pfützen, in denen zuweilen purpurfarbige Augen aufzuleuchten schienen. Die Gasflammen leuchteten wie brechende Augen und in der Nähe der Brunnen befanden sich die Fleischbänke. Hier gewährte es ihnen ein ganz besonderes Vergnügen, zu sehen, wie die Schlächter mit ihren von Blut- und Fleischteilen ganz steif gewordenen Schürzen mit einem Handbeile einen Hammelkopf nach dem andern spalteten. Stundenlang warteten sie, bis die Körbe leer waren, zurück gehalten durch das fortwährende Krachen der Knochen und zugleich begierig, bis zu Ende die Zungen herausreißen und das Gehirn aus den Schädeln nehmen zu sehen.

Gegen Abend zwischen vier und fünf Uhr waren

Cadine und Marjolin sicher, Claude bei dem Verkaufsstande für Ochsenlungen zu treffen. Hier stand er mitten unter den Wagen, in dem Gedränge von Männern in blauen Jacken und weißen Schürzen. Oft erklärte er Cadine und Marjolin, es gebe nichts Schöneres, als diese vom blassen Rosa bis zum tiefen Rot variierenden Lungen, und er fand gar nicht Worte genug, um diese seidenartige Weichheit, diese langen frischen Gänge und diese üppigen Fleischmassen zu beschreiben, welche gleich den aufgeschürzten Kleidern der Tänzerinnen in langen Falten herabhingen.

Wenn ein Sonnenstrahl auf die großen Lungen fiel und sie mit goldfarbenen Rändern umgab, fühlte Claude sich glücklicher, als wenn er die alten griechischen Göttinnen oder die Brokatkleider der mittelalterlichen Schloßfräuleins an sich hätte vorüberziehen sehen.

Der Maler wurde mit der Zeit der intimste Freund der beiden jugendlichen Taugenichtse. Schon lange dachte er über ein Riesengemälde nach, welches Cadine und Marjolin darstellen sollte, wie sie sich mitten in den Hallen, umgeben von Gemüse, Fischen und Fleisch liebten. Er erblickte darin eine Art künstlerischer Rundgebung, das Positive der Kunst; außerdem sah er darin eine Satire auf die Ideenmalerei, einen Gewaltstreich gegen die alten Schulen. Allein fast zwei Jahre lang entwarf er nur Skizzen, ohne den rechten Ton finden zu können, und er verpfuschte dabei gegen fünfzehn Leinwandtafeln. Schließlich grollte er mit sich selbst, weil er beständig mit seinen beiden Modellen verkehrte, ohne bei alledem auf ein Gelingen seines Planes hoffen zu können. Oft, wenn er sie des Nachmittags bei ihren Bummeleien traf, streifte auch er, die Hände in den Hosentaschen, im Hallenviertel umher und schien sich für das Straßenleben zu interessieren.

So schlenderten sie alle drei neben einander auf dem Trottoir dahin, und andere Leute mußten ihnen ausweichen. Dabei sogon sie alle Gerüche von Paris ein; sie würden selbst mit geschlossenen Augen jeden Winkel gekannt haben und zwar nur an den feuchten Ausdünstungen der Weinkneipen, dem warmen Lufthauche der Bäckereien und Konditoreien und den dumpfen Gerüchen der Fruchthändlerinnen. Sie machten

sich ein Vergnügen daraus, die Rotunde der Getreidehalle zu durchstreichen, in diesem riesigen Stäuben inmitten der aufgehäuften Mehlfäcke, wo das Geräusch ihrer Schritte an den riesigen Wölbungen ein vielfältiges Echo fand. Sie bevorzugten die einsamen, düstern und traurigen Ausgänge der benachbarten Straßen, der Rue Babilie, der Rue Cauval, der Rue des Deux-Ecus, der Rue de Biarmes, die infolge der in der Nähe befindlichen Mühlen wie mit einem bleichen Schleier überzogen scheint und wo um vier Uhr die Getreidebörse stattfindet. Gewöhnlich war hier ihr Ausgangspunkt; langsam folgten sie dann der Rue Bauvilliers, blieben entweder vor einer düsteren Garküche stehen oder wiesen einander lachend und unter Augenzwinkern auf die große gelbe Nummer eines Hauses hin, dessen Fenster dicht mit Jalousien verschlossen waren. In der engen Rue des Brouvaires blickte Claude verächtlich nach dem Ende des vor ihm liegenden bedeckten Ganges, wo sich ein Seitenportal von Saint-Eustache mit seiner Rosette und seiner Doppelreihe gewölbter Fenster zeigte; er bemerkte dann, das ganze Mittelalter mitsammt seiner Renaissance passe am besten unter die Zentralhallen. Während sie alsdann die neuen breiten Straßen, die Rue du Pont-Neuf und die Rue des Halles entlang schritten, erklärte er den beiden das moderne Leben, die prächtigen Trottoirs, die hohen Häuser und den Luxus der Läden; er verkündete eine originelle Kunststrichtung, welche er, wie er sich ausdrückte, herannahen fühlte und die er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln anbahnen wollte. Aber Cabine und Marjolin zogen die ländliche Ruhe der Rue des Bourdonnais vor, wo man Murren spielen kann, ohne befürchten zu müssen, überfahren zu werden; die Kleine zierte sich hier, wenn sie an den großen Putzgeschäften und Handschuhläden vorbeikam, während an jeder Thür Commis mit der Feder hinter dem Ohre standen und ihr mit den Blicken folgten. Außerdem hielten sie sich noch gern in den stehengebliebenen Ueberresten des alten Paris auf, in der Rue de la Poterie und der Rue de la Lingerie mit ihren wackligen Häusern und ihren Büdchen; in der Rue de la Farronnerie und der Rue l'Acquillerie, den schönen Straßen

von ehemdem mit ihren engen dunkeln Läden, besonders aber in der Rue Courtalon, einem finstern schmutzigen Gäßchen, welches von dem Plage Saint=Opportune nach der Rue Saint=Denis führt und von stinkenden Gängen durchkreuzt wird, in denen sie früher sich oft umhergetrieben hatten. In der Rue Saint=Denis ward ihr Appetit gereizt und lüstern lächelten sie beim Anblick der Äpfel, des Süßholzes, der Pflaumen und des Kandiszuckers der Gewürzkrämer und Droguisten. Das Viertel war für sie ein großer stets gedeckter Tisch, nach dessen Ledereien sie gar zu gern die Finger ausgestreckt hätten. Die Rue Pirouette, Rue de Mondétour, Rue de la Petite=Truanderie und de la Grande=Truanderie besuchten sie nur äußerst selten, indem sie sehr wenig Interesse fanden an den Schenken, Niederlagen, den Gemüse-, Kalbaunen- und Likörhändlern; in der Rue de la Grande=Truanderie jedoch befand sich inmitten der stinkenden Nachbarschaft eine Seifenfabrik, vor welcher Marjolin gewöhnlich wartete, bis jemand hineinging oder herauskam, um die aus der Thür hervorströmenden angenehmen Gerüche genießen zu können. Bald aber kehrten sie wieder nach der Rue Pierre=Lescot und der Rue Rambueteau zurück; Cadine nämlich liebte besonders die gesalzenen Fischwaaren, in Bewunderung versunken blieb sie vor den geräucherten Seringen stehen, vor den Fäßchen mit Anchovis und Kapern, den Tonnen voll Pfeffergurken und Oliven, der scharfe Essiggeruch machte ihr Vergnügen, die Schärfe der Kollaale, der geräucherten Lachse, des Speckes und der Schinken, sowie der säuerliche Duft der Zitronenkörbe reizten ihren Appetit dermaßen, daß sie verlangend die Zunge spitzte; ebenso sah sie sehr gern die zahllosen Sardinenbüchsen, welche zwischen allen den Säcken und Kisten wie Metallsäulen erschienen. In der Rue Montorgueil und der Rue Montmartre gab es sehr schöne Gewürzläden, Restaurants, aus deren Kelleröffnungen allerhand Wohlgerüche hervorströmten, Wild- und Geflügelausstellungen und Konservenhändler, vor deren Thür Fäßchen mit Sauerkohl standen. Aber in der Rue Coquillière vergaßen sie sich völlig in dem Trüffelgeruch; hier befindet sich nämlich ein großes Delikateßengeschäft, dem ein so lebhafter Geruch

entströmt, daß Cadine und Marjolin unwillkürlich die Augen zumachten und sich einbildeten, sie äßen allerlei leckere Sachen.

Dies waren die großen Spaziergänge. Wenn Cadine ganz allein mit ihren Beilchensträußen handeln ging, so stattete sie vorzugsweise gewissen Magazinen, welche sie gern hatte, einen Besuch ab. Besonders rege war ihr Interesse für die Bäckerei von Taboureau, wo allein den verschiedenen Pastetenforten ein ganzes Schaufenster eingeräumt war; zehnmal ging sie die Rue Turbigo auf und ab, nur um die Mandelfuchen, den Blätterteig, die Gladen, die Fruchttorten, die Teller mit Rosinenfuchen, Blistfuchen und Windbeuteln in Augenschein nehmen zu können. Der Bäckerladen mit seinen großen Spiegelscheiben, seinen Marmorverkleidungen, Vergoldungen, eisernen Regalen und seiner molligen Wärme machte einen so verlockenden Eindruck auf sie, daß sie gewöhnlich hineinging und sich ein Brötchen für zwei Sous kaufte. Ein anderer Laden gegenüber dem Innocenzplazze erfüllte sie mit lüfterner Neugier und glühender Begierde. Es war dies eine Verkaufsstelle für Fleischpasteten und hier blieb sie sinnend stehen vor den gewöhnlichen Fleischklöschen, vor den Pasteten aus Hechtfleisch und den fetten mit Trüffeln versetzten Leberpasteten, und träumte, daß sie schließlich eines Tages wohl davon essen wird.

Zu gewissen Zeiten war Cadine auch sehr kokett; sie wünschte sich dann prächtige Toiletten aus dem Schaufenster der Fabriques de France, wo die riesigen Stoffe vom Zwischengeschoß bis auf das Trottoir herabhingen. Gegenüber diesen reizenden Sachen kam sie sich mit ihrem Korbe mitten unter den schmutzigen Weibern der Hallen recht ärmlich vor und bisweilen wählte sie sogar einen zarten himmelblauen oder apfelgrünen Seidenstoff, welchen sie mit rosa Bändern verziert tragen wollte. Am Abend ließ sie sich dann von dem Glanze der großen Juwelierläden in der Rue Montmartre blenden. Trotzdem daß ihr hier das endlose Wagengerassel in die Ohren schmetterte und die Menge sie fortwährend stieß, wich sie nicht von der Stelle und starrte unverwandt auf diesen Glanz unter der Reihe der außerhalb des Ladens angebrachten Laternen. Einer-

feits fiel ihr der grelle Glanz der Silberwaaren der Uhren, Ketten, Tabakzdojen, Serviettenringe und Käbme ins Auge; anderseits füllte der Glanz von Goldsachen die Schaufenster. Da sah man zahlreiche lange Ketten rötlich blitzen, kleine Damenuhren funkelten wie Sterne, außerdem Armbänder aller Art, Broschen und wertvolle Schmucksachen leuchteten auf der schwarzen Sammetunterlage der Etuis; die Ringe blinkten in allen möglichen Farben, blau, grün, gelb, violett, in den großen Atlaskästen, während auf allen Fächern des Schaufenster-Regales lange Reihen von Ohrringen, Kreuzen und Medaillons auf der Kristallfläche der Tafeln ihren weichen Strahlenglanz verbreiteten. Der Abglanz dieser Goldmengen erleuchtete die ganze Straße mit tageshellem Lichte. Cadine kam es vor, als nahe sie irgend einem Heiligtum oder der Schatzkammer des Kaisers. Sie entschied sich schließlich für Ohrringe mit unechten Korallenglocken an goldenen Rosetten.

Eines Morgens überraschte Claude sie, als sie gerade in Bewunderung versunken vor einem Coiffeurladen der Rue Saint-Honoré stand. Sie betrachtete die Haararbeiten mit einem gewissen Reide. Ganz oben hingen aufgelöste Zöpfe und Frisuren, auf den drei nächsten Fächern allerlei Haarpuffen, theils brennend rot, theils tiefschwarz oder mattblond bis zu dem bleichen Haar für alte verliebte Jungfern von sechzig Jahren. Mitten um diese Dinge drehte sich im Hintergrund einer Art Kapelle eine weibliche Büste. Dieselbe trug eine Bluse von kirschrotem Atlas, welche eine kupferne Brosche am Busen festhielt, ihre hohe Haarfrisur war mit Orangezweigen umwunden, ihr Mund zum Lächeln verzogen, die Augen glänzten unter den steifen Wimpern und die aus Wachs gefertigten Wangen und Schultern waren durch die Gashitze wie gesotten. Cadine wartete, bis sich der lächelnde Mund ihr wieder zuehren werde, und war um so glücklicher, je mehr das Profil der schönen Frauengestalt hervortrat. Claude war ärgerlich; er rüttelte Cadine und frug, was sie hier thue vor diesem „toten, wahrscheinlich in der Morgue aufgelesenen Frauenzimmer.“ Die Kleine aber war ganz anderer Ansicht, denn sie fand die Frau sehr schön; sie sträubte sich, als der Maler sie

am Arme fortzog, kratzte sich ärgerlich in ihrem zerzausten Haar und zeigte ihm einen riesigen rötlichen Haarschweif, der der starken Mähne irgend einer Stute zu entstammen schien, wobei sie sagte, sie möchte dieses Haar besitzen.

Wenn alle drei, Claude, Cabine und Marjolin, in der Nähe der Hallen umherstreiften, konnten sie an jeder Straßenmündung einen Teil des eisernen Riesenbaues sehen. Claude blieb besonders, nachdem er die Kirche passiert hatte, an der Rue Montmartre stehen. Von hier aus konnte er die Hallen von der Seite sehen: zuerst öffnete sich eine geräumige Arkade mit gähnendem hohen Thore, hierauf folgten die Pavillons mit ihren Doppeldächern, ihren Jalousien und ihren Rollvorhängen, ein wahres Metallbabylon von indischer Leichtigkeit, durchzogen von hängenden Terrassen, luftigen Gängen und Hängebrücken. Immer blieb ihnen diese Stadt vor Augen, um welche sie herumschweiften, ohne sich über hundert Schritt davon entfernen zu können. An den heißen Nachmittagen bildeten die Hallen ihren Aufenthaltsort: die Jalousien und Vorhänge sind geschlossen, kein Hauch bewegt die bleifarbene Luft, welche nur hier und da ein hereindringender Sonnenstrahl erleuchtet. Ein leises Gemurmel entringt sich den Marktplätzen, die Schritte der spärlichen Passanten hallen auf den Trottoirs, während zahlreiche Lastträger reihenweise auf den Steinsimsen an den Ecken der Pavillons sitzen und die groben Schuhe ausziehen, um die schmerzenden Füße zu erleichtern. Der Koloss ruht um diese Zeit, und nur manchmal wird die Stille durch den Schrei eines Hahnes im Geflügelkeller unterbrochen. Oft sahen sie zu, wie die leeren Körbe auf die Karren geladen wurden, welche jeden Nachmittag dieselben abholen und zu den Spedituren befördern. Diese mit Buchstaben und Zahlen besetzten Körbe bildeten förmliche Berge vor den Kommissionsmagazinen der Rue Berger. Reihenweise wurden sie von den Männern aufgeladen; aber sobald der Haufen auf dem Karren die Höhe des ersten Stockwerkes erreichte, mußte der untenstehende Mann die Korbreihe schwenken und einen Anlauf nehmen, um sie seinem oben befindlichen Kameraden zuzuworfen. Claude, welcher Kraft und Geschicklichkeit

liebe, folgte oft stundenlang dem Fluge dieser Massen und lachte, wenn ein zu energischer Wurf sie über die Ladung hinweg mitten auf die Straße schleuderte. Ebenso verkehrte er sehr gern auf dem Trottoir der Rue Rambuteau und der Rue Pont-Neuf, an der Ecke des Frucht-pavillons, wo die Kleinhändlerinnen feilhalten. Der Anblick der Gemüseforten auf den mit feuchtem schwarzen Stoffe überzogenen Tafeln entzückte ihn und wenn um vier Uhr die Sonne das Ganze beleuchtete, schritt er durch die Gänge und betrachtete die Gesichter der Händlerinnen, der jungen mit dem sorgfältig in einem Netz verborgenen Haar, aber bereits wettergebräunten Zügen, die alten mit dem faltigen roten Gesicht unter dem gelben Kopftuche. Cadine und Marjolin weigerten sich, ihm hierher zu folgen, weil sie von ferne Mutter Chantemesse erkannten, welche ihnen drohend die Faust zeigte und wütend darüber zu sein schien, daß sie die beiden umherflanieren sah. Deshalb traf Claude sie auf dem andern Trottoir wieder, und hier entdeckte er einen herrlichen Stoff für ein Gemälde: die Händlerinnen unter ihren großen verschlossenen Sonnenschirmen, welche bald rot, bald blau, bald violett ausfahen und deren gewaltige Rundungen in dem feurigen Scheine der untergehenden Sonne emporragten, der allmählich über den Möhren und Rüben erlosch. Eine Händlerin, eine alte Person von sicherlich hundert Jahren, beschattete drei jämmerliche Salatköpfe unter einem kläglichen geplakten rosa-farbenen Seidenschirm.

Während dieser Zeit hatten Cadine und Marjolin auch die Bekanntschaft Léons gemacht, des Fleischerlehrlings bei Duenu-Gondelles, und zwar an einem Tage, wo er eine Fleischtorte in die Nachbarschaft trug. Sie sahen zufällig, wie er in einem finstern Winkel der Rue Mondétour den Deckel der Kasserole emporhob und mit den Fingern ein Fleischlößchen herausnahm. Sie lächelten einander an, denn dies flößte ihnen eine hohe Meinung von dem Burschen ein. Cadine faßte sogleich den Plan, jetzt endlich einen ihrer heißesten Wünsche zu befriedigen, und als sie den Kleinen wieder mit seiner Kasserole traf, war sie äußerst liebenswürdig, ließ sich ein Fleischlößchen an-

bieten und verzehrte es lachend. Allein eine gewisse Enttäuschung blieb ihr nicht erspart; denn sie hatte geglaubt, es werde besser schmecken. Trotzdem erschien ihr der Junge mit seinem pfliffigen Gesicht ungemein drollig in seiner weißen Kleidung, gerade so wie ein Mädchen, welches kommunizieren geht; sie lud ihn sogar zu einem höchst sonderbaren Frühstück ein, welches sie in den Korbhaufen des Buttermarktes gab. Sie schlossen sich alle drei zwischen den vier Korbwänden von den Leuten ab, und nun ward auf einem breiten flachen Korbe die Tafel hergerichtet, wobei es Birnen, Nüsse, Käse, Krabben, Bratkartoffeln und Radieschen gab. Der Käse war ein Geschenk einer Fruchthändlerin aus der Rue de la Cassonniere; ein Bratkoch in der Rue de la Grande-Truanderie hatte auf Kredit für zwei Sous Kartoffeln geliefert; das übrige, die Birnen, Nüsse, Krabben und Radieschen waren gestohlenes Gut und stammten aus allen vier Richtungen der Hallen. Es war ein leckeres Mahl, und Léon, welcher sich auch wieder erkenntlich zeigen wollte, spendete dafür um ein Uhr morgens in seinem Zimmer ein Abendessen. Er servierte dabei kalte Würst, Leberwürstchen, ein Stück Pöckelfleisch und Gänsefett. Alles dies hatte der Fleischladen geliefert. Von jetzt an folgte ein Souper aufs andere, ein Frühstück auf das andere, und die Einladungen nahmen gar kein Ende. Dreimal wöchentlich wurden vertrauliche Feste hinter den Korbhaufen und in dem Dachstübchen gefeiert, wo Florent dann Geräusch und Gelächter bis in den Morgen hinein vernahm.

Jetzt wurde die Neigung zwischen Cabine und Marjolin noch inniger; dieser spielte den Galanten und führte sie in irgend eine finstere Kellerecke, wo sie zusammen Aepfel und Sellerie aßen. Eines Tages stahl er einen geräucherten Haring, und diesen verzehrten sie mit Wohlbehagen oben auf dem Dache des Fischpavillons am Rande der Dachrinne. Es gab keinen verborgenen Winkel mehr in den Hallen, wo sie nicht schon ihre zärtlichen Liebesbezeugungen an einander verschwendet hätten, und das Viertel mit seinen Reihen offner Läden, voll von Früchten, Kuchen und Konserven, war für sie nicht mehr ein verschlossenes

Paradies, vor dem sie hungrig und lüstern umherliefen; sie streckten jetzt fest die Finger aus, wenn sie an den Ständen hingingen, und stahlen hier eine Pflaume, dort eine Hand voll Kirschen, da ein Stück Stockfisch. In gleicher Weise verproviantierten sie sich in den Hallen, indem sie die Gänge durchspähten, alles aufhoben, was herunterfiel, und oft sogar durch einen Stoß mit der Achsel es dahin brachten, daß die Waarenkörbe umfielen. Trotz dieses Raubwesens wuchsen die Rechnungen bei dem Bratkoch in der Rue de la Grande-Truanderie in höchst bedenklicher Weise. Dieser Bratkoch, dessen kleine Kramhude an einem wackligen Hause lehnte, gestützt von dicken Pfosten, handelte mit gekochten Seemuscheln, die in reinem Wasser auf dem Boden großer Faiencekücheln lagen, mit Tellern voll kleiner gelber gerösteter Gründlinge und mit gerösteten Häringen, welche so hart waren, daß sie beim Daraufflopfen wie Holz klangen. An manchen Wochen schuldete Cadine bis zu zwanzig Sous, und zu deren Tilgung mußte sie eine unzählige Menge Weilchensträußchen verkaufen, denn auf Marjolin konnte sie sich nicht im geringsten verlassen. Uebrigens sah sie sich auch verpflichtet, die Aufmerksamkeiten Leons zu erwiedern, ja, sie empfand es als ein drückendes Bewußtsein, daß sie ihm niemals Fleisch vorsetzen konnte. Leon hingegen brachte schließlich sogar ganze Schinken geschleppt. Gewöhnlich verbarg er alles in seiner Bluse, und wenn er dann abends die Treppe hinaufstieg, brachte er daraus große Stücke Leberwurst und Pastete, sowie eine Menge Schwarten hervor. An Brot hingegen fehlte es, auch gab es nichts zu trinken. Eines Nachts bemerkte Marjolin, wie Leon Cadine küßte; er mußte nur lachen, denn auf Cadine war er nicht im mindesten eifersüchtig und behandelte sie nur wie eine gute Freundin, welche man schon lange besitzt.

Claude war bei diesen Festlichkeiten mit zugegen, und als er einst Cadine in dem Augenblick überrascht hatte, wo sie gerade aus einem mit Heu garnierten Korbe eine Rübe entwendete, hatte er sie an den Ohren genommen und ein nichtsnußiges Frauenzimmer genannt. Trotzdem aber empfand er unwillkürlich eine Art Bewunderung für

diese sinnlichen Wesen mit ihrer diebischen und gefräßigen Natur, welche im Genuße aller Abfälle standen und gleichsam die vom Tische eines Riesen gefallenene Brotkrümchen auflesen.

Marjolin war bei Gavard in Stellung getreten und freute sich, daß er weiter nichts zu thun hatte, als die endlosen Erzählungen seines Brotgebers mit anzuhören. Cadine verkaufte ihre Veilchensträußchen und war die Scheltworte der Mutter Chantemesse schon längst gewöhnt. So setzten sie ihre Verbindung aus ihrer Kinderzeit fort und fröhnten ohne Scham ihren Begierden. Sie waren gleichsam zwei Pflanzen, auf dem Boden des Hallenviertels emporgewachsen, wo selbst bei schönem Wetter ein schwarzer schmieriger Kot liegt. Das sechzehnjährige Mädchen und der achtzehnjährige Bursche zeigten noch dieselbe naive Schamlosigkeit, wie die kleinen Kinder, welche auf offener Straße die Nöckchen emporheben. Indessen, wenn jetzt Cadine manchmal allein auf den Trottoirs dahinschritt und Veilchensträußchen wand, stiegen in ihr sonderbare beunruhigende Gedanken auf. Auch Marjolin empfand eine Art Mißbehagen, welches er sich durchaus nicht erklären konnte. Er ließ zuweilen seine Freundin im Stiche und begab sich an Duenus Fleischladen, um Frau Duenu zu sehen. Sie war so schön, so dick und rund, daß es ihm ordentlich wohl that, als hätte er etwas Gutes gegessen oder getrunken. Dies dauerte monatelang. Anfangs hatte er sie mit demselben Respekt betrachtet, wie die Schaufenster der Gewürzkrämer und Rauchfleischhändler; später, als er mit Cadine zu stehlen angefangen hatte, gelüftete es ihn bei ihrem Anblicke, die Hände nach ihrer starken Taille und ihren dicken Armen auszustrecken, wie er sie in die Olivenfässer und in die Kisten mit Backobst gleiten ließ.

Seit einiger Zeit sah Marjolin die schöne Lisa jeden Morgen. Sie ging gewöhnlich an Gavards Bude vorbei, blieb hier einige Minuten stehen und plauderte mit dem Geflügelhändler. Sie besorgte, sagte sie, ihre Einkäufe selbst, damit sie weniger betrogen würde. In Wirklichkeit aber suchte sie die Geheimnisse Gavards zu belauschen;

denn im Laden war dieser mißtrauisch, in seiner Bude jedoch erzählte er alles, was man wünschte. Sie war der Ansicht, durch ihn werde sie erfahren, was bei Herrn Lebigre vorgehe; denn Fräulein Saget, ihrer geheimen Beobachterin, traute sie immer nicht recht. So erfuhr sie denn auch von dem schrecklichen Schwäger allerhand verworrene Dinge, welche sie in großen Schrecken versetzten. Zwei Tage nach der Auseinandersetzung, welche sie mit Quenu gehabt hatte, kam sie ganz bleich vom Markte nach Hause und winkte ihrem Manne, ihr ins Speisezimmer zu folgen. Nachdem sie hierauf die Thüren sorgfältig verschlossen hatte, begann sie:

„Dein Bruder will uns also aufs Schaffott bringen! . . . Warum hast Du mir denn verheimlicht, was Du wußtest?“

Quenu schwur hoch und teuer, er wisse nichts davon, und versicherte daß er nicht mehr zu Herrn Lebigre gegangen sei, auch nie wieder hinkommen werde. Sie aber entgegnete achselzuckend:

„Du wirst gut thun, wenn Du wenigstens nicht Dein eignes Fell dort opfern willst . . . Florent führt etwas Schlimmes im Schilde, das merke ich. Soeben habe ich gerade genug erfahren, um zu erraten, wo er hinaus will . . . Er kommt wieder auf die Galeeren, verstehst Du?“

Nach einigem Schweigen fuhr sie in ruhigerem Tone fort:

„Ach! der Unglückliche! . . . Er hatte es hier so gut, er konnte wieder ein ehrbarer Mensch werden und sah nur gute Beispiele. Aber nein, das muß bei ihm im Blute liegen; er wird sich wohl noch um Kopf und Kragen bringen mit seiner Politik . . . Das muß aufhören, Quenu; ich hatte Dir schon gesagt.“

Gesenkten Hauptes hörte Quenu ihren Beschluß an.

„Zuerst,“ sagte sie, „soll er nicht mehr bei uns essen. Es ist genug, wenn er hier schläft; er verdient ja Geld und mag sich selbst nähren.“

Er machte zwar Miene, dagegen zu protestieren; sie aber ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, indem sie mit Nachdruck hinzufügte:

„Nun, so wähle zwischen ihm und uns. Ich schwöre Dir aber, daß ich mit meiner Tochter fortgehe, wenn er noch länger bleibt. Ich will Dir's nur frei heraus sagen: Florent ist zu allem fähig und nur deshalb gekommen, um unsern Hausfrieden zu stören. Aber ich werde der Sache ein Ende machen, das versichere ich Dir . . . Wohl verstanden: entweder er oder ich.“

Ihren Gatten in stummer Bestürzung stehen lassend, kehrte sie nach dem Laden zurück, wo sie mit ihrem gewöhnlichen liebenswürdigen Lächeln ihre Kundschaft bediente. Savard hatte sich in einem politischen Gespräche, welches sie geschickt einzuleiten verstanden hatte, soweit in die Hitze geredet, daß er ihr sagte, sie werde bald sehen, daß man alles zu Boden werfen werde und daß zwei Männer, wie ihr Schwager und er selbst, genügen würden, die ganze Bude in Brand zu stecken. Sie sprach nun von dem verhängnisvollen Streiche, von einer Verschwörung, auf welche der Geflügelhändler mit geheimnisvoller Miene fortwährend anspielte. Sie sah schon im Geiste, wie eine Schar Stadtsoldaten sich des Ladens bemächtigten, sie selbst, Quenu und Pauline knebelten und alle drei in ein tiefes Gefängnis warfen.

Beim Abendessen zeigte sie eine eisige Kälte, bediente Florent nicht und ließ zu wiederholten Malen die Worte fallen:

„Es ist doch sonderbar, wie wir seit einiger Zeit essen.“

Florent begriff endlich; er fühlte sich wie einen Verwandten behandelt, den man am liebsten zur Thür hinauswerfen möchte. Schon im Laufe der beiden letzten Monate gab ihm Lisa nur noch die abgetragenen Hosen und Röcke Quenus, und da er nun in eben dem Maße dürr war, wie sein Bruder dick, standen ihm die zersetzten Kleidungsstücke höchst sonderbar. Ebenso gab sie ihm die alte Wäsche, Taschentücher, welche bereits zwanzig mal ausgebessert waren, zerlumpfte Servietten, Betttücher, aus denen man am besten Wischlappen gemacht hätte, abgenutzte Hemden, die durch den Schmerbauch seines Bruders aus-

geweitet und so kurz waren, daß sie ihm als Aermelweste hätte dienen können. Uebrigens bemerkte er um sich her auch nicht mehr das alte Wohlwollen; das ganze Haus suchte mit der schönen Lisa über ihn die Achseln; August und Augustine kehrten ihm den Rücken, während die kleine Pauline über die Flecken an seinen Kleidern und die Löcher in seiner Wäsche ihren grausamen Spott trieb. In den letzten Tagen mußte er dies besonders bei Tische schmerzlich empfinden; er wagte gar nicht mehr zu essen, da Mutter und Tochter ihn mit finstern Blicken verfolgten, selbst wenn er sich Brot abschnitt. Quenu saß über seinen Teller gebeugt da und vermied es, die Augen aufzuschlagen, nur um nicht in die unliebsamen Dinge verwickelt zu werden; besonders quälend war es für ihn, daß er kein Mittel finden konnte, seinen Platz zu verlassen. Eine ganze Woche lang überlegte er eine Ausrede, welche es ihm ermöglichen sollte, zu sagen, er solle künftighin wo anders essen.

Florenz's weichmütiger Geist lebte aber in solchen Illusionen, daß er fürchtete, er werde seinen Bruder und seine Schwägerin beleidigen, wenn er nicht mehr bei ihnen esse. Es hatte länger als zwei Monate gedauert, ehe er die stumme Feindschaft Lisas merkte, und noch immer glaubte er bisweilen sich zu täuschen. Seine Uneigennützigkeit war so groß, daß er selbst seine Bedürfnisse vergaß; es war nicht mehr eine Tugend, sondern eine völlige Gleichgültigkeit, ein absoluter Mangel an persönlichem Bewußtsein. Nie dachte er, selbst als er sich allmählich zum Hause hinausgejagt sah, an die Erbschaft des alten Gondelle, an die Rechnungen, welche seine Schwägerin ihm übergeben wollte. Uebrigens hatte er sich von vornherein einen Wirtschaftsplan entworfen: mit dem Gelde, welches Frau Verlaque ihm von seinem Gehalte übrig ließ und den dreißig Frank für eine Lehrstunde, welche die schöne Normännin ihm verschafft hatte, berechnete er, daß er achtzehn Sous auf sein Frühstück und sechs- undzwanzig Sous für sein Diner verwenden könne. Dies war völlig genügend. Endlich, eines Morgens nahm er die Stunde, welche er erteilen mußte, zum Vorwande und sagte, es sei ihm deshalb unmöglich, zur Essenszeit da zu

sein. Die Lüge trieb ihm unwillkürlich die Röthe ins Gesicht, und er fügte, sich entschuldigend, hinzu:

„Ihr dürft mir deshalb nicht böse sein, allein das Kind ist nur zu diesen Stunden frei . . . Das thut nichts, ich esse einfach einmal auswärts und kann Euch dann immer noch gute Nacht wünschen.“

Die schöne Lisa blieb bei diesen Worten ganz kalt, was ihn noch viel mehr in Verwirrung setzte. Sie hatte ihn nicht direkt gehen heißen wollen, um nicht ihrerseits ein Unrecht zu thun, sie wollte lieber abwarten, bis er selbst der Sache überdrüssig sei. Er ging also, damit war sie aller Verlegenheit enthoben und vermied jede freundschaftliche Einwendung, welche ihn hätte zurückhalten können. Aber Quenu, der eine gewisse innere Bewegung nicht verbergen konnte, rief:

„Laß Dich ja nicht stören, isß nur ruhig auswärts, wenn es Dir besser paßt . . . Du weißt ja, daß wir Dich stets gern sehen! Des Sonntags kannst Du ja immer bei uns essen.“

Siligt entfernte sich Florent, denn das Herz war ihm schwer. Als er fort war, wagte die schöne Lisa nicht, ihrem Manne seine Schwäche, die Einladung für den Sonntag, zum Vorwurfe zu machen. Sie hatte ja gesiegt und atmete jetzt erleichtert auf; im übrigen aber beschränkte sie sich auf die Defensiv. Nach Verlauf einer Woche bemächtigte sich ihrer sogar eine gewisse Unruhe; sie sah Florent nur noch selten am Abend, und ihre Phantasie erfand schreckliche Dinge, bald dachte sie, es werde oben in Augustines Zimmer eine Höllenmaschine gebaut, bald war es ihr, als würden von dort aus einst Signale gegeben werden, um das ganze Viertel mit Barrikaden anzufüllen. Gavards Andeutungen wurden täglich dunkler; er antwortete nur noch durch Kopfschütteln und überließ die Bewachung seiner Bude tagelang an Marjolin. Die schöne Lisa beschloß nun, sich darüber Aufklärung zu verschaffen. Sie wußte, daß Florent seinen Urlaub mit Claude Lantier in Nanterre bei Frau François verleben wollte. Da er nun schon früh am Tage fort mußte und erst spät abends nach Hause zurückkam, faßte sie den Entschluß,

Gavard zum Diner einzuladen, denn bei Tische, dachte sie, werde er sicher sprechen. Aber während des ganzen Vormittags konnte sie den Geflügelhändler nicht finden und am Nachmittag ging sie deshalb nochmals nach den Hallen.

Marjolin war allein in der Bude. Hier schlummerte er oft stundenlang und ruhte von seinen langen Bummelleien aus. Gewöhnlich setzte er sich auf einen Stuhl, legte die Beine auf einen zweiten und lehnte den Kopf an das kleine Büffet im Hintergrunde. Im Winter hatte er seine Freude an dem Wild: an den Rehen, deren Vorderläufe gebrochen und über dem Halse zusammengelegt waren, den langen Reihen von Lerchen, welche rankenartig um die Bude herumhingen, den großen, rötlichbraunen Hasen, den Rebhühnern, den Wasservögeln, den russischen Haselhühnern und den prächtigen Fasanen mit ihrem glänzenden Kopfgefieder, ihren gräulich schillernden Halsfedern, ihren goldig blinkenden Flügeln und ihrem langen flammenden Schwanz. Alle diese Federn erinnerten ihn an Cadine und an die mit ihr in den tiefen Kellerräumen verbrachten Nächte.

An jenem Tage traf die schöne Lisa Marjolin mitten in einer Unmasse von Geflügel. Der Nachmittag war ziemlich warm, und ein leiser Lusthauch wehte durch die engen Gänge des Pavillons. Sie mußte sich bücken, um des Burschen ansichtig zu werden, der ganz im Hintergrunde der Bude saß, von den Fleischmassen fast verdeckt. Oben hingen feiste Gänse mit ihrem langen bluttriefenden Halse und dem dicken Leibe, welcher unter dem dünnen Flaum rötlich hervorschimerte; außerdem gewahrte man Hasen mit grauem Fell und weißem Schwänzchen, deren Kopf mit den scharfen Zähnen und den trüben Augen den Eindruck machte, als lächelten diese Tiere. Auf der Verkaufstafel lagen Hühner, Tauben und Enten, außerdem drei prächtige Truthühner mit ihren schwarzen fächerartig ausgebreiteten Schwanzfedern. Daneben lagen auf Tellern der Abgang, als Leber, Kropf, Hals, Klauen- und Afterflügel, während in einem ovalen Teller sich ein ausgeschlachteter Hase befand. Marjolin hatte nicht einmal das Schlachtbrett abgewischt, neben welchem noch die Pfoten des Hasen umherlagen. Er saß mit halb offenen Augen

da und rings um ihn, auf den drei das Innere der Bude umsäumenden Regalen, lagen neue Mengen toten Geflügels bunt durch einander. Im Hintergrunde dieser Nahrungsmassen erschien sein dicker Körper mit dem blonden Haar, den dicken Backen, großen Händen und dem gewaltigen Nacken.

Als er die schöne Lisa bemerkte, stand er hastig auf und errötete über sein Erstaunen, wie er ja ihr gegenüber stets sehr schüchtern war, und als sie ihn frug, ob Herr Gavard da sei, stammelte er:

„Nein, ich weiß nicht; er war soeben noch hier, aber jetzt ist er fortgegangen.“

Lächelnd schaute sie ihn an, denn sie empfand stets eine lebhaftere Freundschaft für ihn. Als sie zufällig die eine Hand herabhängen ließ, fühlte sie einen warmen Hauch und stieß einen leisen Schrei aus. Unter der Verkaufstafel befanden sich nämlich in einer Kiste lebende Kaninchen, welche jetzt sich emporreckten und ihre Kleider beschnüffelten.

„Ah!“ sagte sie lachend, „Deine Kaninchen kitzeln mich.“

Dabei bückte sie sich, um ein weißes Kaninchen zu streicheln, welches sich aber in eine Ecke der Kiste flüchtete. Sie richtete sich deshalb wieder auf und frug:

„Wird denn Herr Gavard bald wiederkommen?“

Marjolin gab abermals zur Antwort, er wisse es nicht. Dabei zitterten seine Hände, und mit zögernder Stimme sagte er endlich:

„Vielleicht ist er am Geflügelläufig . . . Ich glaube, er hat mir gesagt, daß er hinuntergehen wollte.“

„Dann will ich auf ihn warten,“ versetzte Lisa. „Man könnte ihm schließlich zu wissen thun, daß ich hier bin . . . Sonst müßte ich selber hinuntergehen. Ah! das ist eine Idee! Schon seit fünf Jahren freue ich mich darauf, einmal die Geflügelläufige zu sehen . . . Du kannst mich führen, nicht wahr? und Du wirst mir wohl auch das Nötige erklären.“

Er war heftig errötet, verließ eiligst die Bude, ging vor der Fleischerin her und sagte:

„Gewiß . . . Alles, was Sie wünschen, Frau Lisa.“
Aber unten in der finstern Kellerluft glaubte die schöne

Fleischerin bald ersticken zu müssen. Auf der letzten Stufe blieb sie stehen und blickte empor nach dem Gewölbe mit den weiß-roten Ziegelstreifen. Noch mehr als die Finsternis fesselte sie hier ein warmer durchdringender Geruch, eine Ausdünstung lebender Tiere.

„Es riecht hier sehr schlecht,“ murmelte sie. „Es kann nicht gesund sein, hier zu leben.“

„Ich befinde mich ganz wohl,“ antwortete Marjolin erstaunt. „Der Geruch ist gar nicht so schlecht, wenn man daran gewöhnt ist. Außerdem ist es hier im Winter sehr warm.“

So folgte sie ihm und bemerkte, dieser starke Geruch nach Geflügel sei ihr zuwider, und sie werde unter zwei Monaten sicherlich kein Huhn mehr essen. Indeß die Geflügellästige, die engen Rabinen, in welchen die Händler die lebenden Tiere aufbewahren, dehnten sich weithin aus und bildeten regelmäßige, sich rechtwinklig kreuzende Gänge. Die Gasflammen brannten nur ganz spärlich, und so herrschte in den Gängen eine Ruhe gerade wie zur Nachtzeit auf einem Dorfe. Während sie so einen Gang durchschritten, las Lisa die Namen der Mieter, welche auf blauen Schildern standen.

„Herr Gavard ist ganz hinten,“ sagte der junge Mann, immer weiter schreitend.

Bald wandten sie sich links und gelangten in eine Sackgasse, wohin nicht ein einziger Lichtstrahl fiel. Gavard war nicht da.

„Es macht nichts,“ versetzte Marjolin. „Ich werde Ihnen trotzdem unsre Tiere zeigen; ich habe einen Schlüssel zum Käfig.“

Die schöne Lisa betrat hinter ihm diesen stockfinstern Gang, und plötzlich entdeckte sie Marjolin so dicht vor sich, daß sie glaubte, sie sei ihm zu weit auf den Hals gerückt; sie trat deshalb lachend zurück mit den Worten:

„Denkst Du denn, ich kann Deine Tiere hier in diesem Backofenloch sehen?“

Er antwortete nicht sogleich, endlich stotterte er hervor, er habe immer ein Licht hier im Käfig liegen; aber er wollte gar nicht fertig werden, da er das Schlüsselloch

nicht fand, und als sie ihm dabei behülflich war, fühlte sie einen warmen Hauch über ihrem Halse. Nachdem er endlich die Thür geöffnet und das Licht angezündet hatte, zitterte er dermaßen, daß sie ausrief:

„Ach Du Dummkopf! wer wird sich denn so sehr aufregen, bloß weil eine Thür nicht gleich aufgehen will! Du bist ja ein wahres Mädchen, trotz Deiner dicken Hände.“

Jetzt trat sie in den Käfig. Gavard hatte zwei Abteilungen gemietet, jedoch die Zwischenwand entfernt und so das Ganze zu einem einzigen Raume umgeschaffen. Auf dem Boden patschten Gänse, Truthühner und Enten in dem Kote umher; weiter oben, auf drei Regalen, standen flache, mit Gitterwerk versehene Kästen, welche Hühner und Kaninchen enthielten. Die Gitterthür des großen Käfigs war ganz staubig und von Spinnweben überzogen, so daß es schien, als sei sie mit grauer Leinwand verkleidet; der Urin der Kaninchen nagte an den Zeugstücken und der Kot des Geflügels bedeckte die Bretter mit weißlichen Flecken. Aber Lisa wollte ihrem Abscheu keinen weitem Ausdruck geben, um Marjolin nicht zu verletzen. Sie steckte die Finger zwischen die Gitterstäbe der Kästen und beklagte das Schicksal der unglücklichen Hühner, welche derartig über einander gedrängt waren, daß sie nicht einmal aufrecht stehen konnten. Besonders eine Ente erregte ihr Mitleid, welche die eine Pfote gebrochen hatte und in einer Ecke kauerte, während der junge Mann sagte, man würde sie noch am Abend schlachten, aus Furcht, daß sie sonst während der Nacht sterben könne.

„Aber,“ frug Lisa, „wie können denn die Tiere hier fressen?“

Da erklärte er ihr, daß das Geflügel nie im Finstern frisst. Die Händler sähen sich deshalb genötigt, ein Licht anzuzünden und zu warten, bis die Tiere fertig wären.

„Das macht mir Vergnügen,“ fuhr er fort; „ich beleuchte sie oft stundenlang. Sie sollten nur sehen, wie sie dann mit den Schnäbeln zufahren. Wenn ich das Licht mit der Hand verhülle, reden sie sämtlich die Hälse in die Höhe, als ob die Sonne untergegangen wäre . . . Es ist streng verboten, das Licht bei ihnen stehen zu lassen

und fortzugehen. Neulich hat eine Händlerin, die Mutter Palette, welche Ihnen auch bekannt sein wird, beinahe alles verbrannt; eine Henne hatte wahrscheinlich das Licht umgeworfen und dasselbe war auf's Stroh gefallen."

"Ei," versetzte Lisa, "das Geflügel ist ja recht vornehm wenn man ihm zu jeder Mahlzeit Leuchter anzünden muß".

Marjolin lachte, sie war unterdessen aus dem Käfig herausgetreten, strich sich die Füße ab und hob das Kleid ein wenig empor, um es vor dem Schmutz zu schützen. Als jener das Licht auslöschte und die Thür wieder zuschloß, überkam sie eine gewisse Furcht, neben diesem großen Burschen durch die stockfinstern Gänge zu schreiten; sie ging deshalb voraus, und als er sie eingeholt hatte, sagte sie:

"Ich bin es trotzdem zufrieden, dies gesehen zu haben. Unter diesen Hallen findet man wirklich Dinge, welche man nie vermuten würde. Ich danke Dir . . . Jetzt will ich aber schnell wieder hinaufgehen, denn in der Bude soll man nicht wissen, wo ich gewesen bin. Wenn Herr Gavard wiederkommt, so sage ihm, daß ich ihn sogleich zu sprechen wünsche."

"Aber," sagte Marjolin, "ohne Zweifel ist er bei den Schlachtsteinen . . . Wir können ja einmal nachsehen, wenn Sie wünschen."

* Sie gab keine Antwort; die schwüle Luft, welche ihr ins Gesicht wehte, machte sie augenscheinlich beklommen. Eine dunkle Röte bedeckte ihr Gesicht, und ihr straffer, gewöhnlich so ruhiger Busen zitterte; es beunruhigte sie, hinter sich die eiligen Schritte Marjolin's zu hören, welcher auf sie den Eindruck machte, als feuchte er vor Erregung. Sie trat deshalb zur Seite und ließ ihn voran gehen. Als sie in die Nähe des Schienengeleises kamen, sagte er ihr, er habe ihr auch die Eisenbahn zeigen wollen, und so blieben sie einige Augenblicke hier stehen und blickten durch die dicken Pfosten der Barriere. Er machte ihr auch den Vorschlag, sie auf das Geleise selbst zu führen, allein sie schlug das Anerbieten aus mit den Worten, es sei dies nicht der Mühe wert und sie kenne das schon. Als sie zurückkamen, fanden sie die Mutter Palette vor ihrem Käfig damit beschäftigt, die Stricke von einem großen viereckigen Korbe

zu lösen, in welchem man ein wütendes Geräusch von Flügelschlägen hörte. Raam hatte sie den letzten Knoten aufgebunden, als plötzlich einige große Gänse mit den Köpfen den Deckel emporhoben und ihre langen Hälse hervorstreckten. Durch die plötzliche Oeffnung scheu gemacht, flatterten die Gänse heraus, liefen mit weitvorgestrecktem Halse umher, zischten, klapperten mit den Schnäbeln und erfüllten so den finstern Keller mit einer wahren Höllemusik. Lisa mußte unwillkürlich lachen, trotz der Lamentation der Geflügelhändlerin, welche in ihrer Angst fluchte wie ein Fuhrmann und schließlich zwei Gänse, welche sie glücklich erreicht hatte, am Halse herbeizog. Marjolin hatte unterdessen die Verfolgung einer dritten unternommen, und man hörte ihn dabei durch die Gänge eilen; hierauf erscholl ganz aus dem Hintergrunde das Geräusch eines Kampfes, und bald kam er mit dem Tiere zurück. Mutter Palette nahm die Gans zwischen die Arme und hielt sie eine Zeitlang an ihren Bauch gedrückt, in einer Stellung, wie man sie etwa bei der Antike Leda beobachtet.

„Ach!“ rief sie, „es ist recht gut, daß Du da warst! Neulich habe ich mich lange mit solch einer Bestie umhergebalgt; glücklicherweise hatte ich aber ein Messer bei mir und schnitt ihr damit den Hals durch.“

Marjolin war ganz außer Atem, und als sie bei den Schlachtsteinen ankamen, sah Lisa bei dem lebhafteren Gaslichte, daß er über und über schwitzte, während seine Augen ein eigentümliches Feuer zeigten, welches sie bisher noch nie bemerkt hatte. Gewöhnlich schlug er ihr gegenüber die Augen nieder wie ein Mädchen, und sie konnte jetzt nicht leugnen, daß er mit seinen breiten Schultern, seinem rosigen Gesicht und seinem tiefschwarzen Lockenhaar einen vorteilhaften Eindruck machte. Sie betrachtete ihn dabei so freundlich, mit jener Miene von Bewunderung, welche man jugendlichen Knaben ohne Gefahr zollen kann, daß er nochmals schüchtern wurde.

„Du siehst also, daß Herr Savard nicht da ist,“ sagte sie. „Ich verliere nur unnötig Zeit.“

Hierauf erzählte er ihr mit hastiger Stimme die ganzen Vorgänge beim Schlachten, indem er dabei auf die fünf

riefigen steinernen Bänke deutete, welche sich in der Richtung der Rue Rambuteau hinziehen und über welche sich theils durch die Kelleröffnungen, theils von den Gasflammen aus ein schwacher Lichtschimmer verbreitete. An dem einen Ende schlachtete eine Frau Hühner, was Marjolin zu der Bemerkung veranlaßte, daß die Frau das Federvieh rupfe, wenn es noch warm sei, weil dies dann leichter sei. Hierauf suchte er Lisa zu veranlassen, aus den umherliegenden Federhaufen ein paar Hände voll auf die Steinbänke zu nehmen, wobei er bemerkte, man fortiere dieselben und verkaufe sie, je nach der Feinheit, per Pfund bis zu neun Sous. Ebenso mußte sie ihre Hände in die mit weichen Flaumfedern gefüllten großen Körbe tauchen. So sprach er über alle Einzelheiten, unter andern auch darüber, wie das Blut gewöhnlich an den Steinbänken hinfließe und auf dem Fußboden große Pfützen bilde, und daß alle zwei Stunden von Wärtern die roten Pfützen weggespült würden. Als Lisa sich über die Mündung des Abfluphohres beugte, erzählte er, daß bei Gewittern das Wasser durch diese Mündung in den Keller dringe; einmal sei es sogar dreißig Zentimeter gestiegen, und man habe deshalb beinahe das Geflügel nach der andern höher gelegenen Seite des Kellers schaffen müssen. Als er schon fast seine Erzählungen beendet hatte, erinnerte er sich plötzlich an den Ventilator. Er führte Lisa in den hintersten Teil des Kellers und sagte ihr hier, sie solle einmal emporblicken; sie that es und bemerkte das Innere eines der Ecktürmchen, eine Art weiten Schornstein, in welchem die schlechte Luft aus den Käfigen Abzug findet.

An dieser Stelle schienen nun alle Gerüche zusammenzufließen, und die scharfen Guanodünste machten das Atmen fast unmöglich. Dennoch schien Marjolin sich hier außerordentlich wohl zu fühlen, und seit der Viertelstunde, während welcher er sich mit der schönen Lisa in dem Kellerraum befand, war es, als ob die Ausdünstung und die Wärme der lebenden Tiere ihn berausche. Jetzt war keine Spur von Schüchternheit mehr an ihm zu bemerken, es erfüllte ihn die Hitze, welche unter dem halbzerfallenen Gewölbe dem Dünger der Geflügel entstieg.

„Ja,“ sagte die schöne Lisa, „es ist recht brav von Dir, daß Du mir alles dies gezeigt hast. . . Wenn Du einmal wieder in meinen Laden kommst, so werde ich Dich auch belohnen.“

Dabei hatte sie ihn sanft beim Kinn gefaßt, wie sie es oft zu thun pflegte, ohne zu bemerken, daß er groß geworden war. Sie war allerdings ein wenig erregt durch diesen langen unterirdischen Spaziergang, allein es war bei ihr eine sanfte Erregung, deren Genuß sie als etwas Erlaubtes und Nachtheilloses recht gern empfand. Vielleicht ließ sie aber doch ihre Hand etwas länger als gewöhnlich unter diesem so zarten Jünglingskinn ruhen; denn, einem plötzlichen instinktiven Triebe folgend und sich durch einen verstohlenen Seitenblick zugleich versichernd, daß kein unberufener Beobachter in der Nähe sei, raffte jener sich plötzlich empor und warf sich mit der Kraft eines wilden Stiers auf die schöne Lisa. Er erfaßte sie an den Schultern und stieß sie in einen großen Korb voll Federn, wo sich ihre Kleider bis an die Knie aufstreichten. Hierauf umschlang er ihre Taille mit der Brutalität eines Tieres, welches gierig seinen Raub verschlingt; in demselben Augenblick aber sprang sie, ganz bleich vor Schreck über diesen unverhofften Angriff, mit einem Satz aus dem Korbe, und versetzte Marjolin einen Faustschlag ins Gesicht, gerade zwischen die Augen. Der Bursche sank zu Boden und schlug sich dabei den Kopf an einem Schleifsteine wund. In demselben Augenblick erscholl aus der ringsum herrschenden Finsternis ein Hahnenschrei in rauhen langgezogenen Tönen hervor.

Die schöne Lisa empfand ein Gefühl eisiger Kälte durch ihre Glieder rieseln; ihre Lippen kniffen sich zusammen, und ihre dicke Kehle schwoll unverhältnismäßig an. Ueber sich hörte sie das dumpfe Rollen in den Hallen, und durch die nach der Rue Rambuteau führenden Luftlöcher drangen die Geräusche der Straßen herab in das dumpfe Schweigen der Kellerräume. Nachdem die erste Bestürzung vorüber war, schüttelte Lisa die an ihren Kleidern haftenden Federn ab und, eine unliebsame Ueberraschung fürchtend, ging sie davon, ohne auch nur noch einen Blick auf Marjolin zu

werfen. Als sie endlich das obere Gitterthor der Treppe hinter sich hatte, empfand sie beim Anblick des vollen Tageslichtes eine große Erleichterung.

Mit voller Ruhe und nur noch etwas bleich kam sie in den Fleischladen zurück.

„Du bist aber recht lang gewesen,“ sagte Quenu.

„Ich habe Gavard nicht finden können, trotzdem ich ihn überall gesucht habe,“ entgegnete sie ruhig. „Wir müssen also unsre Hammelkeule ohne ihn essen.“

Hierauf ließ sie den Schmalztopf, welcher leer war, von neuem füllen und schnitt für das Dienstmädchen ihrer Freundin Frau Taboureau Koteletten ab. Die Messerschmitte, welche sie hierbei auf dem Schlachtbloß ausführte, riefen in ihr unwillkürlich die Erinnerung an Marjolin wach; allein sie machte sich keinen Vorwurf, denn sie hatte ja nur als ehrenhafte Frau gehandelt. Um jenes Burschen willen wollte sie nicht ihren häuslichen Frieden aufs Spiel setzen; dazu lebte sie mit ihrem Manne und ihrer Tochter viel zu glücklich. Unterdessen betrachtete sie Quenu; dieser zeigte im Nacken eine raue rotangelaufene Haut, und sein rasiertes Kinn war runzelig wie kantiges Holz, während Nacken und Kinn Marjolin's eine Glätte und Weichheit besaßen, wie rosafarbener Sammet. Allein an ihn durfte sie nicht mehr denken, ihn durfte sie nicht mehr anrühren, seitdem er sich mit so häßlichen Gedanken umhertrug.

Quenu hatte sich einige Augenblicke neben sie hinter die Ladentafel gesetzt und bemerkte:

„Du solltest öfter ausgehen. Das bekommt Dir ausgezeichnet. . . Wenn Du es wünschest, können wir an einem der nächsten Abende das Gaietétheater besuchen; Frau Taboureau hat das vortreffliche Stück gesehen.“

Lächelnd gab Lisa ihre Zustimmung und entfernte sich hiernach abermals. Quenu glaubte, sie sei wieder diesem einfältigen Gavard nachgelaufen; allein er hatte nicht bemerkt, daß sie die Treppe hinauf stieg, in der Absicht, Florent's Zimmer zu besuchen, dessen Schlüssel beständig an einem Nagel in der Küche hing. Sie gab sich der Hoffnung hin, in diesem Zimmer etwas zu erfahren, da sie nicht mehr auf den Geflügelhändler rechnen zu können

glaubte, und so unterzog sie das Bett, den Ramin, kurz alle vier Ecken des Zimmers einer eingehenden Prüfung. Das nach der kleinen Terrasse zu führende Fenster stand offen und der Granatstod erglänzte in den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne. Jetzt schien es ihr, als habe ihr Ladenmädchen das Gemach überhaupt nicht verlassen und noch in der letztvergangenen Nacht hier geschlafen. Es war dies für sie eine gewisse Enttäuschung, denn sie hatte sich darauf gefaßt gemacht, auf allerhand verdächtige Kisten und Möbeln mit schweren eisernen Schlössern zu stoßen. Sie betrachtete das Sommerkleid Augustinens, welches noch immer an der Wand hing; hierauf setzte sie sich an den Tisch und las eine angefangene Seite, wo das Wort „Revolution“ zweimal vorkam. Erschrocken öffnete sie den Schubkasten und fand diesen ganz voll Papiere; jedoch angeichts dieses so schlecht verwahrten Geheimnisses erwachte wieder ihr Rechtlichkeitsgefühl, und so blieb sie denn über diese Papiere gebeugt sitzen und versuchte, ohne dieselben anzurühren, etwas zu erlauschen, als plötzlich der grelle Gesang des Finken sie zittern machte und bewog, den Kasten wieder zuzuschieben.

Als sie darnach in Gedanken versunken ans Fenster trat, bemerkte sie unten auf dem Hallenplaz eine dichte Menschenmenge um eine Tragbahre herstehen. Obgleich es bereits stark dunkelte, unterschied sie dennoch ganz deutlich Cadine, welche mitten unter der Menge stand und weinte, während Claude und Florent am Rande des Trottoirs in lebhafter Unterhaltung begriffen waren. Eiligst stieg Lisa hinab; sie war aber kaum in dem Laden, als Fräulein Saget mit den Worten eintrat:

„Soeben hat man diesen Laugenichts, den Marjolin, mit zer schlagenem Schädel im Keller gefunden. . . Wollen Sie sich die Sache nicht auch einmal ansehen, Frau Quenu?“

So ging sie denn über die Straße hinweg, um Marjolin zu sehen. Der junge Mensch lag ausgestreckt da, seine Züge waren bleich, die Augen geschlossen, und eine seiner blonden Locken war ganz steif und mit Blut besudelt. Mehrere der Umstehenden äußerten, es sei dies nichts von Bedeutung, zumal der Bursche selbst die Schuld trage,

weil er fortwährend in den Kellern sich umhertreibe; er habe wahrscheinlich, wie er es so gern zu thun pflegte, über einen der Schlachtbänke springen wollen und sei dabei mit der Stirn auf die Steinplatten gefallen. Als Fräulein Saget Cabine weinen sah, murmelte sie:

„Sicherlich wird diese lieberliche Dirne schuld sein; denn die beiden sind doch immerfort in den düstern Winkeln zu treffen.“ Durch die frische Straßenluft belebt, öffnete Marjolin erstaunt die Augen und blickte prüfend rings umher. Als er hierbei das Gesicht Lisas erkannt hatte, lächelte er ihr freundlich zu. Es schien, als ob er sich des Vorgefallenen gar nicht mehr erinnere, und Lisa, hierdurch beruhigt, sprach den Wunsch aus, man möge den Verwundeten unverzüglich nach dem Hospital schaffen; zugleich versicherte sie, sie werde ihn besuchen und ihm Drangen und Biskuits als Erleichterungsmittel bringen. Unterdessen war das Haupt Marjolin's wieder zurückgefunken, und als man die Bahre forttrug, folgte Cabine mit ihrem Korbe, wobei ihre heißen Thränen auf die darin befindlichen Beilchensträußchen herniederfielen.

Als Lisa nach dem Fleischerladen zurückkehrte, gewahrte sie, wie Claude Florent die Hand drückte und ihn mit den Worten verließ:

„Ach! der verwünschte Schlingel verdirbt mir den ganzen Tag! . . . Wir hatten uns mit ihm doch immer köstlich amüßert!“

Claude und Florent kamen allerdings ganz erschöpft wieder; allein sie brachten doch einen wohlthuenden Geruch nach frischer Luft mit. An diesem Morgen nämlich hatte Frau François ihre Gemüßwaaren bereits vor Tagesanbruch ausverkauft, und alle drei holten hierauf den Wagen im „goldnen Zirkel“ in der Rue Montorgueil ab. Es war dies für sie gleichsam ein Vorgeschenk des Landlebens in Paris. Hinter dem Restaurant Philippe, dessen vergoldete Holzverkleidungen bis zum ersten Stockwerk emporreichen, befindet sich ein finsterner Hof, erfüllt mit dem Geruche nach frischem Stroh und Dünger; Schaaren von Hühnern zerwühlen mit dem Schnabel das weiche Erdreich; allerhand grün angestrichene Holzbauten, Treppen,

Galerien und halbverfallene Dächer lehnen sich an die alten Nachbargebäude, und ganz hinten stand unter einem großen Schuppen Balthasar vollständig angeschirrt und fraß seinen Hafer, welcher sich in einem an der Halfter hängenden Sack befand. Er trabte hierauf langsam die Rue Montorgueil entlang, augenscheinlich mit einer gewissen Befriedigung darüber erfüllt, so schnell nach Nanterre zurückkehren zu können. Aber er fuhr deshalb nicht leer. Die Gemüsehändlerin hatte nämlich mit der für die Reinigung der Hallen verantwortlichen Gesellschaft eine Vereinbarung getroffen, und infolge dessen fuhr sie zweimal wöchentlich eine Ladung Blätter hinweg, welche einen Hauptbestandteil der Abfallhaufen auf dem Marktplatz bildeten. Es lieferte dies einen ausgezeichneten Dünger, und bereits in wenigen Minuten war der Wagen vollgeladen. Claude und Florent streckten sich nun behaglich auf dieses dicke grüne Bett, Frau François ergriff die Zügel, und Balthasar trollte in seiner gewöhnlichen langsamen Weise dahin, wobei er den Kopf ein wenig hängen ließ, weil er so viele Personen zu ziehen hatte.

Diese Landpartie war schon lange beschloffen, und die Gemüsehändlerin gab ihre Freude offen kund; denn sie hatte die beiden Männer wirklich gern und versprach ihnen einen Eierkuchen mit Speck, wie man ihn in diesem „lumpigen Paris“ nicht bekomme. Jene beiden indes genossen in vollen Zügen die Behaglichkeit dieses Bummeltages, dessen erstes Grauen kaum den Osthimmel erhellt, und das ferne Nanterre war für sie ein Ort ungetrübter Freude, den sie bald betreten sollten.

„Sitzen Sie denn auch wirklich bequem?“ frug Frau François, als sie in die Rue du Pont-Neuf einbog.

Claude versicherte, das Lager sei „weich wie eine Hochzeitsmatraxe.“ Beide Männer lagen auf dem Rücken, hatten die Hände unter dem Kopfe gekreuzt und betrachteten den bleichen Himmel, wo die Sterne allmählich erloschen. Die ganze Rue de Rivoli entlang verharrten sie in tiefstem Schweigen, und in der Erwartung, möglichst bald dem Häusermeer der Stadt entronnen zu sein, lauschten sie nur

den Worten der ehrsamten Wagenführerin, welche in sanftem Tone mit Balthasar plauderte:

„Nimm Dir nur Zeit, Alterchen . . . Wir haben ja keine Eile, wir kommen noch zehnmal zurecht . . .“

Als auf den Champs-Élysées der Maler zu beiden Seiten nur Baumspitzen und im Hintergrunde die dichte grüne Masse des Tuileriengartens bemerkte, erwachte er aus seinen stillen Träumereien und begann ein Gespräch. Beim Vorbeifahren an der Rue du Roule nämlich hatte er das Seitenportal von Saint-Eustache betrachtet, welches man von weitem über die riesige Wölbung einer bedeckten Straße der Hallen erblickt und auf das er beständig zu sprechen kam, indem er darin eine Art Symbol zu entdecken glaubte.

„Es ist doch ein sonderbarer Anblick,“ begann er, „diese Kirche hinter solch einem Eisenbau . . . Ich glaube, die Zeiten sind gar nicht mehr fern, wo das Eisen den Sieg über den Stein behauptet . . . Glauben Sie an den Zufall, Florent? In mir regt sich der Gedanke, daß es nicht lediglich ein Bedürfnis der Symmetrie gewesen ist, welches auf diese Weise eine Steinrosette von Saint-Eustache mitten in den neuen Hallen hat erscheinen lassen. Sie sehen eben hier, daß die moderne Kunst, der Realismus, der Naturalismus, oder wie Sie es nennen wollen, gegenüber der alten Kunst die Uebermacht gefaßt hat . . . Sind Sie nicht auch dieser Ansicht?“

Da Florent schwieg, fuhr er fort:

„Diese Kirche ist übrigens ein reines Zwitterwerk der Architektur, bei welchem gewissermaßen das ersterbende Mittelalter mit der erwachenden Renaissance ringt . . . Haben Sie vielleicht schon darauf geachtet, was für Kirchen man uns heutzutage baut? Da finden Sie alles mögliche: die eine ähnelt einem Observatorium, die andere einer Bibliothek, die dritte einem Taubenschlage, die vierte einer Kaserne; aber bei alledem glaubt sicherlich kein Mensch, daß der liebe Gott darin wohne. Die Maurer, welche in diesem Glauben an unsern Herrgott lebten, sind längst tot und es würde am klügsten sein, wenn man nicht mehr jene abscheulichen Steinkolosse errichtete, in welchen wir

niemand wohnen lassen können. . . . Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hat man nur ein einziges Originalmonument gebaut, ein Monument, welches sich keinem einzigen bestehenden Muster fügt, welches ganz natürlich dem Jahrhundert selbst entsprossen ist: ich meine die Hallen, ein kühnes Werk, das aber bei alledem doch nur eine schüchterne Regung des kommenden Jahrhunderts darstellt. . . . Da unten steht nun Saint-Gustache mit seiner riesigen Steinrosette; aber wo sind die gläubigen Schaaren, um diesen Bau zu füllen? Weit anders in den danebenstehenden Hallen, welche von Lebensfülle fast überströmen! . . . Das ist meine Ansicht, bester Freund!"

"Jawohl!" fiel ihm Frau François lachend ins Wort, "wissen Sie, Herr Claude, die Frau, welche Sie jetzt unterbricht, hat ihr Geld auch redlich verdient! Balthasar spitzt schon die Ohren, um Ihnen zuzuhören. . . . Vorwärts, Balthasar!"

Langsam rollte der Wagen dahin. Zu dieser frühen Morgenstunde war die Avenue noch ganz menschenleer mit ihren auf beiden Trottoirs befindlichen Reihen eiserner Stühle und ihren von Strauchwerk unterbrochenen Grasplätzen, welche sich unter dem Schatten der hohen Bäume ausbreiteten. Nur in der Nähe des Rundtheiles sah man einen Herrn und eine Dame in kurzem Trab vorüberreiten. Florent, welcher sich ein Bündel Kohlblätter unter den Kopf geschoben hatte, blickte beständig nach dem Himmel empor, an welchem sich ein großer roter Schein bemerkbar machte. Zuweilen machte er die Augen zu, um den Genuß der ihm über das Gesicht dahin wehenden frischen Morgenluft ungestört zu empfinden; er war so entzückt darüber, endlich einmal aus dem Pesthauche der Hallen hinaus in eine reine Luft zu gelangen, daß er kein Wort sagte und nicht einmal hörte, was um ihn her gesprochen wurde.

"Die Leute sind immer noch nicht so schlecht, welche ihre Kunstfertigkeit an Spielzeug verschwenden!" versetzte Claude nach längerem Schweigen. "Ihre Ansicht ist die: mit der Wissenschaft bringt man noch keine Kunst zu Stande und die Industrie tötet die Poesie; alle Dummköpfe weinen über die Blumen, als ob jemand daran

dächte, sich hinsichtlich der Blumen schlecht zu betragen . . . Ich bin im Grunde genommen wirklich erbittert darüber und habe nicht übel Lust, auf dieses Gewinsel durch einige herausfordernde Werke zu antworten. Es würde mir wirklich Vergnügen machen, jene guten Leutchen ein wenig in Aufregung zu bringen . . . Soll ich Ihnen sagen, welches, so lange ich überhaupt arbeite, bisher mein schönstes Werk gewesen ist, dessen Erinnerung mich am meisten befriedigt? Ich muß allerdings dazu etwas weit ausholen . . . Vergangenes Jahr, es war gerade am Tage vor Weihnachten, fand ich bei meiner Tante Lisa den Fleischerburschen August — Sie wissen schon, diesen Dummkopf — damit beschäftigt, das Schaufenster auszuputzen. Ach, dieser miserable Kerl, er brachte mich mit seiner Langweiligkeit fast zur Verzweiflung. Ich bat ihn wegzugehen, mit dem Bemerken, ich würde ihm alles dies einmal ordentlich besorgen. Sie begreifen, daß mir hier alle ins Auge stechenden Farbentöne zu Gebote standen, das Rot der geräucherten Zungen, das Braun der Schinken, das Blau der Papierverkleidungen, das Rosa der angeschnittenen Stücke, das Grün der Heidekrautblätter und besonders das Schwarz der Blutwürste, ein prächtiges Schwarz, welches ich auf meiner Palette nie habe wiederfinden können. Natürlich liefer^{ten} mir die Negwurst, die großen und kleinen Leberwürste und die garnierten Schweinsfüße ein ausgezeichnetes Grau. Nun schuf ich ein wahres Kunstwerk: Ich nahm noch die Platten, Tellern, Terrinen und Büchsen hinzu und ordnete somit eine staunenerregende tote Natur, wo die grellen Farbentöne durch geschickte Abstufung prachtvoll zur Geltung kamen. Die roten Zungen streckten sich mit feuriger Lüstertheit hervor und die schwarzen Blutwürste erschienen inmitten der hellen Töne der Leberwürstchen als finstere Schatten. Nicht wahr? ich hatte also gewissermaßen die Gefräßigkeit eines Nachtmahles dargestellt, die dem Schwelgen geweihte Mitternachtsstunde, die Schlemmerei der durch vieles Singen hungerig gewordenen Pfaffen. Ganz oben zeigte eine große Truthenne ihre weiße, von Trüffeln schwarzgefleckte Brust. Das Ganze war zugleich barbarisch und prächtig, etwas wie ein von einem Glorien-

schein umringter Rauch, aber zugleich lag in der Anordnung eine so grausame Ironie, daß die Leute schaarenweise vor dem Ladenfenster stehen blieben . . . Als meine Tante Lisa aus der Küche zurückkehrte, bekam sie Angst, da sie für den ersten Augenblick glaubte, ich habe das Fett im Laden angebrannt. Vor allem erschien ihr die Trutheime so anstößig, daß sie mich zur Thür hinauswarf, während August die Sachen nach seiner dummen Manier abänderte . . . Aber das thut nichts, es ist und bleibt dies mein Hauptwerk!“

In diese Erinnerung verloren, lächelte er jetzt und schwieg. Mittlerweile war der Wagen in der Nähe des Triumphbogens angelangt, wo aus den rings um den riesigen Platz liegenden Avenuen ein lebhafter Wind wehte. Florent richtete sich empor und sog in vollen Zügen diese ersten Spuren der Landschaft ein, welche über die Festungswerke daherstrichen. Er drehte sich um, nur um nicht mehr Paris vor Augen zu sehen; vielmehr wollte er seine Blicke an der umgebenden Landschaft weiden. Auf der Höhe der Rue de Longchamps zeigte Frau François ihm den Ort, wo sie ihn einst gefunden hatte. Dies machte ihn nachdenklich, und er betrachtete sie, wie sie vor Gesundheit strotzend, so ruhig dasaß und die Zügel führte. Mit ihrem Kopftuche, ihrem rauhen Teint und ihrer biedern Miene sah sie schöner aus als Lisa, und wenn sie leise mit der Zunge schnalzte, spitzte Balthasar die Ohren und beschleunigte seinen Lauf.

In Nanterre angelangt, bog der Wagen links in eine enge Straße ein und hielt schließlich ganz hinten in einer Sadgasse. Hier war, wie die Gemüsehändlerin zu sagen pflegte, die Welt mit Brettern vernagelt. Nun ging es an das Abladen der Kohlblätter. Claude und Florent wollten nicht, daß der Gärtnerbursche, welcher gerade mit Salatpflanzen beschäftigt war, gestört werde; sie ergriffen deshalb jeder eine Mistgabel, um die Ladung in die Düngergrube zu befördern. Dies machte ihnen Vergnügen, zumal da Claude eine ganz besondere Vorliebe für den Mist hegte. Die Gemüseabfälle, der Kot der Hallen, der

von diesem Riesentische gefallene Abraum kam hierher, um neuen Generationen von Kohl, Rüben und Möhren Wärme und Saft zu verleihen, um durch seine eigne Benützung neue prächtige Früchte zu liefern, geeignet, eine Zierde des Marktes zu sein. Was Paris verdorben, was es dem Erdgeschoße zurückgegeben hatte, das lebte hier unermüdtlich wieder auf.

„Schauen Sie,“ sagte Claude, während er zum letzten Male seine Gabel in Bewegung setzte, „diesen Kohlstrunk hier kenne ich sofort wieder; der ist wenigstens schon zehnmal dort in der Ecke bei dem Aprikosenbaum gewachsen.“

Florent mußte über diese Bemerkung lachen; allein bald war er wieder tiefernst und ging langsam in dem Gemüsegarten umher, während Claude eine Skizze von dem Stalle entwarf und Frau François das Frühstück bereitete. Der Gemüsegarten bildete einen langen Streifen in der Mitte von einer schmalen Allee durchzogenen Landes; er stieg ein wenig an, und auf der Höhe konnte man die niedrigen Kasernen des Mont-Valerien sehen. Lebende Hecken trennten ihn von andern Landstücken und begrenzten den Horizont wie ein grüner Vorhang. Tiefe Ruhe herrschte, und zwischen den vier Hecken um den Gemüsegarten lag die laue Mailuft gleichsam in Ohnmacht, in einem glückseligen Kindeschlummer, bei welchem das Summen der kleinen Insekten, mochte es auch noch so leise sein, dem Ohre nicht entging; ja, es hatte den Anschein, als höre man das Gemüse entstehen und wachsen. Die großen Beete mit Spinat und Sauerampfer zeigten in regelmäßiger Abwechslung ihr schwarzes, von grünen Blättermassen unterbrochenes Erdreich. Weiterhin erschienen die langen schnurgeraden Reihen von Salat, Zwiebeln, Porei und Sellerie wie Bleisoldaten in Paradeaufstellung; während die kleinen Erbsen und Bohnen ihre zarten Ranken allmählich in einem Walde von Stangen emporwanden, welche sie im Juni in ein dichtbelaubtes Gehölz umwandeln sollten. Nicht ein einziges Unkraut war zu sehen, und man hätte den Gemüsegarten eher für zwei parallel liegende, jeden Morgen sorgfältig ausgebürstete Teppiche mit gleichförmig grünen Mustern auf rötlichem

Grunde halten können. Zu beiden Seiten der Allee zog sich eine schmale Reihe von Thymianstöcken hin, deren kräftiger Duft Florent bei seinem Umhergehen ständig begleitete. Er war ganz entzückt von der hier herrschenden Ruhe und Sauberkeit, denn seit fast einem ganzen Jahre kannte er die Gemüse nicht anders als zerknickt und halb abgestorben; er freute sich, dieselben sozusagen in ihrer Behausung zu finden, ruhig im Erdboden wurzelnd, gesund und kräftig an allen Gliedern. Der Kohl zeigte ein breites behäbiges Gesicht, die Möhren machten den Eindruck der Heiterkeit, die Salatstauden zogen sich weit dahin mit der Gemächlichkeit des süßen Nichtsthuns. Dem gegenüber erschienen ihm die Hallen, welche er am selbigen Morgen verlassen hatte, wie ein gewaltiges Beinhaus, wie eine Stätte des Todes, wo man nur die Kadaver der Wesen findet, wie ein Herd von Pest und Verwesung. Immer langsamer schritt er weiter, bis er sich schließlich in dem Gemüsegarten der Frau François zur Ruhe setzte, als hätte er einen weiten anstrengenden Marsch gemacht. Das Getöse und die betäubende Feuchtigkeit des Seefischpavillons schwanden und er fühlte sich in dieser reinen Luft wie neugeboren, die Erde war das Leben, die ewige Wiege, der Gesundheitsborn der Menschheit.

„Die Omelette ist fertig!“ rief jetzt die Gemüsehändlerin.

Als sie alle drei in der Küche bei Tische saßen, während durch die offengelassene Thür der helle Sonnenschein hereindrang, entspann sich eine solche Heiterkeit, daß Frau François entzückt Florent betrachtete und bei jedem Bissen wiederholte:

„Sie sind gar nicht mehr derselbe wie früher, Sie sehen zehn Jahre jünger aus. Sollte wirklich dieses lumpige Paris Ihnen so gut bekommen? . . . Aber sehen Sie, die großen Städte taugen doch nichts; Sie sollten lieber hier wohnen.“

Claude entgegnete lachend, Paris sei prächtig und er nahm dasselbe in Schutz bis auf die Kinnsteine, wenn er dabei auch eine gewisse Empfänglichkeit für das Land nicht leugnete. Um Nachmittag befanden Frau François

und Florent sich allein in dem Garten und zwar in einer etwas entlegenen Ecke, wo mehrere Obstbäume standen. Sie hatten sich auf den Boden gesetzt und plauderten in ganz ruhiger vernünftiger Weise; Frau François erteilte Florent in zugleich mütterlicher und zärtlicher Weise die freundschaftlichsten Ratschläge. Sie frug ihn nach tausenderlei Dingen aus seinem Leben und über das, was er später zu werden gedente und bot ihm ihre Dienste an, wenn er einst zu seinem Wohle ihrer bedürfen sollte. Florent empfand darüber tiefe Rührung; denn noch nie hatte ein Weib mit ihm in dieser Weise gesprochen. Frau François machte auf ihn den Eindruck einer jungen kräftigen Pflanze, welche eben so üppig gediehen war, wie die Gemüse in dem fetten Boden des Gartens; während eine schöne Lisa, eine Normännin, kurz alle die Frauen der Hallen ihm wie übertünchte, immer jedoch wertlose Früchte erschienen. Hier fühlte er sich einige Stunden in ungestörtem Wohlfsein, hier war er frei von jenen erstickenden Hallendünsten, er lebte wieder auf ähnlich jener Kohlpflanze, welche Claude mehr als zehnmal hatte wachsen sehen wollen.

Gegen fünf Uhr nahmen sie Abschied von Frau François. Sie wollten zu Fuße zurückgehen, und die Gemüsehändlerin begleitete sie bis an das Ende der Straße, wo sie Florent nochmals die Hand drückte und sagte:

„Kommen Sie nur zu mir, wenn jemals irgend welcher Kummer Sie drückt.“

Auf dem Wege sprach Florent eine ganze Viertelstunde lang kein Wort; es kam ihm vor, als lasse er sein Wohlergehen hinter sich. Die Landstraße von Courbevoie war zwar sehr staubig; indes liebten beide die langen Fußmärsche und freuten sich, wenn ihre groben Schuhe recht derb austraten. Bei jedem Schritte wirbelte hinter ihren Abjäten eine kleine Staubwolke empor, und die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne begrenzten die langen Schatten der beiden Männer.

Claude machte große regelmäßige Schritte, wobei er mit selbstgefälligem Schmunzeln die beiden Schatten verfolgte. Plötzlich, als erwache er aus einem Traume, begann er:

„Haben Sie schon von dem Kriege zwischen den Fetten und den Magern gehört?“

Florent verneinte die Frage erstaunt. Nun erging sich Claude in begeisterten Lobeserhebungen über diesen Gegenstand. Er führte dabei verschiedene Episoden an: Die Fetten, meinte er, seien zum Zerplatzen dick und schlemmen jeden Abend, während die Magern, vor Hunger zusammengekrümmt, von der Straße aus mit der Miene neidischer Hopfenstangen zuschauen; die Fetten jagen außerdem von ihrem reichgedeckten Tische jeden Magern hinweg, welcher die Kühnheit besessen hat, sich in der demütigsten Weise einzuführen, und der nun hier wie ein Keigel inmitten einer Schar von Kugeln erscheint. Claude erblickte hierin das ganze Drama des Menschenlebens, und schließlich teilte er die Menschen in Magere und Fette ein, in zwei feindliche Gruppen, von denen die eine die andere verschlingt, sich den Wanst füllt und dem Genuß fröhnt.

„Sicherlich,“ fügte er hinzu, „war Cain ein Fetter, und Abel ein Magerer. Seit dem ersten Brudermorde sind es stets die gierigen Nimmersatte gewesen, welche den sich mit wenigem Begnügenden das Blut ausgesaugt haben . . . Es ist eine fortwährende Schlemmerei, wobei jeder den andern zu verschlingen bemüht ist . . . Also, lieber Freund, nehmen Sie sich vor den Fetten in Acht.“

Er schwieg einen Augenblick und verfolgte noch immer mit seinen Blicken die Schatten der beiden, welche die untergehende Sonne von Minute zu Minute länger erscheinen ließ. Endlich murmelte er:

„Wir sind nun die Magern, verstehen Sie . . . Sagen Sie mir bloß, ob man mit so schwächtigen Bäuchen, wie die unfrigen sind, im Sonnenscheine viel Schatten werfen kann.“

Florent warf verdrossen einen Blick auf die beiden Schatten; Claude jedoch rief ärgerlich:

„Es ist gar nicht recht von Ihnen, daß Sie dies lächerlich finden. Ich empfinde es schmerzlich, ein Magerer zu sein; wenn ich zu den Fetten gehörte, so würde ich mit Muße malen können, ich würde ein schönes Atelier besitzen und meine Gemälde mit Gold aufwiegen lassen. Statt

dessen bin ich ein Magerer und mühe mich ab, etwas zu finden, worüber die Fetten die Achseln zucken. Sicherlich werde ich auch so sterben, so dürr, daß man mich bei meiner Beerdigung zwischen zwei Blätter eines Buches wird legen können . . . Und Sie erst! Sie sind auf Ehrenwort ein wunderbarer Magerer, der König der Dürren. Sie erinnern sich doch noch Ihres Streites mit den Fischweibern; es sah prächtig aus, diese riesigen fetten Kehlen gegenüber Ihrer schwächtigen Brust, und jene Weiber handelten wirklich ganz instinktmäßig, indem sie auf den Magern Jagd machten wie die Katze auf die Maus . . . Im Grunde, verstehen Sie, empfindet der Fette einen gewissen Schrecken vor dem Mageren, so daß er darnach strebt, ihn entweder mit Puffen oder Fußtritten schleunigst aus seiner Nähe zu entfernen. Deshalb würde ich an Ihrer Stelle vorichtig sein. Quenus sind Fette, Mehudins sind Fette, kurz, Sie haben nur Fette um sich; mich würde so etwas beunruhigen.

„Nun, und Gavard, Fräulein Saget und Ihr Freund Marjolin?“ frug Florent, noch immer lächelnd.

„O! wenn Sie wünschen,“ antwortete Claude, „so will ich Ihnen alle unsere Bekannten klassifizieren. Schon lange besitze ich ihre Kopfbilder auf einem Karton in meinem Atelier mit Angabe der Art, welcher sie angehören. Es ist dies ein ganzes Kapitel Naturgeschichte, und die Verschiedenheiten sind ziemlich allgemeine . . . Fräulein Saget und Frau Lecoeur sind Magere, übrigens aber sehr zu fürchtende Varietäten, verzweifelte Magere, welche, um fett zu werden, zu allem fähig sind . . . Mein Freund Marjolin, die kleine Cadine und die Sarriette sind zwar drei Fette, allein noch unschuldige, welche nur den lebenswürdigen Hunger der Jugend zeigen. Es ist überhaupt zu bemerken, daß der Fette, so lange er noch nicht ein höheres Alter erreicht hat, ein reizendes Wesen ist . . . Herr Lebigre ist ein Fetter, nicht wahr? Was Ihre politischen Freunde anbetrifft, so sind sie im allgemeinen Magere, wie Charvet, die Clemence, Logre und Lacaille. Ich erwähne hier nur als Ausnahme den dicken Alexander und den wunderlichen Robine. Letzterer hat mir große Mühe gemacht.“

In diesem Tone fuhr der Maler fort von der Brücke

von Neuilly an bis zu dem Triumphbogen. Immer wieder kam er auf dieses Thema zurück, wobei er gewisse Porträts mit charakteristischen Zügen vollends ausmalte: Logre, meinte er, sei ein Magerer, welcher den Bauch zwischen den Schultern trage; die schöne Lisa sei nichts als Bauch und die schöne Normännin nichts als Brust; Fräulein Saget habe sicherlich in ihrem Leben eine Gelegenheit, fett zu werden, vorübergehen lassen, denn sie verabscheue die Fetten, während sie zugleich einen gewissen Groll gegen die Magern hege; Gavard endlich kompromittiere bloß sein Fett und mit ihm werde es noch ganz kläglich enden.

„Und Frau François?“ fragte Florent.

Claude war über diese Frage sehr bestürzt; lange suchte er nach Worten und endlich stotterte er:

„Frau François, Frau François . . . Nein, das weiß ich nicht, ich habe noch nie daran gedacht, sie einzuordnen . . . Sie ist, mit einem Wort gesagt, ein braves Weib und gehört wahrhaftig weder zu den Fetten noch zu den Magern!“

Beide mußten lachen. Sie befanden sich jetzt gerade dem Triumphbogen gegenüber, und die Sonne war bereits so tief unter die Hügelketten von Suresne gesunken, daß die Schatten der zwei Männer in riesenhaften Dimensionen das weiße Monument verdunkelten. Claude, welchen dieser Anblick noch mehr ergözte, streckte die Arme aus und beugte sich nieder; hierauf ging er weiter und sagte:

„Haben Sie es gesehen? Als die Sonne unterging, berührten unsere beiden Köpfe den Himmel.“

Aber Florent war wieder ernst geworden; denn Paris nahm ihn wieder in seine Mauern auf, Paris, welches ihn jetzt mit Schrecken erfüllte, nachdem es ihm in Cayenne so viele Thränen gekostet hatte. Als er in den Hallen anlangte, sank die Nacht hernieder, und die erstickenden Dünste umwallten sein Haupt. Niedergeschlagen betrat er jetzt wieder den Ort seines Kummers, während noch die süße und zugleich trübe Erinnerung an diesen Tag ungestörten Wohlseins sein Gemüt erfüllte.

V.

Am nächsten Tage gegen vier Uhr begab sich Lisa nach Saint-Eustache. Sie hatte zu diesem Zweck eine feine Toilette angelegt, bestehend aus einem schwarzseidenen Kleide und einem türkischen Shawl. Die schöne Normännin, welche vom Fischmarkt aus ihr mit den Blicken bis unter das Kirchenportal folgte, war außer sich darüber.

„Na, ich danke!“ jagte sie böshast, „jetzt hält es die Dike gar mit den Pfaffen . . . Es wird dieses Frauenzimmer wohl endlich einmal beruhigen, wenn sie sich die Nase mit Weihrauch füllen kann.“

Hierin täuschte sie sich jedoch, denn Lisa war keineswegs übermäßig fromm. Gewöhnlich sagte sie, sie suche in allen Dingen ehrenhaft zu bleiben. Dies sei genug. Allein sie hatte es auch nicht gern, wenn man in ihrer Gegenwart über die Religion spöttelte; so brachte sie oft Gavard zum Schweigen, der ein besonderer Freund von pikanten Affären zwischen Priestern und Nonnen war. So etwas erschien ihr durchaus unschicklich; nach ihrer Meinung mußte man einem jeden seinen Glauben lassen und die Bedenken aller respektieren. Zudem, behauptete sie, seien die Priester im allgemeinen ganz brave Leute. Sie kannte zufällig den Abbé Roustan von Saint-Eustache, einen distinguierten Mann, dessen Ehrbarkeit ihr völlig sicher erschien. Schließlich erklärte sie, die Religion sei für die meisten Menschen unbedingt notwendig; sie betrachtete dieselbe als eine Art Polizei, welche die Ordnung aufrecht erhalten helfe und ohne die keine Regierung denkbar sei. Wenn Gavard die Sache zu weit trieb, indem er sagte, man müsse die Pfaffen zum Tempel hinausjagen und ihnen die Bude schließen, entgegnete sie achselzuckend:

„Dann würden Sie weit kommen! . . . Schon nach einem Monat würde einer den andern auf offener Straße totschlagen und man würde sich gezwungen sehen, einen andern

Herrgott zu finden. Anno Dreiundneunzig ist es so geschehen . . . Sie wissen doch, nicht wahr? daß ich es nicht mit den Priestern halte; allein ich behaupte, sie müssen sein, eben weil sie nötig sind.“

Wenn Lisa in die Kirche ging, so war sie dann auch andächtig. Sie hatte sich, um den Begräbnissen und Trauungen beiwohnen zu können, ein schönes Gebetbuch gekauft, welches sie aber nie öffnete. An den geweihten Orten kniete sie nieder und besleißigte sich, denjenigen Anstand zu wahren, welchen man schicklicher Weise haben mußte. Es war dies für sie eine Art öffentlicher Haltung, wie sie alle rechtschaffenen Leute, Händler und Grundeigentümer, der Religion gegenüber zu bewahren die Verpflichtung haben.

Als an diesem Tage die schöne Fleischerin in Saint-Eustache eintrat, ließ sie die doppelte, von den Händen der Frommen schon sehr abgenutzte Tuchportiere leise zurückschleichen. Darauf tauchte sie die Finger in das Weihwasserbecken und bekreuzte sich vorschriftsmäßig. Langsam ging sie alsdann bis nach der St. Agneskapelle, wo zwei Frauen auf den Knien lagen, während das blaue Kleid einer dritten über den Beichtstuhl hervorragte. Lisa schien verdrießlich, und indem sie sich an einen vorübergehenden Kirchenbedienten wandte, frug sie:

„Hält heute nicht der Herr Abbé Roustan die Beichte?“

Jener entgegnete, der Herr Abbé habe nur noch Beichten zu besorgen, es werde gar nicht mehr lange dauern; und wenn sie immer einen Stuhl nehmen wolle, so werde sie gleich an die Reihe kommen. Sie dankte ihm, ohne indeß zu sagen, daß sie eigentlich gar nicht der Beichte halber komme; sie beschloß daher zu warten und schritt über die Steinflächen dahin nach dem Hauptportal, von wo aus sie zwischen den in lebhaften Farbentönen erglänzenden Seitenschiffen das völlig leere Hauptschiff betrachtete; als ihre Blicke auf den Hochaltar fielen, fand sie diesen viel zu einfach, zumal da sie an dieser kalten Großartigkeit des Steinwerkes keinen Geschmack fand und die Vergoldungen und das bunte Farbungemisch der Seiten-

kapelle viel lieber sah. Nach der Seite der Rue du Jour hin erschienen diese Kapellen in grauer Dunkelheit, da das Licht nur spärlich durch die staubigen Fensterscheiben hereindrang; während nach den Hallen zu die Strahlen der untergehenden Sonne in mildem Glanze die großen Kirchenfenster erleuchteten, wobei besonders die grünen und gelben Scheiben so rein leuchteten, daß sie Lisa unwillkürlich an die Liförflaschen vor den Spiegelscheiben des Herrn Lebigre erinnerten. Von hier zurückkehrend, fand sie ein großes Interesse an den Reliquien-schreinen, den Altartüchern und den Gemälden. Die Kirche war leer, und tiefes Schweigen herrschte in den hohen Gewölben. Nur einige Frauenkleider zeigten sich als dunkle Flecken inmitten des einförmigen Gelb der Stühle, und aus den verschlossenen Beichtstühlen drang leises Zischeln hervor. Als Lisa wieder an der St. Agneskapelle vorüberkam, sah sie, daß das blaue Kleid sich noch immer zu den Füßen des Abbé Roustan befand.

„Ich würde, wenn ich wollte, in zehn Sekunden fertig sein,“ dachte sie in dem Selbstgefühl ihrer Rechtschaffenheit.

Sie begab sich jetzt hinter den Hochaltar, wo im Schatten einer Doppelreihe von Pfeilern die Kapelle der heiligen Jungfrau in tiefer Stille liegt. Die trüben Scheiben lassen das Licht nur in matten roten oder violetten Streifen auf die Kleider der Heiligen scheinen, wo es wie die Flammen mystischer Liebe inmitten der Andacht und der weihvollen Dunkelheit brennt. Es ist dies eine geheimnisvolle Ecke, wo die Lichter zweier Kerzen wie Sterne funkeln und vier von dem Gewölbe herabhängende, nur mit Mühe zu bemerkende Metallleuchter den Gedanken an die großen goldnen Weihrauchbecken wachrufen, welche die Engel am Marientage tragen.

Lisa betrachtete dies alles mit der größten Ruhe, denn sie war durchaus nicht nervös. Sie fand, daß man un-
recht thue, die Leuchter nicht anzuzünden, indem das Licht einen freundlicheren Eindruck mache. Von den ihr zur Seite auf einem Leuchter brennenden Kerzen wehte ihr ein warmer Hauch ins Gesicht, während eine alte Frau mit einem groben Messer das herabgeträufelte Wachs abkratzte,

und mitten in der weihetvollen Stille der Kapelle, in dieser stummen Ohnmacht der Liebe hörte sie ganz deutlich das Rollen der Wagen, welche hinter den auf den Fensterscheiben gemalten, theils roten, theils violetten Heiligenbildern aus der Rue Montmartre kamen. In der Ferne erscholl das dumpfe Getöse der Hallen.

Als sie eben die Kapelle verließ, sah sie die jüngere Mehudin, Clairen eintreten. Diese zündete eine Kerze an dem Leuchter an; darauf kniete sie hinter einem Pfeiler nieder, wobei ihr Gesicht totenbleich erschien. Da sie sich hier unbelauscht glaubte, brach sie in heißes Schluchzen aus, und unter der Inbrunst ihrer Gebete krümmte sie sich wie ein Baum im Ungewitter. Die schöne Fleischerin wußte nicht, was sie vor Erstaunen denken sollte, denn Mehudins waren sonst nichts weniger als fromm, und besonders Claire pflegte über die Religion und die Priester in einer Weise zu sprechen, daß einem die Haare zu Berge standen.

„Was mag sie nur eigentlich haben?“ sagte sie zu sich, als sie wieder nach der St. Agneskapelle zurückkam. „Sie wird wohl gar einen Mann vergiftet haben, dieses elende Frauenzimmer.“

Endlich kam der Abbé Roustan aus seinem Beichtstuhl. Es war ein schöner Mann von etwa vierzig Jahren und freundlicher Miene. Als er Frau Quenu bemerkte, reichte er ihr die Hand zum Gruße, nannte sie „liebe Dame“, führte sie in die Sakristei, wo er sein Chorhemd ablegte und ihr sagte, er werde sich nun ganz ihr widmen. Darauf kehrten sie zurück, er in der Soutane und im bloßen Kopfe, sie in ihren Shawl gehüllt, und sie schritt an den nach der Rue du Jour zu gelegenen Seitenkapellen dahin. Ihr Gespräch war ganz leise; die letzten Sonnenstrahlen erstarben allmählich in den Scheiben, und die Kirche ward finster, während die letzten Frommen leise über die Steinfliesen dahin huschten.

Indessen setzte Lisa ihre Bedenken dem Abbé Roustan auseinander, wie denn überhaupt zwischen ihnen von der Religion nie die Rede war. Sie beichtete nicht, sondern zog ihn nur in besonders schwierigen Fällen zu Rate als

einen verschwiegenen klugen Mann, den sie, wie sie zuweilen sagte, allen jenen unheimlichen Menschen vorzog, welche nach dem Bagno riechen. Roustan zeigte ihr gegenüber ein unerschöpfliches Wohlwollen; er durchblätterte für sie den Codex, gab ihr an, wie sie ihr Geld am vorteilhaftesten anlegen könne, sprach schonend über moralische Schwierigkeiten, empfahl ihr Lieferanten, kurz, selbst auf die verwickeltsten Fragen wußte er schlagfertig zu antworten; alles natürlich, ohne Gott ins Spiel zu bringen und ohne irgend einen Vorteil für sich oder für die Religion daraus ziehen zu wollen. Ein Dank und ein freundlicher Blick genügten ihm, und er empfand es als eine gewisse Befriedigung, mit dieser schönen Frau Quenu verkehren zu können, von der seine Haushälterin ihm oft mit Respekt erzählte als einer im Viertel hochgeschätzten Person. An diesem Tage nun berührte ihr Gespräch ein besonders delikates Thema; es handelte sich nämlich für Lisa darum, zu erfahren, wie sie sich vom Standpunkte der Rechtschaffenheit aus ihrem Schwager gegenüber benehmen könne; ob sie das Recht besitze, ihn zu überwachen, ihn zu verhindern, ihren Mann, ihre Tochter und sie selbst zu krompromittieren, und endlich, wie weit sie im Falle dringender Gefahr gehen könne. Sie verlangte indeß diese Sachen keineswegs barsch, sondern stellte ihre Fragen so klug und schonend, daß der Abbé über den Gegenstand sprechen konnte, ohne die Personen in Betracht ziehen zu müssen. Wiewohl nun so manches widersprechende Urtheil hierbei gefällt wurde, so war doch die allgemeine Ansicht die: eine ehrenhafte Seele habe das Recht, sogar die Pflicht, das Böse zu verhindern, gleichviel welche Mittel zum Siege des Guten notwendig seien.

„Das ist meine Ansicht, liebe Dame,“ sagte er schließlich, die „Beurteilung der Mittel ist stets eine ernste Sache; die Mittel sind die große Falle, in welcher sich die gewöhnlichen Tugenden fangen . . . Aber ich weiß, daß Sie ein gutes Gewissen haben; erwägen Sie also eine jede Ihrer Handlungen, und wenn Sie auf keine Widersprüche stoßen, so gehen Sie unbedenklich vor . . . Die ehrenhaften Naturen besitzen die wunderbare Kraft, in allen Dingen ihre Ehrenhaftigkeit zur Geltung zu bringen.“

Mit veränderter Stimme fuhr er fort:

„Sagen Sie doch Herrn Quenu einen schönen Gruß von mir, und wenn ich einmal bei Ihnen vorbeikomme, so werde ich auch meine liebe kleine Pauline umarmen . . . Auf Wiedersehen, liebe Dame, ich stehe Ihnen ganz zur Verfügung.“

Er kehrte nach der Sakristei zurück, und Liza, ehe sie sich entfernte, konnte nicht umhin, nachzusehen, ob Claire noch immer bete; allein diese war zu ihren Karpfen und Aalen zurückgekehrt, und in der Kapelle der heiligen Jungfrau, wo jetzt tiefe Finsternis herrschte, sah man nur noch eine Menge Stühle, welche durch die Frömmigkeitsglut der betenden Frauen zum großen Teil umgeworfen worden waren.

Als die schöne Fleischerin abermals über den Platz schritt, erkannte die Normännin sie in der Dunkelheit an der vollen Rundung ihrer Kleider.

„Ich danke schön!“ rief sie aus, „die ist über eine Stunde lang geblieben. Wenn die Pfaffen der die Sünden abwaschen, so bilden die Chorknaben eine Kette, um die Eimer voll Schmutz auf die Straße zu befördern.“

Am nächsten Morgen begab Liza sich sofort in Florents Zimmer. Hier bewegte sie sich mit der größten Unbefangenheit, da sie sich sicher wußte, nicht gestört zu werden, und übrigens auch fest entschlossen war, eine Notlüge zu machen, wenn Florent wieder heraufkäme, zum Beispiel zu sagen, sie wolle sich nur überzeugen, ob die Wäsche noch in gutem Stande sei. Außerdem hatte sie aber auch beobachtet, daß Florent auf dem Fischmarke stark beschäftigt war. Sie setzte sich also vor den kleinen Tisch, zog den Schubkasten heraus, setzte sich diesen auf den Schoß und leerte ihn mit der größten Vorsicht, indem sie besonders darauf achtete, daß sie die Papierbündel wieder in derselben Ordnung hineinthat. Zuerst fand sie die ersten Kapitel des Werkes über Cayenne, alsdann die Projekte und Pläne aller Art, die Umwandlung der städtischen Steuern in Handelstaren, die Reform des Verwaltungssystems der Hallen und anderes. Diese feingeschriebenen Seiten, welche sie nur mit Mühe lesen konnte, langweilten sie in hohem

Grade, und so schob sie den Kasten wieder zu in der festen Ueberzeugung, daß Florent den Beweis seiner bösen Absichten anderswo verbergen müsse; ja, sie dachte sogar schon daran, die Wolle der Matratzen zu durchsuchen, als sie in einem Briefkouvert das Porträt der Normännin entdeckte. Die bereits etwas schmutzige Photographie stellte die Normännin dar, den rechten Arm auf einen Säulenschaft gestützt, angethan mit ihren sämtlichen Schmucksachen und einem neuen weitbauschnigen Seidenkleid, während ein Zug unverschämten Lachens über ihrem Gesicht lagerte. Hierüber vergaß Lisa alles andere, und sie vertiefte sich ganz und gar in die Betrachtung ihrer Erzfeindin; denn noch nie hatte sie bisher Gelegenheit gehabt, dieselbe so nahe zu sehen. Sie prüfte das Haar, die Nase, den Mund; bald hielt sie die Photographie etwas weiter von sich weg, bald brachte sie dieselbe näher. Endlich las sie mit vor Ingrimm zusammengekniffenen Lippen auf der Rückseite in grober schlechter Schrift: „Louise ihrem Freunde Florent.“ Schon stieg in ihr die Begierde auf, diese Karte an sich zu nehmen und nötigenfalls als Waffe gegen ihre Feindin zu behalten; allein sie schob dieselbe langsam wieder in das Kouvert, da sie sich überlegte, daß dies unrecht sein würde und sie ja übrigens die Photographie zu jeder Zeit wiederfinden könne.

Als sie hierauf von neuem die einzelnen Blätter durchstöberte, fiel es ihr ein, doch auch einmal auf dem Boden nachzusehen, dort wo Florent den Zwirn und die Nadeln Augustinens hingelegt hatte; hier nun entdeckte sie zwischen dem Gebetbuch und dem Traumbuch äußerst kompromittierende Notizen, die nur durch einen grauen Papierumschlag den Blicken entzogen waren. Die Jden einer Insurrektion, eines Sturzes des Kaiserreiches mit Hilfe eines Gewaltstreiches, welche eines Abends Logre bei Herrn Lebigre ausgesprochen, war langsam in Florents erhitztem Geiste zur Reife gelangt, so daß er bald darin eine Pflicht, eine Mission erblickte. Hierin hatte er endlich den Zweck seiner Flucht aus Cayenne und seiner Rückkehr nach Paris gefunden. In dem Glauben, seine Magerkeit an dieser fettstrotzenden Stadt rächen zu müssen, während

die Vertheidiger des Rechtes in der Verbannung vor Hunger umkamen, machte er sich zum Rächer, um dieses Reich der Völlerei und Trunksucht zu vernichten. In seinem zarten Gemüt faßte diese fixe Idee leicht Wurzel; alles nahm ungeheuerliche Dimensionen an, die sonderbarsten Geschichten bauten sich auf, er glaubte, die Hallen hätten sich bei seiner Ankunft seiner bemächtigt, um ihn zu verweichlichen, ihn mit ihren Dünsten zu vergiften. Sodann wollte ihn auch Lisa vernichten; er mied dieselbe deshalb oft zwei bis drei Tage lang, wie ein Auflösungsmittel, welches seine Pläne zu nichte machen könne. Diese Aufwallungen kindlicher Angst, diese Leidenschaftsausbrüche eines entrüsteten Mannes jedoch endeten bei ihm stets in Sanftmut, in einem Bedürfnis nach Liebe, welches er mit kindlicher Scham zu verbergen suchte. Besonders am Abend stiegen derartige sinnberauschende Phantasien in Florents Geiste auf. Unzufrieden mit seinem Tagewerk, unfähig zu schlafen infolge einer ungewissen bangen Furcht, blieb er mit jedem Tage länger bei Lebigre oder bei Mehubins, und wenn er dann nach Hause kam, legte er sich noch nicht zu Bett, sondern arbeitete noch lange an dem verhängnisvollen Insurrektionsplan. Allmählich fand er ein vollständiges Organisationsprojekt: er theilte Paris in zwanzig Sektionen, deren jede einen Chef haben sollte, eine Art General, welcher wieder zwanzig Lieutenants unter sich hatte, die zwanzig Bundeskompagnien kommandierten. Alle Wochen sollte unter den Chefs eine Beratung stattfinden und zwar jedesmal in einem andern Lokal; der größeren Verschwiegenheit wegen sollten überhaupt die Bundesgenossen nur ihren Lieutenant kennen und nur dieser sich mit dem Chef seiner Sektion auszusprechen; ebenso würde es von Nutzen sein, wenn diese Kompagnien sämtlich über ihre eigentliche Mission nicht unterrichtet wären. Was die Ausführung anbelangte, so war sie ganz einfach. Man wollte die vollständige Bildung der verschiedenen Abteilungen abwarten und darauf die erste politische Bewegung benutzen. Da man dann ohne Zweifel nur einige Jagdgewehre besitzen würde, so wollte man sich vor allen Dingen der Posten bemächtigen, die

Feuerwehr, die Garde von Paris und die Linien Soldaten entwaffnen, womöglich ohne eine Schlacht zu liefern, indem man sie statt dessen einladen wollte, mit dem Volke gemeinsame Sache zu machen. Hierauf sollte es direkt auf die gesetzgebende Versammlung und auf das Rathaus losgehen. Dieser Plan, auf welchen Florent jeden Abend zurückkam, wie auf den Bühnenplan eines seine Nervosität abschwächenden Dramas, war jetzt nur erst auf einzelne Papierblätter geschrieben, welche ganz deutlich die Unsicherheit des Verfassers zeigten und gestatteten, den einzelnen Phasen des Unternehmens zu folgen. Als Lisa diese Notizen durchgelesen hatte, ohne sie indeß alle zu verstehen, zitterte sie vor Aufregung und wagte nicht, diese Papiere noch länger zu berühren, da sie fürchtete, dieselben würden jeden Augenblick wie geladene Gewehre in ihren Händen zerspringen.

Doch eine Notiz erschreckte sie mehr als alle andern. Es war dies ein Blatt, auf welches Florent die Form der Abzeichen gemalt hatte, welche die Chefs und die Lieutenants von einander unterscheiden sollten; daneben befanden sich in gleicher Weise die Standarten der Kompagnien. Bleistiftnotizen gaben sogar die Farbe der Standarten für die zwanzig Arrondissements an. Die Abzeichen der Chefs waren rote Schärpen, die der Lieutenants rote Armbinden. Es bedeutete dies in Lisas Augen die unmittelbare Verwirklichung des Aufstandes; sie sah schon im Geiste diese Männer mit ihren roten Binden an ihrem Fleischladen vorbeistürmen, Kugeln in die Spiegel und Marmorverkleidungen jagen und das Schaufenster plündern. Die elenden Pläne ihres Schwagers erschienen ihr wie ein Attentat auf ihre Person, auf ihr Glück. Sie schob den Kasten wieder zu und blickte im Zimmer umher, wobei sie sich sagte, daß sie es sei, welche diesen gefährlichen Menschen beherberge, in deren Betten er schlafe, deren Möbel er benutze. Besonders aber empörte sie der Gedanke, daß er die scheußliche Höllemaschine in diesem kleinen Tischchen verbarg, welches ihr einst bei dem alten Gondelle vor ihrer Heirat so manchen Dienst geleistet hatte.

Nachdenklich blieb sie stehen und überlegte, was zu thun sei. Vor allen Dingen war es unnütz, Quenu davon in Kenntniß zu setzen, und so kam sie auf den Gedanken, sich Florent gegenüber offen zu erklären, allein sie fürchtete, dieser möchte dann davongehen, sein Verbrechen anderswo ausführen und aus Bosheit sie kompromittieren. So beruhigte sie sich und zog vor, ihn zu überwachen. Bei der ersten Gefahr wollte sie dann schon sehen, was zu thun sei. Im ganzen hatte sie aber doch jetzt Beweise in den Händen, mittelst deren sie ihn wieder auf die Galeere bringen konnte.

Als sie wieder in den Laden kam, sah sie Augustinen in großer Aufregung. Die kleine Pauline war schon länger als eine halbe Stunde verschwunden, und auf Lisas ängstliche Fragen konnte das Ladenmädchen nur antworten:

„Ich weiß nicht, Madame. . . Sie war eben noch hier auf dem Trottoir mit einem kleinen Jungen zusammen. . . Ich sah ihnen zu, dann mußte ich einem Herrn ein Stück Schinken abschneiden, und als ich wieder hinausblickte, war niemand mehr da.“

„Ich wette, das ist wieder Famos gewesen!“ rief die Fleischerin aus; „dieser nichtsnutzige Bengel!“

In der That war es Famos. Pauline, welche gerade an diesem Tage ein neues Kleid mit blauen Streifen zum ersten Male trug, wollte sich darin zeigen. Stolz aufgerichtet stand sie vor dem Laden und kniff die Lippen zusammen mit jenem eigentümlichen Ernst eines sechsjährigen Weibchens, welches sich zu beschmutzen fürchtet. Ihre sehr kurzen steifgestärkten Kleider hauchten dabei wie die Röcke einer Tänzerin und ließen ihre stramm anliegenden weißen Strümpfe und ihre azurblauen Lacklederstiefletten sehen; während ihre große Schürze, am Halse weit ausgeschnitten, auf den Schultern einen schmalen gestickten Volant zeigte, unter welchen ihre wunderbaren rosigen Arme hervorragten. Sie trug mit Türkiſen besetzte Ohrringe, ein Jeannettenkreuz am Halse und ein blaues Sammetband in den sauber geglätteten Haaren.

Famos hatte sie von den Hallen aus bemerkt. Er war gerade damit beschäftigt, kleine tote Fische in den

Rinnsteinen fortzuschwimmen zu lassen. Allein beim Anblick der so schönen und sauber gekleideten Pauline eilte er über die Straße; ohne Mütze, mit zerrissener Blouse, geplatzten Hosen, welche das Hemd durchschauen ließen, kurz, in dem Lumpenanzuge eines siebenjährigen Gassenbuben. Seine Mutter hatte ihm allerdings streng verboten, jemals mit dieser dicken Gans zu spielen, welche ihre Eltern fütterten, daß sie beinahe zerplaze. Deshalb schlich er sich eine Zeit lang um sie herum, bis er an sie herankam und das schöne blaugestreifte Kleid betasten wollte. Pauline, welche sich anfangs zwar geschmeichelt fühlte, trat jetzt mit verächtlicher Miene zurück und sagte in ärgerlichem Tone:

„Laß mich gehen. . . Mama will es nicht.“

Der kleine verwegene Famos mußte darüber lachen.

„Na!“ sagte er, „Du bist eine schöne dumme Gans! Was thut denn das, wenn es Deine Mama nicht will? Komm wir wollen lieber ein bißchen Stoßen spielen.“

Er schien dabei den böshafsten Gedanken zu hegen, Pauline schmutzig zu machen, und als diese sah, wie er ausholte, um ihr einen Stoß in den Rücken zu versetzen, wich sie noch weiter zurück und machte Miene, zur Thür hineinzugehen.

„Bist Du aber dumm!“ rief er, „das ist doch weiter nichts . . . Du bist aber wirklich sehr hübsch angezogen. Gehört das Kreuz Deiner Mama?“

Mit stolzer Miene entgegnete sie, es sei dies ihr Eigentum. Nun führte er sie sanft bis an die Ecke der Rue Pirouette; er betastete dabei ihre Kleider und fand es sonderbar, daß dieselben so steif waren, was der Kleinen unendliches Vergnügen machte, denn seitdem sie die Schöne auf der Straße spielte, ärgerte sie sich über nichts so sehr, als wenn niemand auf sie schaute. Aber trotz aller Komplimente des kleinen Famos wollte sie doch nicht vom Trottoir heruntergehen.

„So eine dumme Gans!“ rief er aus, indem er wieder grob ward. „Ich werde Dich gleich auf den Hintern setzen, verstehst Du, Fräulein Stuckerliese!“

Sie erschrak heftig. Da nahm er sie bei der Hand

und indem er hastig in seiner Tasche umherwühlte, sagte er mit schmeichelnder Stimme:

„Ich habe einen Sou.“

Der Anblick des Geldstücks beruhigte Pauline. Famos hielt das Geldstück so geschickt vor sie hin, daß sie, ohne es weiter zu merken, auf die Straße hinabtrat. Sicherlich war dieses Geld für den kleinen Famos ein ganz nettes Vermögen.

„Was ist Du denn gern?“ frug er.

Sie antwortete nicht sogleich, denn sie war sehr verwöhnt. Er zählte ihr nun eine gewisse Menge Leckereien auf: Süßholz, Melasse, Gummizucker, Farinzucker. Letzterer ließ die Kleine lange überlegen; denn Farinzucker naschen ist sehr bequem, indem man nur den Finger einzutauchen und abzulecken braucht. Endlich erklärte sie:

„Rein, ich habe die Zuckerdüten am liebsten.“

Da faßte er sie am Arme und führte sie mit sich, ohne auf die geringste Weigerung ihrerseits zu stoßen. Sie überschritten die Rue Rambuteau, gingen auf dem an den Hallen vorbeiführenden breiten Trottoir hin, bis sie in der Rue de Cassonerie zu einem Gewürzkrämer kamen, der wegen seiner schönen Zuckerdüten in hohem Ansehen stand. Diese Zuckerdüten sind kleine Papierdüten, in welche die Gewürzkrämer den Abfall packen, die zerbrochenen Zuckersachen, die in Stücke gegangenen glacierten Kastanien und die Nester aus den Bonbonbüchsen. Famos zeigte sich sehr galant, indem er Pauline die Düte selbst wählen ließ und sie ihr nicht wieder wegnahm, sondern ruhig seinen Sou bezahlte. Auf dem Trottoir stopfte sie den Inhalt der Düte in die beiden Taschen ihrer Schürze, die so eng waren, daß sie bis oben heran voll wurden. Hierauf tupfte sie mit freudestrahrenden Blicken langsam ein Krümchen nach dem andern auf, wobei sie den Finger naß machte, um selbst die kleinsten Brocken zu erhaschen. Famos lachte dazu verstohlen und führte sie mittlerweile, den Arm um ihre Taille schlingend, um die Ecke der Rue Pierre-Lescot nach dem Innocenzplaz zu, wobei er sagte:

„Nun? willst du jetzt vielleicht mit spielen? . . . Das

ist gut, was Du da in der Tasche hast. Du siehst wohl nun, dummes Ding, daß ich Dir nichts Böses thun wollte.“

Mit diesen Worten wühlte er selbst mit den Fingern in ihren Taschen umher. Unterdessen betraten sie den Square, und hierher gedachte ohne Zweifel der kleine Famos sein Opfer zu führen. Noch nie war Pauline bisher so weit mitgegangen und sie würde wie ein verzogenes Dämchen geweint haben, wenn sie keinen Zucker in der Tasche gehabt hätte. Mitten auf dem von Beeten durchzogenen Grasplatz ließ eine Fontäne ihre Strahlen steigen und die weißen Nymphengestalten von der Hand Jean Goujons zeigten ihre nackte Grazie mitten in der rußgeschwängerten Luft des Quartier Saint-Denis. Eine zahlreiche Kinderschaar sah hier zu, wie das Wasser aus sechs Bassins floß, erfreute sich an den Grasflächen und dachte wahrscheinlich daran, den mittleren Grasplatz zu durchheilen oder sich unter die dichten Gebüsche von Stechpalmen und Rosenbäumen zu schleichen. Mittlerweile war es dem kleinen Famos gelungen, das schöne Kleid von hinten zu zerknittern, und er sagte mit verstohlenem Lächeln:

„Wir wollen uns ein wenig mit Sand werfen, willst Du?“

Pauline ließ sich verführen, und so bewarfen sie sich gegenseitig mit Sand, wobei sie die Augen zumachten. Dabei fiel der Sand in die weitausgeschnittene Taille der Kleinen und rollte am ganzen Körper herunter bis in die Strümpfe und Schuhe. Famos freute sich königlich, als er sah, wie die weiße Schürze allmählich eine ganz gelbe Färbung annahm; allein er fand ohne Zweifel, daß dies noch zu sauber sei.

„Nun, wie wäre es denn, wenn wir Bäumchen pflanzten?“ frug er plötzlich. „Ich kann recht hübsche Gärtchen machen.“

„Ach ja, Gärtchen!“ murmelte Pauline voll Bewunderung.

Da nun zufällig der Wächter des Square nicht zugegen war, ließ er sie tiefe Löcher in den Erdboden wühlen. Sie kniete dabei mitten in das weiche Erdreich, bald legte sie sich lang auf den Bauch und wühlte mit ihren schönen

bloßen Armen bis zu den Ellbogen tief, Famos suchte unterdessen theils dürre Holzstückchen, theils brach er kleine Aeste ab. Dies waren die Bäume des Gartens, und er pflanzte dieselben in die von Paulinen gegrabenen Löcher. Nur fand er nie die Löcher tief genug, und er behandelte die Kleine mit der Barschheit eines Meisters als schlechte Arbeiterin. Als sie wieder aufstand, war sie von oben bis unten schmutzig; sie hatte Erdstückchen in den Haaren hängen und sah mit ihren kleinen Kohlenhegerarmen so drollig aus, daß Famos erfreut in die Hände klatschte und ausrief: „Jetzt wollen wir sie gießen. . . Verstehst Du, sonst wachsen sie nicht.“

Sie verließen den Square, rafften in der hohlen Hand Wasser aus dem Rinnsteine und eilten zurück, um damit die Holzstückchen zu begießen. Unterwegs ließ Pauline, welche viel zu dick war, um schnell laufen zu können, das ganze Wasser zwischen den Fingern hindurch an ihren Kleidern herablaufen, so daß, als sie zum sechsten Male zurückkam, sie aussah, als habe sie sich im Rinnstein umhergewälzt. Famos fand sie nur dann schön, als sie recht schmutzig war, und lud sie ein, sich mit ihm unter einen Rosenbaum zu setzen neben dem Garten, welchen sie gepflanzt hatten, wobei er ihr weiß machte, es wachse schon. Zugleich hatte er ihre Hand erfaßt und nannte sie seine kleine Frau.

„Du bedauerst doch nicht,“ sagte er, „daß Du hierher gekommen bist, nicht wahr? Es ist doch besser, als auf dem lumpigen Trottoir, wo Du Dich doch nur langweilst. . . Du sollst nur einmal sehen, wie viele Spiele ich kann. Indes jetzt werden wir umkehren müssen. . . Nur soll man der Mama nicht alles klatschen; so dumm muß man gar nicht sein. . . Wenn Du nur ein Wort sagst, weißt Du, so rupfe ich Dir die Haare heraus, wenn ich einmal wieder an Dir vorbeigehe.“

Pauline sagte zu allem Ja, und als letzte Galanterie stopfte Famos ihr noch beide Schürzentaschen voll Erde. Jetzt drückte er sie auch fest an sich und suchte ihr irgend einen dummen Streich zu spielen. Da sie aber jetzt keinen Zucker mehr hatte, auch nicht mehr spielen konnte, so ward

sie sehr unruhig und als er gar anfing, sie zu zwicken, erklärte sie unter Thränen, sie wolle nach Hause. Famos, darüber hoch erfreut, drohte, er werde sie nicht wieder zu ihren Eltern führen. Die Kleine erschraf über diese Erklärung aufs heftigste und stieß nur noch unterdrückte Seufzer aus, gerade wie irgend eine Schöne, die sich in einer unbekanntem Herberge den Händen eines Verführers preisgegeben sieht. Sicherlich hätte er sie schließlich noch geschlagen, um sie zum Schweigen zu bringen, als eine grelle Stimme, die Stimme des Fräulein Saget, neben ihnen rief:

„Ach, Herr meines Lebens! was sehe ich. . . Das ist ja Pauline! . . . Willst Du sie gleich in Ruhe lassen, Du verwünschter Taugenichts!“

Mit diesen Worten nahm das alte Fräulein Pauline bei der Hand und klagte lebhaft über den jämmerlichen Zustand ihres Kleides. Famos jedoch war nichts weniger als erschrocken; mit höhnischem Lächeln folgte er den beiden und erklärte zu wiederholten Malen, daß Pauline selber schuld sei, weil sie sich aus freien Stücken auf dem Boden umhergewälzt habe. Fräulein Saget war ein täglicher Gast auf dem Innocenzsquare und verbrachte hier jeden Nachmittag eine reichliche Stunde, um die Klatschgeschichten des niedern Volkes zu belauschen. Hier befindet sich nämlich auf jeder Seite eine lange Reihe halbkreisförmig neben einander aufgestellter Bänke, und diese bilden den Sammelplatz der armen Leute, welche in ihren in den benachbarten engen Gassen gelegenen schmutzigen Wohnungen jeder frischen Luft entbehren: da sieht man alte ausge-trocknete Weiber mit frostigen Mienen und jämmerlichen Hauben; junge, notdürftig mit Kamisol und einem alten Röckchen bekleidete Frauen, ohne Kopfbedeckung, mit ausgemergelten und vom Elend bereits halbverwelkten Zügen; bisweilen auch einige Männer, sauber gekleidete Greise, Lastträger mit speckglänzenden Jacken, und verdächtig aussehende junge Leute im schwarzen Hute; auf der Allee hingegen wälzt sich ein wüß lärmender Kinderschwarm dahin, das eine schleppt ein Wägelchen ohne Räder, das andre füllt einen kleinen Eimer mit Sand, ein drittes heult, ein viertes und fünftes

beißen sich: kurz ein schreckliches Völkchen, zerlumpt und mit unsauberer Nase, wimmelt hier wie Ungeziefer im Sonnenschein. Fräulein Saget war so schwächlich, daß sie stets noch auf irgend einer Bank Platz fand. Hier mischte sie sich nun in das Gespräch irgend einer Nachbarin, etwa einer Arbeiterfrau, welche Wäsche ausbesserte und aus einem kleinen, mit Bindfäden zusammengehaltenen Korbe eine Menge Taschentücher und Strümpfe brachte, die wie ein Sieb durchlöchert waren. Uebrigens hatte sie hier auch viele Bekannte und mitten in dem unausstehlichen Geschrei der Kinderschaaren, sowie dem endlosen Wagengerassel in der Rue Saint-Denis entspannen sich hier allenthalben Klatschereien, bald über die Lieferanten, bald über die Gewürzkrämer, die Bäcker, die Fleischer: mit einem Worte eine ganze Klatschzeitung des infolge von Kreditverweigerung und durch den dumpfen Groll der Armut erbitterten Stadtviertels. Besonders erfuhr sie von diesen Leuten alles, was in den verdächtigen Garniwohnungen passierte, was aus den düstern Hausmeisterlogen hervorging, all' jene häßlichen Verleumdungen, an denen sie ihre Neugier weidete. Alsdann hatte sie, wenn sie nach den Hallen blickte, vor sich den Platz mit seinen drei Häuserpartien, durch deren Fenster sie mit ihren Blicken einzudringen suchte; es war, als erhebe sie sich dabei, nur um bis in die Mansarden spähen zu können. Sie faßte jeden Vorhang scharf ins Auge und wenn hinter einer Jalousie ein Kopf sichtbar wurde, so wußte sie daraus sofort irgend etwas Schlimmes zu deuten. Auf diese Weise behauptete sie schließlich, die Geschichte sämtlicher Bewohner dieser Häuser zu kennen, nur durch das Beobachten der Fassaden. Besonders interessierte sie das Restaurant Baratte mit seinem Weinladen, seiner durchbrochenen und vergoldeten Markise, über welche die grauen Ranken einiger Schlingpflanzen herabfielen, und seinen vier schmalen, mit Malerei überladenen Stockwerken; sie freute sich über den zartblauen Hintergrund, über die gelben Säulen und die von einem Sims überragte Stelle dieser Vorderfront eines alten wackligen Gebäudes, die oben am Dachrande mit einer Zinkgalerie abschloß. Hinter den beweglichen Jalousien

sah sie allerhand schöne Frühstücke, feine Soupers und schwelgerische Nachtmahle. Ja, sie behauptete sogar ungerichterweise, daß hier Florent und Gavard mit den beiden elenden Mehudins zu schwelgen pflegten . . .

Indessen weinte Pauline, seitdem das alte Fräulein sie an der Hand hielt, noch viel stärker, so daß dieses bereits die Schritte nach der Ausgangsthür des Square lenkte, als sie sich eines bessern zu besinnen schien. Sie setzte sich nämlich auf eine Bank und suchte die Kleine zu beruhigen.

„Nun,“ begann sie, „weine nicht mehr, sonst nehmen Dich die Stadtsoldaten mit . . . Ich werde Dich wieder nach Hause führen. Du kennst mich doch, nicht wahr? Ich bin ja eine „gute Freundin“ . . . Nun, vorwärts, mache jetzt ein freundliches Gesicht.“

Allein die Thränen quollen unaufhörlich aus den Augen der Kleinen und sie wollte unbedingt fort. Da ließ Fräulein Saget sie ruhig schluchzen und wartete, bis sie aufgehört hatte. Das arme Mädchen zitterte am ganzen Leibe, ihre Kleider und Strümpfe waren durchweg naß und da sie sich die Thränen mit den Händen aus den Augen wischte, rieb sie sich das ganze Gesicht bis hinten an die Ohren voll Schmutz. Als sie sich endlich ein wenig besänftigt hatte, fuhr die Alte in zärtlichem Tone fort:

„Deine Mama ist gut, nicht wahr? Sie hat Dich gewiß recht lieb.“

„Ja, ja,“ antwortete Pauline, der noch immer das Herz schwer war.

„Und Dein Papa ist doch auch nicht böse, er schlägt Dich nicht und zankt sich auch nicht mit Deiner Mama. . . . Was sagen sie denn immer abends, wenn sie zu Bette gehen?“

„Ach! das weiß ich nicht; ich liege dann schon lange in meinem Bett!“

„Sie sprechen wohl von Deinem Better Florent?“

„Ich weiß nicht.“

Fräulein Saget nahm jetzt eine strenge Miene an und stellte sich, als wollte sie weggehen.

„Sieh! Du bist doch nur eine Lügnerin . . . Du weißt ja, daß man nicht lügen darf . . . Ich lasse Dich sofort hier stehen, wenn Du lügst, und dann mag Famos Dich zwicken.“

Famos, welcher unterdessen sich in der Nähe der Bank gehalten hatte, fiel ihr ins Wort, indem er mit seinem entschiedenen Tone sagte:

„Gehen Sie nur, die ist viel zu dumm, um das zu verstehen . . . Ich weiß, daß mein guter Freund Florent gestern ein recht hübsch einfältiges Gesicht gemacht hat, als Mama ihm sagte, er könne sie umarmen, wenn das ihm Vergnügen mache.“

Aber Pauline hatte jetzt wieder angefangen zu weinen.

„Sei doch still, Du dumme Liese!“ murmelte die Alte und stieß sie. „Ich gehe ja gar nicht fort, ich werde Dir ein Stück Gerstenzucker kaufen, nicht wahr? ein Stück Gerstenzucker! . . . Also Du hast Deinen Vetter Florent nicht gern?“

„Nein, Mama sagt, er ist nicht rechtschaffen.“

„Ah! also Deine Mama sagt doch etwas.“

„Eines Abends hatte ich unsre Niese in meinem Bett, ich schlief mit ihr . . . Da sagte Mama zum Papa: „Dein Bruder ist nur deshalb aus dem Bagno entflohen, um uns alle mit sich dahin zurückzuschleppen.““

Fräulein Saget stieß einen leichten Schrei aus. Am ganzen Körper zitternd, war sie aufgestanden, nahm Pauline an der Hand und zog sie, ohne auch nur noch ein Wort zu sprechen, mit sich fort bis zum Fleischerladen, wobei sie verstohlen lächelnd die Lippen zusammenkniff und ihre Blicke freudig aufleuchteten. Famos, welcher ihnen höhnisch lächelnd folgte und sich besonders darüber freute, die Kleine mit ihren schmutzstarrenden Strümpfen so eilen zu sehen, verschwand plötzlich an der Ecke der Rue Pirouette. Lisa hatte unterdessen in tödlicher Angst gewartet, und als sie jetzt ihr Töchterchen in seinem unsauberen Aufzug erblickte, war sie derart ergriffen, daß sie die Kleine nach allen Seiten herumdrehte, ohne nur daran zu denken, sie zu strafen. Die Alte sagte unterdessen:

„Es ist der kleine Famos gewesen . . . Ich bringe

Ihnen jetzt Ihre Tochter zurück, Sie verstehen doch . . . Ich hatte die beiden zusammen unter einem Baume des Square entdeckt. Ich weiß nicht, was sie dort machten. . . . An Ihrer Stelle würde ich indeß vorsichtig sein, denn dieser Lumpenjunge ist zu allem fähig.“

Lisa fand keine Worte. Sie wußte gar nicht, wo sie ihre Tochter zuerst anfassen sollte, einen so großen Ekel empfand sie vor den schmutzigen Stiefeletten, den kotbespritzten Strümpfen, den zerrissenen Kleidern und der Schmutzschicht auf Händen und Gesicht. Das kleine Sammetband, die Ohrringe und das Jeannettenkreuz waren vor Schmutz kaum mehr zu erkennen. Aber was sie vollends außer Fassung brachte, war der Umstand, daß die Taschen voll Erde gestopft waren. Sie beugte sich nieder und leerte dieselben, ohne auf die weiß und roten Steinfliesen des Bodens Rücksicht zu nehmen. Hierauf zog sie Pauline mit sich fort und brachte nur die Worte hervor:

„Komm, Du garstiges Kind.“

Fräulein Saget, deren Gesicht unter dem schwarzen Hute über diese Szene eine ungemeine Freude bekundete, schritt eilig quer über die Rue Rambuteau. Ihre kleinen Füßen berührten den Boden kaum; ein triumphierendes Gefühl trug sie dahin wie ein Windhauch voll berückender Zärtlichkeiten. Endlich wußte sie es, worauf sie seit beinahe einem Jahre brannte! jetzt war Florent mit einem Mal in ihre Gewalt gegeben. Es war dies eine unverhoffte Befriedigung, welche sie gewissermaßen von einer Krankheit heilte; denn sie fühlte wohl, daß jener Mann ihre Lebenskraft geknickt haben würde, wenn er noch länger ihre glühende Neugierde ungestillt gelassen hätte. Jetzt gehörte ihr das ganze Hallenviertel; in ihrem Geiste fand sich keine Lücke mehr; jede Straße, Laden für Laden war ihr bekannt. Als sie den Fruchtpavillon betrat, seufzte sie erleichtert auf.

„Geda! Fräulein Saget,“ rief plötzlich die Sarriette von ihrem Stande aus, „was haben Sie denn, daß Sie so vor sich hin lachen? . . . Haben Sie vielleicht gar das große Loß gewonnen?“

„Nein, nein . . . Ach Kleine, wenn Sie wüßten! . . .“

Die Carriette sah mitten unter ihren Früchten mit ihrer jugendlichen Heiterkeit erstaunlich hübsch aus, und ihr gekräuseltes Haar wallte wie Weinreben über ihre Stirn herab. Ihre bloßen Arme, ihr bloßer Hals, kurz alles, was an ihr entblößt zu sehen war, glänzte frisch wie Pfirsichen und Kirschen. Aus Scherz hatte sie sich Süßkirschen an die Ohren gehängt, schwarze Süßkirschen, welche ihr bis auf die Wangen reichten, wenn sie sich bückte. Besonderes Vergnügen fand sie daran, Johannisbeeren zu essen und sich dabei den Mund bis an Kinn und Nase mit dem rosenroten Saft zu bestreichen, so daß es dann den Anschein gewann, als sei sie geschminkt. Aus ihren Kleidern indeß stieg ein lebhafter Duft nach Pflaumen empor, und ihr unordentlich geknüpftes Halstuch roch nach Erdbeeren.

In der engen Bude häuften sich rings um sie her die Früchte aller Art: hinter ihr entlang den Regalen hingen lange Reihen von Melonen, gestreifte Kantalupen und Nektarmelonen mit grauen Adern. Auf der Verkaufstafel erblickte man die schönen Früchte mit ihrer rotwangigen Fülle, halb unter einer Blätterhicht in Körben verborgen; besonders die Pfirsichen, die rötlichen Montreuiler mit feiner durchsichtiger Haut gleich den Töchtern des Nordens, und die Pfirsichen des Südens mit einem Hauch von Bräunung überflogen gleich den Töchtern der Provence. Die Aprikosen erglänzten auf der sie umgebenden Mooshsicht in lieblichen Ambratönen. Die Kirschen sahen aus wie die schmalen Lippen einer lachenden Chinesin: hier sah man die Sorten aus Montmorency mit ihren schwellenden Rändern; die englischen, mehr länglich und von ernsterem Aussehen; die Süßkirschen, schwarz als seien sie von zu vielen Küssen erstickt; die spanischen Herzkirschen, weiß und rot gefleckt, als ob sie zugleich lustig und ärgerlich wären. Die Äpfel und Birnen waren mit architektonischer Regelmäßigkeit aufgehäuft, sie zeigten in ihren Pyramiden inmitten der Farnkrautblätter gleichsam die Rote sich entwickelnder Brüste, goldige Schultern und Schenkel, kurz eine ganze versthlene Nacktheit; ihre Färbung war sehr verschieden, die Kantäpfel glänzten weißlich, die Kanadaäpfel blutrot, die

Chataigniers rosenrot und die Reinetten blond mit roten Flecken; hierauf kamen die verschiedenen Birnen, Weißbirnen, englische Birnen, Butterbirnen, Hausbirnen und Duchessen mit langem schwanenartigen Halse. Daneben trugen die durchsichtigen Pflaumen ihre milde jungfräuliche Blässe zur Schau; die Ringelotten und die Herrenpflaumen waren bleich wie eine Blume der Unschuld; die Mirabellen fielen ab wie die Goldperlen eines Rosenkranzes. Auch den Erdbeeren entströmte ein frischer Duft, der kleinen Walderdbeere noch mehr als den großen Gartenerdbeeren, die noch nach der dumpfen Flüssigkeit der Gießkannen riechen. Die Himbeeren setzten diesem reinen Duft die Krone auf; die Stachelbeeren, Johannisbeeren und Haselnüsse lachten mit schelmischen Mienen; während die berauschenden Weintrauben über den Rand des Korbes herausquollen.

Hier lebte die Carriette wie in einem Garten inmitten berauschender Düfte. Die wohlfeilen Früchte, die Kirichen, Pflaumen und Erdbeeren, welche vor ihr auf flachen mit Papier garnierten Körben lagen, waren so hoch aufgeschichtet, daß die unteren die Verkaufstafel mit ihrem Saft überströmten. An den heißen Julinachmittagen war es ihr oft, als drehe sich alles um sie her, zumal wenn die Melonen ihren starken Moschusgeruch verbreiteten. In dem neben ihr befindlichen Stande bot ein altes dem Trunke in schrecklicher Weise ergebenes Weib nur runzlige Äpfel, halbwelke Birnen und faule Aprikosen feil, welche braun aussahen wie eine scheußliche Hexe. Die Carriette hingegen wußte ihrer Waare stets ein verlockendes Aeußere beizulegen; es schien als hätten die Pfirsichen ihre seidenweiche Haut von ihrem Busen; den Pflaumen lieferte sie ihr zartestes Aeußere, die Haut ihrer Schläfe, ihres Kinnes und ihrer Mundwinkel, und in die Adern der Stachelbeeren ließ sie ein wenig von ihrem roten Blute fließen. Ihr Jugendfeuer, wie ihre schöne Gestalt versetzten diese Früchte der Erde in Brunst, alle diese Samen, deren Liebe auf einer Blätterlage sich vollendete, versteckt in dem weichen Moose der kleinen Körbe.

An diesem Tage besonders war die Carriette ganz

entzückt über eine Sendung Mirabellen, welche auf dem ganzen Markte Staunen erregten. Sie sah wohl, daß Fräulein Saget irgend eine wichtige Neuigkeit auf der Zunge hatte und sie wollte dieselbe gern erfahren; allein die Alte stampfte ungeduldig mit dem Fuße und rief:

„Nein, nein, ich habe keine Zeit. . . Ich will schnell einmal zu Frau Lecoeur gehen. Ach! ich weiß herrliche Sachen! . . . Kommen Sie mit, wenn Sie wollen.“

In Wahrheit ging sie eigentlich nur deshalb durch den Gemüsepavillon, um die Sarriette mit sich zu nehmen. Diese konnte denn auch der Versuchung nicht widerstehen und sagte zu Jules, der sich behaglich auf einen Stuhl gestreckt hatte:

„Du bewachst doch die Bude ein Weilschen, nicht wahr?“

Er aber stand auf und rief ihr mit seiner breiigen Stimme nach:

„Nein, nein, so nicht, Lisette! Du weißt, ich drücke mich. . . Ich will nicht wieder eine volle Stunde warten wie neulich. . . Außerdem bekomme ich Kopfschmerzen von Deinen Pflaumen.“

Die Hände gemächlich in die Hosentaschen schiebend, ging er ruhig fort, so daß die Bude ganz verlassen blieb. Fräulein Saget eilte unterdessen mit der Sarriette nach dem Butterpavillon, wo ihnen die Mitteilung ward, Frau Lecoeur befinde sich im Keller. Die Sarriette stieg hinunter, um sie zu suchen, während die Alte mitten unter den Käseständen stehen blieb.

Dieser Keller ist sehr finster, und die einzelnen Behältnisse sind mit einem dünnmaschigen Metallneze umgeben, aus Vorsicht vor einem etwa eintretenden Brande; die nur spärlich vertretenen Gasflammen werfen ein schwaches Licht in die dicke betäubende Luft, welche die Gewölbe erfüllt. Frau Lecoeur bearbeitete gerade die Butter auf einer der Tafeln, welche in der Richtung der Rue Berger aufgestellt sind. Die Kellerlöcher lassen hier einen matten Tageschimmer herein und die Tafeln welche beständig mit Wasser abgespült werden, sehen aus, als ob sie neu wären. Mit dem Rücken nach der im Hintergrunde befindlichen Wasserpumpe gedreht, knetete die Händlerin eben „Mischbutter“

in einem Gefäße aus Eichenholz. Sie nahm hierzu Proben der verschiedenen Buttersorten, mischte dieselben, verbesserte eine durch die andere, wie man es beim Weinverschneiden macht. Zusammengebeugt stand sie da mit ihren spitzigen Schultern, ihren spindeldürren Armen und arbeitete wütend mit den Fäusten in dem hellfarbigen fetten Teige umher, wobei sie heftig schwitzte und bei jeder Anstrengung aufseufzte.

„Fräulein Saget möchte Sie gern sprechen, Tante,“ sagte die Carriette.

Frau Lecoeur hielt inne und rückte mit den fettigen Fingern die Haube zurecht, ohne der Flecken zu achten.

„Ich bin gleich fertig, sie mag einen Augenblick warten,“ entgegnete sie.

„Sie hat Ihnen etwas sehr Interessantes zu sagen.“

„Nur noch eine Minute, Kleine.“

Sie hatte jetzt die Arme wieder eingetaucht, und die Butter stieg ihr bis an die Ellbogen hinauf. Die Carriette empfand einen tiefen Abscheu vor diesen schäußlichen Armen, welche mitten in der weichen Masse wütend herumarbeiteten. Allein sie erinnerte sich, daß sie vor Zeiten ebenfalls ihre kleinen reizenden Arme ganze Nachmittage hindurch in Butter getaucht hatte; die Butter war ihr Mandelteig gewesen, eine Salbe, welche ihr die weiße Haut, die roßigen Nägel und die geschmeidigen schlanken Finger erhielt. Nach einigem Schweizen versetzte sie:

„Tante, Ihre Mischwaare wird gar nicht so besonders werden. . . Sie haben zu starke Buttersorten darin.“

„Das weiß ich wohl,“ entgegnete Frau Lecoeur, „aber was willst Du denn? Man muß alles verwerten. . . Viele Leute wollen nun einmal durchaus billig kaufen; da muß man ihnen den Willen thun. Das ist lange gut für die Kunden.“

Die Carriette aber dachte bei sich, sie würde nur sehr ungerne Butter essen, welche die Arme ihrer Tante gearbeitet hätten. Plötzlich gewahrte sie einen kleinen Topf mit einer Art roter Farbe gefüllt und murmelte:

„Ihr Orlean ist zu hell.“

Der Orlean dient dazu, der Mischbutter eine schöne gelbe Farbe zu verleihen, und die Händlerinnen glauben

fest, das Geheimnis dieses Färbemittels zu besitzen, welches einfach aus den Körnern des Orleanbaumes bereitet wird; allerdings färben sie zum Teil auch mit Röhren und Dotterblumen..

„Nun, so kommen Sie doch endlich!“ rief jetzt die junge Frau ungeduldig, denn sie konnte die schlechte Kellerluft nicht mehr vertragen. „Fräulein Saget ist vielleicht schon wieder fort . . . Sie scheint sehr ernste Dinge über meinen Oheim Savard zu wissen.“

Als Frau Lecoeur dieses Wort vernahm, ließ sie Butter und Orlean im Stich und trocknete sich nicht einmal die Arme ab; mit einem leichten Schlage brachte sie von neuem die Haube in Ordnung und ging hinter ihrer Nichte her die Treppe hinauf, indem sie zu wiederholten Malen ängstlich frug:

„Glaubst Du wirklich, daß sie nicht auf uns gewartet hat?“

Aber bald beruhigte sie sich wieder, denn sie sah Fräulein Saget mitten unter den Käseständen. Diese hatte gar nicht daran gedacht, fortzugehen, und so setzten sich nun die drei Frauen in die enge Bude, so daß hier fast eine auf der andern hochte. Fräulein Saget hüllte sich über zwei Minuten lang in tiefes Schweigen; als sie aber die brennende Neugierde der beiden andern sah, begann sie mit heißender Stimme:

„Wissen Sie schon etwas über diesen Florent? . . . Nun, ich kann Ihnen sagen, wo er herkommt.“

Abermals hielt sie inne, um eine noch größere Spannung hervorzurufen, und endlich sprach sie, indem sie ihrer Stimme einen schrecklich dumpfen Ton verlieh, langsam die Worte aus:

„Er kommt aus dem Bagno.“

Rings um sie her stanken die Käse. Auf den beiden Regalen im Hintergrunde der Bude war eine lange Reihe gewaltiger Butterklumpen zu sehen; die Bretagner Butter füllte große Körbe; die Butter aus der Normandie, mit Leinwand umhüllt, sah aus wie die Entwürfe von Bäuchen, über welche der Bildhauer nasse Leinwand gedeckt hat; andere bereits angeschnittene Stücke sahen aus wie spitze,

von dem bleichen Sonnenschein eines Herbstabendes vergoldete Felsenberge mit zahllosen Thälern und Rissen. Unter der aus rot und grauem Marmor bestehenden Verkaufstafel standen große Körbe mit Eiern, und in Kisten, auf Stroh gebettet, lagen lange Reihen Bondonkäse und Gournayer, flach wie Medaillen. Aber besonders oben auf der Tafel häuften sich die Käsesorten. Hier breitete sich neben zahlreichen Butterstückchen ein in Runkelrübenblätter gewickelter riesiger Kantalkäse aus; darauf folgte ein goldfarbener Chesterkäse, ein Schweizerkäse, ähnlich einem riesigen Wagenrade, Holländerkäse, rund wie abgeschnittene Köpfe und von der Härte eines leeren Schädels, so daß man sie nicht ganz mit Unrecht Totenköpfe nennt. Mitten in diesen dumpfen Gerüchen entströmte einem Parmesankäse aromatischer Duft. Drei Käse von Brie, auf runden Brettchen liegend, schauten melancholisch drein wie erloschene Mondscheiben; zwei von ihnen, sehr trocken, hatten noch ihre volle Gestalt, der dritte hingegen, welcher bereits im zweiten Stadium war, zerfloß in eine weißliche Masse, welche sich wie ein See ausbreitete und die dünnen Brettchen widerstandslos zurückdrängte, mit Hülfe deren man das Ganze vergebens zusammenzuhalten versucht hatte. Ein Romantour mit seiner silberglänzenden Hülle rief den Gedanken an einen Mandelfuchen wach, an einen in dieser gährenden Masse verirrtten Zuckerkäse. Auch die Roqueforts unter ihren Krystallglasglocken sahen recht stattlich aus mit ihrer blau und gelbgeaderten fettigen Oberfläche; während daneben auf einem Teller die harten grauen Ziegenkäse, die nicht größer waren als eine Kinderfaust, an die Kieselsteine erinnerten, welche die Leitböcke an den Biegungen der steinigten Saumpfade herabrollen lassen. Nun begann aber der eigentliche Duft: die hellgelben Mont-d'ors mit ihrem süßlichen Geruche, die dicken Troyeskäse mit ihrem dumpfigen Geruche nach fauler Kellerluft, die Camemberts, welche einen Dunst verbreiteten, ähnlich dem eines zu lange gelegenen Stück Wildes; die Neufchâtelles, Limburger, Maroilles, Pontl'Evêque, welche jeder ihren besondern Duft in diese schwindelerregende Atmosphäre sandten, die Liverottes, welche in der

Rehle den Eindruck von Schwefeldämpfen hervorrufen; dann endlich über den andern die Zwiebelkäse, in Rußblätter gewickelt wie die Aeser, welche die Bauern am Rande des Feldes mit Zweigen zudecken und welche in der Sonne dampfen.

Der heiße Nachmittag hatte alle Käse erweicht, die Rinden schmolzen zusammen und erglänzten in den verschiedensten Farbentönen; unter den Rußblättern hob und senkte sich die Haut der Zwiebelkäse wie die Brust eines schlafenden Menschen; ein durchlöcherter Bivarotenkäse diente einer zahllosen wimmelnden Schaar von Maden zur Wohnung und hinter der Wage verbreitete ein in einem Kasten liegender mit Anis gewürzter Geromekäse einen solchen Bestgeruch, daß ein Fliegenschwarm über ihn hergefallen war und nun auf der rot und grau marmorierten Verkaufstafel umhergeschwirrte.

Fräulein Saget hatte diesen Käse fast unter der Nase; bestürzt wich sie zurück und lehnte den Kopf an die großen theils gelben theils weißen Papierblätter, welche in einer Ecke der Bude hingen.

„Ja,“ wiederholte sie mit einer Miene des Abscheues, „er kommt vom Bagno . . . Wahrlich! die Quenu-Gondelles haben gar keine Ursache, stolz zu sein!“

Frau Lecoeur und die Carriette jedoch erklärten mit dem größten Erstaunen, dies sei gar nicht möglich. Was habe er denn verbrochen, um in den Bagno zu kommen? könne man jemals diese tugendhafte Frau Quenu in dem Verdachte haben, sich aus dem Bagno einen Liebhaber zu wählen?

„O nein! so ist es nicht,“ rief die Alte ungeduldig. „Hören Sie mich nur an . . . Ich wußte recht wohl, daß ich diesen langen dünnen Kerl schon irgendwo gesehen hatte.“ —

Und nun erzählte sie ihnen die Geschichte Florents. Jetzt erinnerte sie sich eines dunkeln Gerüchtes, welches seiner Zeit im Umlauf gewesen war von einem Neffen des alten Gondelle, den man nach Cayenne geschickt hatte, weil er sechs Gendarmen auf einer Barrikade getötet haben

sollte; sie wollte ihn sogar selbst einmal in der Rue Pirouette gesehen haben. Er war es und niemand anderes; er war der vermeintliche Vetter. Und nun klagte sie, indem sie hinzufügte, ihr Gedächtnis werde immer schwächer und sie werde bald gar nichts mehr wissen. Ueber diesen Verlust ihres Gedächtnisses weinte sie gerade so wie ein Gelehrter, wenn ihm ein Windstoß die Notizen entführt, welche die Arbeit seines ganzen Lebens enthalten.

„Sechs Gendarmen!“ murmelte die Sarriette erstaunt; „der Mann muß eine derbe Faust haben.“

„Ach! er hat noch viel mehr gemacht,“ fügte Fräulein Saget hinzu. „Ich rate Ihnen nicht, ihm einmal um Mitternacht in den Weg zu laufen.“

„Solch ein Schuft!“ stammelte Frau Lecoeur ganz entsetzt. —

Die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne warfen ihren Schein in den Pavillon, und die Käse begannen noch heftiger zu stinken. Jetzt herrschte besonders der Maroller vor mit seinem Geruche nach alter faulender Streu inmitten der dämpfigen Butterdünste. Hierauf schien sich der Wind zu drehen, denn plötzlich drangen die scharfen Dünste des Limburger zwischen die drei Frauen herein.

„Aber,“ versetzte Frau Lecoeur, „dann ist er doch der Schwager der dicken Lisa und nicht ihr Liebhaber.“

Ueber diesen neuen Anknüpfungspunkt erstaunt, blickten sie einander an. Es war ihnen unangenehm, ihre erste Ansicht ändern zu müssen. Achselzuckend und zögernd sagte endlich das alte Fräulein:

„Das würde nichts hindern . . . obwohl, offen gestanden, dies mir im höchsten Grade unnatürlich erscheint. . . Aber schließlich will ich doch nicht darauf schwören.“

„Uebrigens,“ bemerkte die Sarriette, „könnte hier nur von früher die Rede sein; denn immer kann er nicht dort schlafen, da Sie ihn ja bei den beiden Mehudins gesehen haben.“

„So sicher, wie ich Sie hier sehe, meine Liebe,“ rief Fräulein Saget ärgerlich, da sie glaubte, man bezweifle ihre Worte. „Alle Abende liegt er bei Mehudins. . .“

Schließlich aber ist das uns gleich. Mag er geschlafen haben, wo er will, nicht wahr? Wir sind ehrbare Frauen. . . Er ist aber und bleibt ein stolzer Schurke!"

"Gewiß," fügten die beiden andern bestätigend hinzu. „Er ist ein vollendeter Bösewicht!"

Da übrigens die Geschichte den Anschein hatte, tragisch zu werden, so trösteten sie sich damit, die schöne Lisa zu schonen, indem sie auf irgend eine von Florent herbeigeführte schreckliche Katastrophe rechneten. Augenscheinlich ging er mit bösen Absichten um, denn solche Leute entweichen nur, um an irgend einer andern Stelle Unheil zu stiften; außerdem konnte ein solcher Mensch unmöglich in die Hallen gekommen sein, ohne irgend einen Gewaltstreich im Schilde zu führen. Nun wurden die wunderlichsten Ansichten laut. Die beiden Händlerinnen erklärten, sie wollten sofort noch ein Vorlegeschloß an ihrem Kellerraume anbringen; die Sarriette erinnerte sich sogar, daß man ihr erst in der vorigen Woche einen Korb Pfirsichen gestohlen habe. Aber Fräulein Saget wußte ihnen noch größeren Schrecken einzujagen, indem sie ihnen mittheilte, daß die „Roten" niemals in dieser Weise handelten; sie kümmerten sich durchaus nicht um einen Korb Pfirsichen; sie rotteten sich vielmehr zu zweihundert bis dreihundert zusammen, um alles niederzumachen und dann nach Herzenslust zu plündern. Das sei ihre Politik, fügte sie mit der Ueberlegenheit einer wohlunterrichteten Person hinzu. Frau Lecoeur fühlte sich darüber ganz unglücklich; sie sah schon die Hallen in Flammen aufgehen in einer Nacht, wo Florent und seine Spießgesellen sich tief in den Kellern versteckt halten würden, um sich von hier aus auf Paris zu stürzen.

"Ah! eben fällt mir etwas ein," sagte plötzlich die Alte; „wie steht es denn eigentlich um die Erbschaft des alten Gondelle? . . . Seht! Seht! Quenus dürfen gar nicht lachen."

Sie war außer sich vor Freude, und jetzt drehte sich das Gespräch nach einer andern Seite. Als sie nämlich die Geschichte von dem Schatze im Pöckelfasse erzählt hatte, welche sie bis in die kleinste Details kannte, zog man über Quenus her. Sie nannte sogar die Summe von fünfund-

achtzigtausend Frank, ohne daß weder Lisa noch ihr Mann sich entsinnen konnten, irgend einer Menschenseele ein Wort davon gesagt zu haben. Gleichviel, Quenus hatten dem „langen Dürren“ seinen Anteil nicht gegeben. Er war dafür zu schlicht gekleidet; ja, vielleicht kannte er die Geschichte mit dem Pöfelsaffe gar nicht. Alle waren sie Diebe, diese Leute. Hierauf steckten die drei Weiber die Köpfe ganz dicht zusammen und entschieden dahin, daß es vielleicht gefährlich sei, gegen die schöne Lisa vorzugehen, aber daß man „mit dem Roten ein Hühnchen rupfen müsse,“ damit er nicht länger mehr das schöne Geld des Herrn Savard verschleudere.

Bei dem Namen Savard trat Schweigen ein, und alle drei schauten sich einander mit vorsichtiger Miene an, und als sie sämtlich tief aufatmeten, empfanden sie vor allem den Duft des Camemberter. Der Camemberter hatte mit seinem Wildgeruche die dumpfen Ausdünstungen des Maroller und Limburger besiegt; indessen spürte man doch noch den lieblichen feinen Duft des Parmesankäses, während der Livorot einen wahrhaft erstickenden Dunst verbreitete.

„Ich habe auch Frau Leonce gesehen,“ hub Fräulein Saget mit verständnisinnigem Blicke an.

Die beiden andern verharrten bei diesen Worten in gespannter Aufmerksamkeit. Frau Leonce war die Hausmeisterin Savards in der Rue de la Cassonnerie. Er bewohnte daselbst ein altes Gebäude, dessen Erdgeschosß ein Zwischenhändler mit Zitronen und Drangen inne hatte, der dann auch die Vorderseite bis zum zweiten Geschosß hinauf hatte blau anstreichen lassen. Frau Leonce führte Savards Haushalt, hatte die Schlüssel zu den Schränken und brachte ihm Thee, wenn er unwohl war. Es war eine strenge Frau von etwa fünfzig Jahren, welche unendlich langsam sprach; eines Tages hatte sie sich stark mit Savard veruneinigt, weil dieser sie in die Taille gezwickt hatte, was sie aber keineswegs hinderte, ihm, als er einmal gefallen war, Blutegel an einem äußerst delikaten Körperteil zu setzen. Fräulein Saget, welche jeden Mittwoch abend in ihrer Loge zum Kaffee kam, schloß mit ihr eine noch innigere Freundschaft, als der Geflügelhändler das Haus bezog.

Stundenlang plauderten sie dann zusammen von dem ehrenwerten Manne; sie liebten ihn und wünschten sein Glück.

„Jawohl, ich habe Frau Leonce gesehen,“ wiederholte die Alte; „wir haben noch gestern Kaffee zusammen getrunken.

. . . Ich fand sie in großer Sorge, und es scheint, daß Herr Gavard gar nicht mehr vor ein Uhr nach Hause kommt. Am Sonntag hat sie ihm sogar Bouillon hinaufgetragen, weil er ein zu jämmerliches Gesicht gezogen hat.“

„Gehen Sie nur, die weiß schon, was sie thut,“ sagte Frau Lecœur, welche diese Aufmerksamkeiten der Hausmeisterin beunruhigten.

Fräulein Saget glaubte ihre Freundin in Schutz nehmen zu müssen.

„Keineswegs, Sie täuschen sich . . . Frau Leonce ist eine sehr anständige Dame . . . Ach! wenn die sich bei Gavard den Beutel füllen wollte, so hätte sie sich schon lange nur einmal zu bücken brauchen. Er scheint alles umherliegen zu lassen, und gerade deshalb will ich mit Ihnen sprechen. Aber reinen Mund, nicht wahr? Ich sage Ihnen das nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit.“

Sie schwuren nun bei Gott und allen Heiligen, kein Wort zu sagen, und hierauf begann die Alte in feierlichem Tone:

„Sie wissen doch, daß Herr Gavard seit einiger Zeit alles mögliche betreibt . . . Er kauft Waffen, und sogar hat er sich einen Revolver angeschafft. Frau Leonce sagt, es sei wirklich schrecklich; dieser Revolver liege beständig entweder auf dem Kamin oder auf dem Tische, und sie wage gar nicht mehr, abzustäuben . . . Und das ist noch gar nichts. Sein Geld . . .“

„Sein Geld,“ wiederholte Frau Lecœur, und ihre Wangen glühten.

„Nun, er besitzt keine Aktien mehr, sondern hat alles verkauft und jetzt in seinem Schranke einen Haufen blankes Gold . . .“

„Einen Haufen Gold,“ fragte die Carriette entzückt.

„Jawohl, einen großen Haufen Gold, ein ganzes Fach voll. Das blitzt einmal! Frau Leonce hat mir erzählt, er habe eines Morgens in ihrer Gegenwart den

Schrank geöffnet, und sie sei infolge des lebhaften Glanzes von heftigen Augenschmerzen befallen worden.

Neues Schweigen trat ein, und die Augen der drei Weiber zuckten, als hätten sie selber den Haufen Gold gesehen. Die Sarriette begann zuerst zu lachen und murmelte:

„Wenn mein Oheim das mir gäbe, so wollte ich mich aber prächtig mit Jules amüsieren. . . Wir würden gar nicht mehr aus dem Haus gehen und uns allerhand gute Sachen aus dem Restaurant herausbringen lassen.“

Frau Lecoeur war wie zu Boden geschmettert ob dieses Goldes, das ihr jetzt wie ein Dämon beständig vor Augen schwebte, und der Neid drückte ihr fast das Herz ab. Endlich erhob sie ihre hageren Arme mit den dürren Händen, an deren Nägel noch immer geronnene Butter klebte, und brachte nur die ängstlich gestammelten Worte hervor:

„Man darf gar nicht daran denken, das schmerzt zu sehr.“

„Nun! es wäre doch Ihr Glück, wenn irgend etwas passierte,“ entgegnete Fräulein Saget. „An Ihrer Stelle würde ich auf meine Interessen bedacht sein. . . Sie begreifen doch, daß dieser Revolver nichts Gutes bedeutet. Herr Gavard hat schlechte Ratgeber, und ich glaube, es nimmt ein schlechtes Ende.“

Jetzt kamen sie wieder auf Florent zu sprechen, über den aber mit noch viel größerer Erbitterung hergezogen wurde. Hierauf berieten sie, wie weit diese unheimlichen Geschichten ihn und Gavard führen könnten. Sicherlich sehr weit, wenn man zu viel darüber spreche. Sie schwuren nun, soviel an ihnen liege, so solle kein Mensch etwas erfahren, nicht etwa, als ob diese Kanaille, der Florent, die geringste Schonung verdiene, sondern nur, weil man um jeden Preis vermeiden müsse, den ehrenwerten Herrn Gavard zu kompromittieren. Hierbei waren sie aufgestanden, und als Fräulein Saget im Begriff war, zu gehen, frug die Butterhändlerin:

„Aber glauben Sie, daß man, falls es ein Unglück giebt, sich auf Frau Leonce würde verlassen können? . . Sie hat vielleicht den Schlüssel zum Schranke.“

„Da fragen Sie mich zuviel,“ entgegnete die Alte. „Ich halte Sie für eine sehr ehrenwerte Frau, aber trotz alledem weiß ich doch nicht . . . es kommen so eigentümliche Umstände vor. . . Kurz, ich habe Sie beide bei Zeiten in Kenntniß gesetzt; nun ist es Ihre Sache.“

Sie blieben stehen und verabschiedeten sich, umgeben von den Käsedüften, die jetzt alle zusammen emporstiegen, von dem milden Geruche des Schweizer- und Holländerkäses bis zu dem heißen alkalischen Dufte des Zwiebelkäses. Man hörte das dumpfe Röcheln des Kantal, des Chester und der Ziegenkäse ähnlich einem mächtigen Baßtone, über welchen sich in schärferen Noten die feinen Dünste des Neufchateller, des Troyeskäses und des Montd'or erhoben. Schließlich vermischten sich die Gerüche und wallten bunt durcheinander, einen einzigen unsagbaren Duft bildend. Indessen schien es, als ob die gehässigen Worte der Frau Lecoeur und des Fräulein Saget den üblen Duft verbreiteten.

„Ich danke Ihnen schön,“ jagte die Butterhändlerin. „Wenn ich einmal reich bin, werde ich Sie belohnen.“

Aber die Alte ging noch nicht. Sie nahm noch einen Bondonkäse in die Hand, drehte ihn um und legte ihn wieder auf die Marmortafel. Darauf frug sie, wieviel er koste.

„Es ist für mich,“ fügte sie lächelnd hinzu.

„Für Sie? nichts,“ antwortete Frau Lecoeur. „Ich gebe Ihnen denselben umsonst.“

Und sie wiederholte die Worte:

„Ach! wenn ich doch reich wäre!“

Da sagte ihr Fräulein Saget tröstend, es werde schon eines Tages so kommen. Der Bondonkäse aber war bereits in ihrem Handkorbe verschwunden. Die Butterhändlerin begab sich wieder in den Keller, während das alte Fräulein die Carriette bis an deren Bude begleitete. Hier sprachen sie noch einige Augenblicke über Jules, und um sie her entstieg ein lieblicher frischer Duft.

„Bei Ihnen riecht es viel besser als bei Ihrer Tante,“ sagte die Alte. „Mir war es vorhin ganz übel. Ich begreife nicht, wie die es aushalten kann! . . . Hier riecht es wenigstens angenehm, und Sie bekommen schöne rote Backen davon, meine Beste.“

Die Carriette begann zu lachen, denn sie liebte die Komplimente. Hierauf verkaufte sie ein Pfund Mirabellen an eine Dame und rühmte dabei deren Süßigkeit.

„Ich würde mir wohl auch Mirabellen kaufen,“ murmelte Fräulein Saget, als die Dame fort war; „nur brauche ich zu wenig. . . Eine einzelne Person, wie ich bin, Sie verstehen mich doch. . .“

„Nun, so nehmen Sie sich doch eine Hand voll,“ rief die hübsche Brünette. „Das macht mich auch noch nicht arm. . . Sie können mir aber auch den Jules herschicken, wenn Sie wollen, nicht wahr? Sie werden ihn, wenn Sie den breiten Gang verlassen haben, auf der ersten Bank rechts finden, wo er gewöhnlich seine Zigarre raucht.“

Fräulein Saget hatte unterdessen die Finger ausgespreizt, um die Handvoll Mirabellen zu nehmen, welche sie alsdann zu dem Bondonkäse in den Korb that. Hierauf verabschiedete sie sich und that als wolle sie die Hallen verlassen; sie machte jedoch einen Umweg durch eine der überdeckten Straßen, da sie überlegte, daß Mirabellen und ein Bondonkäse allein doch eine zu spärliche Mahlzeit bildeten. Gewöhnlich, wenn es ihr nach ihrem Nachmittagsweg nicht gelungen war, ihren Handkorb zu füllen, mußte sie zu den Speiseresten ihre Zuflucht nehmen. Verstohlen kehrte sie also nach dem Butterpavillon zurück, wo sich hinter den Bureaus der Austernspediteure die Stände für gekochte Fleischwaaren befinden.

Jeden Morgen halten kleine geschlossene Wagen von kastenförmiger Gestalt, mit Zink ausge schlagen und mit Luftlöchern versehen, vor den Thüren der großen Küchen und führen die Speisereste der Restaurants, der Gesandtschaftsgebäude und der Ministerhotels davon. Die Sortierung findet in den Kellern statt, und schon von neun Uhr an sieht man die einzelnen Portionen zu drei oder fünf Sous ausgestellt mit Fleischstücken, Wildbratenstreifen, Fischköpfen und Fischschwänzen, Gemüse, Fleischwaaren bis zu den Bestandteilen des Desserts; kaum angeschnittene Kuchen und fast unversehrte Bonbons. Hungerleider, kleine Beamte und frostzitternde Weiber stehen in langer Reihe, und zuweilen lachen die Gassenbuben blasse Geizhälse aus,

welche mit verstohlenen Blicken ihr bißchen Nahrung kaufen und ängstlich lauschen, daß sie niemand sieht. Fräulein Saget schlich sich vor eine Bude, deren Inhaberin bekannt machte, daß sie nur die Speisereste aus den Tuilerien verkaufe. Eines Tages hatte sie ihr sogar ein Stück Hammelkeule gegeben und versichert, daßselbe rühre unmittelbar von des Kaisers Teller her. Dieses Stück Hammelkeule, welches die Alte mit einem gewissen Stolz verzehrte, blieb gleichsam ein Trost für ihre Eitelkeit. Wenn sie sich übrigens hier möglichst versteckt hielt, so geschah dies nur deshalb, um sich den Zutritt zu den freien Buden des Viertels zu wahren, wo sie aus- und einging, ohne jemals etwas zu kaufen, und ihre Taktik war, sich mit den Ladeninhabern zu veruneinigen, sobald sie deren Geschichte kannte; sie ging dann zu andern, aber nur, um auch diese bald wieder zu verlassen und sich mit den frühern auszuföhnen: auf diese Weise wurde sie in allen Buden des Hallenviertels bekannt. Man hätte glauben können, sie mache ungeheure Einkäufe, während sie in Wirklichkeit doch meistens von Geschenken lebte und nur in verzweifelten Fällen sich einige Speiseabfälle kaufte.

An diesem Abende nun stand nur ein langer Mann vor der Bude und spähte nach einem Teller, der ein Gemisch von Fischbraten enthielt, während Fräulein Saget es auf eine Portion kalten Braten abgesehen hatte. Diefelbe sollte drei Sous kosten, nach längerem Handeln jedoch erhielt die Alte das Gewünschte für zwei Sous. Der kalte Braten verschwand ebenfalls in dem Handkorbe. Aber jetzt kamen noch mehr Käufer, welche sämtlich die ausgestellten Portionen gierig betrachteten.

„Kommen Sie morgen wieder zu mir,“ sagte die Händlerin zu der Alten. „Ich werde Ihnen etwas Gutes bei Seite legen . . . Heute abend ist großes Diner in den Tuilerien.“

Fräulein Saget versprach zu kommen, als sie beim Umdrehen Savard bemerkte, welcher alles gehört hatte und ihr jetzt scharf ins Auge sah. Unwillkürlich stieg ihr eine tiefe Röte ins Gesicht und sie ging ihres Weges, ohne daß sie ihn zu erkennen schien. Er aber folgte ihr ein Stück

und murmelte achselzuckend, daß er jetzt gar nicht mehr über die Boshaftigkeit dieser alten Hexe erstaunt sei, da sie sich mit dem Fleisch satt mache, welches man in den Tuilerien übrig gelassen habe.

Schon am nächsten Tage durchlief ein dunkles Gerücht die Hallen. Frau Lecoeur und die Carriette hielten ihr feierliches Gelübde, zu schweigen, in einer prächtigen Weise; nur Fräulein Saget zeigte sich hierin wieder außerordentlich klug: sie schwieg und überließ es ruhig den beiden andern, die Geschichte Florents auszubreiten. Anfangs war es nur ein kurzer Bericht, einzelne Worte, welche ganz leise weiter kolportiert wurden; hierauf vermischten sich die verschiedenen Lesarten, und es entstand eine Fabel, in welcher Florent die Rolle eines Schreckbildes spielte. Auf der Barrikade in der Rue Pirouette sollte er sechs Gendarmen totgeschlagen haben; er war auf dem Schiffe einer Seeräuberbande zurückgekommen, welche alles mordete, was ihr auf dem Meere in dem Weg kam und seit seiner Ankunft wollte man ihn jede Nacht mit verdächtig aussehenden Menschen umherstreifen sehen, deren Oberhaupt er zu sein scheine. Hierüber erging sich nun die Einbildungskraft der Händlerinnen in der unbeschränktesten Weise, erfann die tragischsten Dinge, fabelte von einer Schmugglerbande mitten in Paris oder auch von einer weitverzweigten Verbindung, welche die in den Hallen verübten Diebstähle leite. Quenu-Gondelles wurden lebhaft beklagt, obgleich man sich in der gehässigsten Weise über die Erbschaft aussprach. Diese Erbschaft rief große Aufregung hervor, und die allgemeine Ansicht ging dahin, daß Florent zurückgekommen sei, um seinen Anteil an dem Schatze zu haben. Da man sich jedoch nicht recht erklären konnte, weshalb die Teilung noch nicht stattgefunden habe, so behauptete man, Florent wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um schließlich alles einzustecken, und eines Tages werde man sicherlich die Familie Quenu-Gondelle ermordet auffinden. Man erzählte, daß es schon jetzt und allabendlich zwischen den beiden Brüdern und der schönen Lisa zu schrecklichen Streitigkeiten komme.

Als diese Erzählungen unter anderm auch zu den

Ohren der schönen Normännin drangen, erklärte diese lachend und zuckte die Achseln:

„Ach, geht mir nur, Ihr kennt ihn bloß nicht . . . Er ist sanft wie ein Lamm, der gute Mensch.“

Vor ganz kurzer Zeit erst hatte sie die Anträge des Herrn Lebigre von der Hand gewiesen, der eine öffentliche Erklärung versucht hatte. Seit zwei Monaten nämlich schickte er alle Sonntage den Mehubins eine Flasche Likör durch Rosa, welche dabei stets mit einem Kompliment an die Normännin beauftragt war, mit irgend einer liebenswürdigen Phrase, welche sie getreulich wiederholte, ohne auch nur im geringsten über diesen sonderbaren Auftrag verdrießlich zu sein. Als Herr Lebigre sich verabschiedet sah, sandte er, um zu zeigen, daß er nicht böse war und noch immer Hoffnung hegte, Rosa mit zwei Flaschen Champagner und einem mächtigen Bouquet. Sie übergab diese Dinge der schönen Fischhändlerin, wobei sie in einem Atem die Worte des Weinhändlers herbetete:

„Herr Lebigre bittet Sie, dies auf seine Gesundheit zu trinken, welche, wie Ihnen nicht unbekannt sein dürfte, stark erschüttert worden ist. Er hofft, daß Sie ihn einst heilen werden, indem Sie sich ihm gegenüber ebenso schön und gut zeigen, wie diese Blumen.“

Die Normännin war hoch erfreut über die entzückte Miene des Mädchens. Sie küßte dasselbe und fragte, ob ihr Herr, wie man behauptete, sehr rücksichtslos sei. Außerdem frug sie, ob Rosa ihn gern habe, ob er Hosenträger trage, ob er in der Nacht schnarche; kurz, nach allerhand Kleinigkeiten, und schließlich schickte sie sowohl den Champagner als auch das Bouquet zurück mit den Worten:

„Sagen Sie Herrn Lebigre, er solle uns nichts mehr schicken . . . Sie sind zu gütig, Kleine und es ärgert mich, wenn ich Sie mit den Flaschen unter dem Arme und Ihrem sanften Gesicht erblicke.“

„Verwünscht! ich soll kommen,“ entgegnete Rosa im Weggehen. „Es ist nicht recht von Ihnen, ihm Schmerz zu bereiten . . . Er ist gar wohl ein schöner Mann.“

Die Normännin jedoch war von Florents zärtlichem Charakter eingenommen. Noch immer folgte sie abends

beim Scheine der Lampe den Lektionen des kleinen Famos und war von dem Gedanken erfüllt, diesen gegen die Kinder so liebenswürdigen Mann zu heiraten; sie wollte dann ruhig ihren Fischhandel fortreiben, während er schließlich einmal einen hohen Verwaltungsposten in den Hallen einnehmen könne. Aber dieser süße Traum fand noch ein gewaltiges Hindernis an dem Respekt, welchen der Lehrer ihr gegenüber an den Tag legte; er grüßte sie höflich und hielt sich in ehrerbietiger Ferne, wenn sie mit ihm scherzen wollte, wie sie zu scherzen verstand. Aber gerade dieser stumme Widerstand brachte es dahin, daß sie stets den Gedanken an eine Heirat hegte. Florent wäre auch vielleicht ihrer Verführung gewichen, wenn er sich nicht zu dem kleinen Famos so sehr hingezogen gefühlt hätte, und außerdem war ihm der Gedanke unerträglich, neben der Mutter und der Schwester dann eine Maitresse in diesem Hause zu haben.

Die Normännin war ganz erstaunt, als sie die Geschichte ihres Liebhabers erfuhr; denn noch nie hatte er bis jetzt ein Wort darüber fallen lassen. Sie schalt ihn; allein diese außergewöhnlichen Abenteuer stachelten ihre Zärtlichkeit um so mehr an. Von jetzt an mußte er nun während der Abendstunden alles erzählen, was ihm widerfahren war. Sie hatte zwar große Angst, die Polizei könne ihn schließlich doch entdecken; er aber beruhigte sie, indem er erklärte, es sei dies schon zu lange her, und die Polizei werde sich jetzt nicht mehr darum kümmern. Eines Abends sprach er auch von der Frau auf dem Boulevard Montmartre, von jener Dame mit dem roten Mantel, aus deren zerstückelter Brust das Blut auf seine Hände gelaufen war. Noch oft dachte er an sie; er hatte ihr Andenken in den heißen Nächten Guyanas bewahrt; er war wieder nach Frankreich gekommen, erfüllt von dem wahnwitzigen Gedanken, sie eines schönen Tages auf einer Straße wiederzutreffen, obwohl er noch immer von ihrem Tode überzeugt war. Vielleicht aber war sie trotzdem wieder erwacht, und manchmal schon hatte es ihm auf der Straße einen Stich durch die Brust versetzt, wenn er sie wiederzuerkennen glaubte. Allen roten Mänteln folgte er, und wo er einen Shawl über die

Schulter herabwallen sah, bebte sein Herz. Sobald er die Augen schloß, sah er jene Frau auf ihn zukommen; aber sie ließ dann ihren Shawl herabgleiten und zeigte auf die beiden roten Flecken ihrer Brust, ihr Gesicht war bleich wie Wachs, ihre Augen glanzlos und ihre Lippen schmerzlich verzogen. Sein größter Schmerz bestand lange Zeit darin, daß er ihren Namen nicht kannte, daß sie für ihn nur wie ein Schatten war. Wenn der Gedanke an ein Weib in ihm aufstieg, so zeigte sich jenes Frauenbild seiner Phantasie entriistet und bot sich ihm als die einzige Gute dar. Oft erstaunte er über sich selbst, wenn er völlig in dem Gedanken versunken war, daß sie ihn auf dem Boulevard, wo sie gestorben, suche, daß sie ihm ein Leben voller Freuden bereitet haben würde, wenn sie ihn einige Sekunden früher getroffen hätte. Auch er wollte kein anderes Weib, er existierte nur für sie, und als er von ihr sprach, zitterte seine Stimme dermaßen, daß die Normännin mit dem ahnungsvollen Vorgefühl einer Verliebten seine Gedanken erriet und eifersüchtig wurde.

„Wahrhaftig,“ murmelte sie böshast, „es ist besser, wenn Sie jene Frau gar nicht sehen. Jetzt wird sie gewiß nicht mehr hübsch sein.“

Florent erbleichte vor Schreck über das von der Fischhändlerin gesprochene Wort. Seine Liebeserinnerungen wanderten jetzt unwillkürlich ins Totenhaus; allein er verzieh ihr diese schreckliche Rauheit, welche jetzt in der bewundernswerten seidenen Kapote die klaffenden Kinnladen und die leeren Augenhöhlen eines Skelettes erscheinen ließ. Wenn aber die Normännin spöttelnd bemerkte „er habe mit jener Dame an der Ecke der Rue Vivienne gewiß sehr intim verkehrt,“ so wurde er barsch und brachte sie durch eine beinahe grobe Redensart zum Schweigen.

Besonders jedoch fühlte sich die schöne Normännin dadurch unangenehm berührt, daß sie fälschlicherweise geglaubt hatte, in ihm der schönen Lisa einen Liebhaber zu entziehen. Dies schmälerte ihren Triumph, so daß sie darum sogar Florent acht Tage lang weniger liebte. Sie fand nur noch in der Erbschaftsgeschichte einigen Trost; denn jetzt war die schöne Lisa in ihren Augen keine bloße Bierpuppe mehr, sondern sogar eine Diebin, welche mit

Heuchlermiene das Besitztum ihres Schwagers diesem vor-
enthielt, und fortan fiel jeden Abend, während Famos seine
Schreibübungen anstellte, das Gespräch auf den Schatz des
alten Gondelle.

„Hat man je so eine närrische Ansicht gehört!“ sagte
die Fischhändlerin lachend. „Er wollte also sein Geld ein-
pökeln, weil er es in ein Pökelfaß gethan hat! . . .
Fünfundachtzigtausend Frank ist eine ganz stattliche Summe,
um so mehr, als Quenus ohne Zweifel gelogen haben; es
war vielleicht das Doppelte oder gar das Dreifache. . .
Ha! ich würde schon meinen Anteil fordern, und das schnell!“

„Ich brauche nichts,“ wiederholte Florent beständig. . .
„Ich wüßte nicht einmal, wo ich das ganze Geld hin
thun sollte.“

Da entgegnete sie aufgebracht:

„Sehen Sie, Sie sind gar kein Mann. Es ist wirklich
schade. . . Sie merken wohl gar nicht, daß Quenus sich
nur über Sie lustig machen? Die Dicke giebt Ihnen nur
die alte Wäsche und die abgelegten Kleidungsstücke ihres
Mannes. Ich erwähne das nicht etwa, um Sie zu belei-
digen, sondern nur weil es aller Welt auffällt. . . Sie
tragen da eine Hose, die vor Fett ganz steif geworden ist
und welche das Viertel drei Jahre lang am Leibe Ihres
Bruders gesehen hat. . . An Ihrer Stelle würde ich der
Dicke ihre Lumpen ins Gesicht werfen und meine Rech-
nung machen. Es beträgt zweiundvierzigtausendfünfhundert
Frank, nicht wahr? Ohne dieses Geld würde ich nicht
abgehen.“

Florent mochte sich noch so sehr bemühen, ihr zu er-
klären, daß seine Schwägerin ihm seinen Anteil zur Ver-
fügung gestellt habe und daß nur er selbst ihn nicht wolle.
Er ging sogar auf die geringsten Einzelheiten ein und
suchte sie von der Rechtchaffenheit der Quenus zu über-
zeugen.

„Gehen Sie mir nur mit ihrer Rechtchaffenheit!“ sagte
sie spöttisch. „Armer Freund, Sie thun mir wirklich leid;
Sie sehen in diesem Punkte nicht deutlicher als ein Kind
von fünf Jahren. . . Die Dicke wird Ihnen wohl einst
noch Geld in die Tasche stecken und es selbst wieder heraus-“

nehmen. Soll ich vielleicht einmal Ihren Anteil herausfordern? Das würde drollig, verlassen Sie sich darauf! Entweder würde ich den Schatz bekommen oder, auf Ehre und Seligkeit, kein ganzes Stücklein sollten jene mehr im Hause haben!“

„Nein, nein, das wäre nicht Ihre Sache,“ fiel Florent ihr eilig ins Wort. „Ich werde schon sehen; übrigens brauche ich vielleicht bald Geld.“

Zweifelnd zuckte sie die Achseln und murmelte, dazu sei er doch viel zu sanft. So strebte sie fortwährend darnach, ihn gegen Quenu-Gondelles aufzuheizen, und dies suchte sie mit allen Mitteln zu erreichen, bald durch Zorn, bald durch bitteren Spott, bald wieder durch Zärtlichkeit. Außerdem führte sie aber noch einen andern Plan im Schilde: wenn sie nämlich Florent geheiratet haben würde, wollte sie eigenhändig die schöne Liza mit Ohrfeigen traktieren, sobald diese die Erbschaft nicht herausgäbe. Oft konnte sie abends über diesen Gedanken nicht einschlafen: sie trat schon im Geiste bei der Fleischerin in den Laden, gerade zur Zeit des größten Verkehrs, und begann hier eine schreckliche Skandalzene. Diesem Plan war sie dermaßen zugethan, daß sie sich schließlich einzig und allein aus dem Grunde verheiratet haben würde, um die zweiundvierzigtausendfünfhundert Frank des alten Gondelle herauszufordern.

Mutter Mehudin indeß war außer sich darüber, daß Herr Lebigre einen Korb bekommen hatte, und sprengte überall aus, ihre Tochter sei verrückt, und der „lange dünne Kerl“ müsse sie mit irgend einer verdächtigen Arznei behert haben. Als sie nun aber erst die Geschichte von Cayenne erfuhr, ward sie unausstehlich, schimpfte ihn einen Galeerensträfling, einen Meuchelmörder und sagte, man dürfe sich gar nicht wundern, wenn ein solcher Schuft so dürr bleibe. Im Viertel erzählte sie die schrecklichsten Dinge von ihm; allein zu Hause brummte sie nur, und jedesmal, wenn Florent kam, verschloß sie möglichst auffällig den Silberschrank. Eines Tages, nachdem sie sich mit ihrer älteren Tochter gezankt hatte, rief sie aus:

„So kann das nicht länger fortgehen; es ist niemand anders als diese Canaille von einem Menschen, der Dich gegen mich aufhetzt. Treibe mich nicht zum Aeußersten; denn, so wahr es Tag ist, ich würde ihn sofort auf der Polizei anzeigen!“

„Du würdest ihn anzeigen?“ wiederholte die Normännin, am ganzen Leibe zitternd und die Hände krampfhaft ballend. „Mache das um Gotteswillen nicht . . . Ah! wenn Du nicht meine Mutter wärest . . .“

Claire, welche Zeugin dieses Zankes war, begann zu lachen, und zwar war dies ein ganz eigentümliches nervöses Lachen, das ihr fast die Kehle zu zersprengen drohte. Seit einiger Zeit war sie überhaupt ungewöhnlich düster, phantastisch, ihre Augen waren beständig gerötet und ihr Gesicht freibleich.

„Nun, was denn?“ frug sie, „Du möchtest sie wohl schlagen . . . Würdest Du mich, Deine Schwester, etwa auch schlagen? Weißt Du, es kommt noch so weit! Ich werde unsere Hausehre retten und auf die Polizei gehen, um der Mutter den Weg zu ersparen.“

Die Normännin konnte nur einige unverständliche Drohungen stammeln, und Claire fügte hinzu:

„Du hast gar nicht nötig, mich zu prügeln . . . Ich springe ins Wasser, wenn ich wieder auf die Brücke komme.“

Schwere Thränen quollen hierbei aus ihren Augen, und sie eilte nach ihrem Zimmer, dessen Thür sie mit aller Kraft zuwarf. Die Mutter Mehudin sprach von jetzt an nie wieder davon, daß sie Florent denunzieren wolle, und nur Famos teilte seiner Mutter bisweilen mit, daß er sie fast immer in einer entlegenen Ecke des Viertels mit Herrn Lebigre spechen sehe.

Die Nebenbuhlerschaft zwischen der schönen Normännin und der schönen Lisa nahm jetzt mehr einen stummen beunruhigenden Charakter an. Wenn am Nachmittag die graue rotgestreifte Markise des Fleischladens herabgelassen war, rief die Fischhändlerin, die Dide habe nur Angst und deshalb verberge sie sich. Ebenso war der Kollvorhang des

Schaufensters, sobald er herabgelassen war, ihr ein Dorn im Auge; er stellte ein Jagdfrühstück auf einer Waldlichtung dar, wobei schwarz gekleidete Herren und tief dekollierte Damen von einer großen roten Fleischpastete zehrten. Sicherlich hatte aber die schöne Lisa keine Furcht; denn sobald die Sonne hinter den Dächern verschwunden war, zog sie den Rollvorhang wieder empor und blickte ruhig von ihrer Ladentafel aus auf den mit Platanen bepflanzten Hallenplatz, wo eine unzählige Schaar Gassenbuben die Erde unter den Baumgittern aufwühlten und auf den Bankreihen die Lastträger ihre Pfeife rauchten. Zu beiden Seiten des Trottoirs befanden sich zwei Anschlagssäulen, welche durch die grünen, gelben, roten und blauen Plakate wie in ein Harlekingewand gehüllt erschienen. Dabei aber entging ihren Blicken keine Bewegung der schönen Normännin, obgleich es aussah, als interessiere sie sich nur für die vorüberfahrenden Wagen. Zuweilen beugte sie sich vor und stellte sich, als wolle sie dem von der Bastille nach dem Wagramplatze fahrenden Omnibus bis nach dem Platze von Saint-Eustache folgen; in Wirklichkeit aber geschah es nur, um die Fischhändlerin besser sehen zu können, welche sich für den herabgelassenen Rollvorhang dadurch zu rächen pflegte, daß auch sie große Blätter graues Papier vor ihre Waare hing, unter dem Vorwande, sich gegen die Strahlen der untergehenden Sonne zu schützen. Aber der Vorteil blieb auf der Seite der schönen Lisa; sie bewahrte angesichts des entscheidenden Ereignisses die größte Ruhe, während die andere, obwohl sie sich bemühte, eine gewisse vornehme Haltung einzunehmen, sich stets zu irgend einer unverschämten Bemerkung hinreißen ließ, die sie hernach bereute. Der Ehrgeiz der Normännin ging dahin, „vornehm“ zu erscheinen, und nichts regte sie mehr auf, als wenn sie die feine Lebensart ihrer Rivalin rühmen hörte. Mutter Mehudin hatte diese schwache Seite gar wohl entdeckt, und sie griff deshalb ihre Tochter nur noch von diesem Punkt aus an.

„Ich habe wieder einmal Frau Duenu an ihrer Ladenthür gesehen,“ sagte sie zuweilen abends. „Es ist doch erstaunlich, wie gut sich diese Frau hält. Und dabei

ist alles an ihr so sauber, und ihre Mienen sehen so vornehm aus! . . . Siehst Du, das macht nur der Laden; ein Laden erhält eine Frau und verleiht ihr Anstand.“

In diesen Worten lag unverkennbar eine versteckte Anspielung auf die Anträge des Herrn Lebigre. Die schöne Normännin antwortete nicht und wurde nachdenklich. Sie sah sich jetzt an der andern Ecke der Rue Pirouette, im Laden des Weinhändlers, an Glanz mit der schönen Lisa wetteifernd, und dies war der erste Anstoß, ihre Zu- neigung zu Florent zu erschüttern.

Es war jetzt auch ungeheuer schwer, Florent zu vertheidigen; denn das ganze Viertel zog bereits über ihn her. Es schien, als ob jeder einzelne es in seinem Interesse finde, ihn zu Grunde zu richten. In den Hallen schwuren die einen, er habe sich der Polizei verkauft; andre versicherten, man habe ihn im Butterkeller damit beschäftigt gefunden, daß er die Metallneze der Behältnisse zu durchbohren suchte, um brennende Streichhölzchen hineinzuzwerfen. So jagte eine Verleumdung die andere, und die Beleidigungen strömten über ihn zusammen wie ein Sturzbach, dessen Fülle täglich zunahm, ohne daß man den eigentlichen Ursprung kannte. Der Seefischpavillon schloß sich zu allerlezt dem Aufruhr an; denn die Fischhändlerinnen hatten Florent wegen seines milden Charakters gern. Eine Zeit lang nahmen sie ihn denn auch in Schutz; schließlich aber, aufgestachelt durch die Butterhändlerinnen und die Obstweiber, ließen sie sich überreden. Nun begann wieder gegen Florents schwächliche Gestalt der Kampf der fetten Bäuche und der dicken Kehlen; er sah sich abermals umringt von dem tosenden Weiberheer mit den fetten Brüsten, die gleich einer wütenden Brandung um seine dürren Schultern rollten. Er jedoch merkte nichts und verfolgte ruhig seine fixe Idee.

Jetzt erschien auch zu jeder Stunde und in allen Ecken inmitten dieses zügellosen Lärmens der schwarze Hut des Fräulein Saget, und ihr kleines blaßes Gesicht schien sich gewissermaßen zu vervielfältigen. Sie hatte der Gesellschaft, welche sich in dem Glaskabinett bei Herrn Lebigre zu ver-

Sammlen pflegte, bitterm Haß geschworen; denn sie beschuldigte die Mitglieder derselben, die Geschichte von den Speiseresten ausgeprengt zu haben. In Wirklichkeit erzählte Gavard eines Abends nur, daß „jene alte Zippe, welche sie immer auszuspionieren suche, sich von den Restern nähre, welche die bonapartistische Sippschaft nicht mehr möge. Clemence bekam bei diesen Worten einen Schwindelanfall und Robine stürzte schleunigst einen Schluck Bier hinter, als wollte er sich die Kehle damit ausspülen.

Von jetzt an faßte man bei Lebigre Fräulein Saget gleichsam nur noch mit der Zange an; sie wurde betrachtet wie ein aussäziges Geschöpf, das sich von den fauligen Stoffen nähre, welche sogar die Hunde verschmähten. Clemence und Gavard erzählten nun diese Geschichte auch in den Hallen, sodaß dadurch dies alte Fräulein bedeutend in der Achtung der Händlerinnen sank. Sobald sie jetzt herumfeilschte und schwatzte, ohne jemals etwas zu kaufen, so hieß man sie einfach sich nach den Speiseabfällen umsehen. Dadurch war aber zugleich die Quelle für die Stillung ihrer Neugierde verstopft, und an manchen Tagen mußte sie nicht einmal, was hier oder da passierte. Sie weinte vor Wut und pflegte jetzt ganz unverhohlen zur Carriette und zur Frau Lecoeur zu sagen:

„Ihr braucht mich gar nicht mehr zu drängen . . . Ich werde eurem lieben Gavard schon etwas einbrocken, woran er zu kauen haben soll.“

Die beiden andern wußten zwar nicht recht, was sie sagen sollten; allein sie machten keinen Einwand. Uebrigens hatte sich Fräulein Saget schon am nächsten Tage wieder befänstigt und sprach abermals mit vieler Rührung über jenen Herrn Gavard, welcher so schlechten Ratgebern überantwortet sei und sicherlich seinem Untergange entgegensteile.

Gavard kompromittierte sich allerdings in ganz unverantwortlicher Weise. Seitdem die Verschwörung allmählich reifte, schleppte er in der Tasche stets den Revolver bei sich, welcher seine Hausmeisterin, Frau Leonce, so sehr in Angst hielt. Es war dies ein riesiges Ding von einem Revolver mit einem sehr geheimnißvollen Mechanismus, den er

bei dem ersten Waffenhändler von Paris gekauft hatte. Schon am ersten Tage, nachdem er ihn erworben, zeigte er ihn allen Weibern im Geflügelpavillon, wie ein Schüler, der einen verbotenen Roman in seinem Pulte verbirgt. Der Lauf ragte beständig über die Tasche hinaus, und mit geheimnisvollem Augenzwinkern ließ er ihn sehen. Dieser Revolver verlieh ihm eine ungemeine Wichtigkeit, denn damit gehörte er entschieden zu den gefährlichen Leuten. Zuweilen zog er ihn in seiner Bude völlig aus der Tasche, um ihn zwei oder drei Weibern zu zeigen. Er ließ dabei die Weiber eng zusammentreten, damit, wie er sagte, man das gefährliche Ding nicht so leicht bemerke. Darauf lud er ihn, zeigte den Mechanismus und zielte auch wohl nach einer an der Bude hängenden Gans oder einem Truthahn. Allein er hatte auch Patronen bei sich in einer Büchse, welche er nur mit der größten Vorsicht öffnete, und nachdem schließlich auch die Schwere der Patronen Bewunderung gefunden hatte, entschloß er sich, seine Waffe wieder einzustecken. Darauf stand er oft stundenlang mit gekreuzten Armen da und hielt lange Reden.

„So fühlt man sich erst als Mann,“ sagte er mit gewichtiger Stimme. „Jetzt schere ich mich den Teufel um die Stodmeister . . . Am vergangenen Sonntag habe ich mit einem Freunde in der Ebene von Saint-Denis Probe geschossen. Sie verstehen mich doch; man darf es nicht allen Leuten erzählen, daß man derartige Spielzeuge besitzt . . . Ach, ich sage Ihnen! wir zielten da nach einem Brunnen und jedesmal, puff! war der Hebebaum getroffen . . . Sie werden schon sehen, Sie werden sehen, bald wird man von Anatole sprechen!“

Anatole war der Name, mit welchem er seinen Revolver belegt hatte, und er ging damit so geheimnisvoll um, daß binnen acht Tagen der ganze Pavillon die Pistole und die Patronen kannte. Seine Kameradschaft mit Florent schien übrigens verdächtig; denn er war zu reich und zu fett, als daß man ihm dieselben Gesinnungen hätte zutrauen können. Allein er sank dadurch doch in der Achtung der klugen Bürger, und es gelang ihm sogar die Furcht-

samen zu erschrecken. Darüber aber empfand er gerade eine unaussprechliche Freude.

„Es ist nicht klug, Waffen bei sich zu tragen,“ sagte oft Fräulein Saget. „Das wird ihm einst noch einen bösen Streich spielen.“

Bei Herrn Lebigre triumphierte Gavard, und Florent, seitdem er nicht mehr bei Quenus aß, war Stammgast in dem Glaskabinett. Er frühstückte hier, aß hier Abendbrot und war fast zu jeder Tageszeit an dieser Stelle zu treffen. Er hatte aus dem Kabinett gleichsam eine Art Bureau gemacht, wo er seine alten Ueberröcke hängen und allerhand Bücher wie Papiere liegen ließ. Herr Lebigre duldete diese Besitzergreifung ganz ruhig; er hatte sogar einen der beiden Tische entfernt und statt dessen das enge Gemach mit einer gepolsterten Bank ausgestattet, damit Florent bei Gelegenheit darauf schlummern konnte. Als dieser deshalb einige Bedenken äußerte, bat der Wirt ihn, sich durchaus nicht zu genieren, und stellte ihm sogar das ganze Haus zur Verfügung. In gleicher Weise bewies Logre sich ihm gegenüber äußerst freundschaftlich. Dieser war sein Lieutenant geworden und unterhandelte mit ihm stets über die „Affaire“, um ihm über seine Maßregeln Rechenschaft zu geben und die Namen der neuen Bundesgenossen zu bezeichnen. In der ganzen Sache vertrat er die Rolle eines Organisators; er mußte die Sektionen schaffen und jede Masche des ungeheuren Netzes herstellen, in welches Paris auf ein zu gebendes Signal fallen sollte. Florent jedoch blieb das Oberhaupt, die Seele des Komplotts. Uebrigens schien es, als ob der Bucklige Blut und Wasser schwitzte, ohne indes zu einem nennenswerten Resultate zu kommen, obgleich er geschworen hatte, er kenne in jedem Viertel zwei bis drei Gruppen solider Männer, ähnlich der Gruppe, welche sich bei Herrn Lebigre versammelte; bis jetzt indes hatte er noch keine bestimmte Kundtschaft gebracht, er warf nur mit Namen um sich und erzählte von seinen vielen Gängen und der Volksbegeisterung, welche ihn stets begleite. Am deutlichsten sprach er sich aus, sobald es sich um einen Händedruck handelte; bald hatte irgend einer seiner Duzfreunde ihm die Hand geschüttelt und gesagt, er wolle mit

machen; einer, ein langer Kerl, der vortrefflich zu einem Sektionschef passe, habe ihm fast den Arm ausgerissen, und in der Rue Popincourt sollte eine ganze Gruppe von Arbeitern ihn umarmt haben. Wie er die Sache auslegte, so würde man binnen einem Tage hundertundzwanzigtausend Arbeiter zusammenbringen können. Sobald er abends erschien und erschöpft auf das Polsterbänkchen niedersank, machte Florent eifrig Notizen und verließ sich hinsichtlich der Verwirklichung der Versprechen fällig auf ihn. Bald lebte gleichsam das ganze Komplott in seiner Tasche; die Notizen wurden Wirklichkeit und bestreitere Thatsachen, auf welchen sich der ganze Plan aufbaute; es galt also nur noch, eine günstige Gelegenheit abzuwarten, und Logre sagte mit Begeisterung, es solle alles wie am Schnürchen gehen.

Jetzt war Florent vollkommen glücklich, und es war, als schwebte er in höheren Regionen, emporgehoben durch die gewaltige Idee, sich einst zum Richter der Unbilden emporzuschwingen, die er hatte leiden sehen. Er besaß zugleich kindliche Leichtgläubigkeit und heldenmütiges Vertrauen. Logre hätte ihm erzählen können, der Geist der Julisäule werde hernieder steigen und sich an ihre Spitze stellen, ohne daß er davon besonders überrascht gewesen wäre. Abends bei Herrn Lebigre schüttete er sein Herz aus und sprach von dem künftigen Kampfe wie von einem Feste, zu welchem alle braven Leute eingeladen sein würden. Aber wenn Gavard dann entzückt mit seinem Revolver spielte, zuckte Charvet die Achseln und spöttelte in bitterem Tone. Der Umstand, daß sein Nebenbuhler jetzt die Oberleitung des Komplotts in Händen hatte, brachte ihn außer sich und erfüllte ihn mit einem gewissen Ekel an aller Politik. Als er endlich einmal abends sehr zeitig gekommen war und sich mit Herrn Logre und Herrn Lebigre allein befand, machte er seinem Herzen Luft.

„Ein Bursche,“ begann er, „der auch nicht eine gesunde Idee von Politik besitzt, der besser gethan haben würde, als Schreiblehrer in ein Damenpensionat zu gehen . . . Es wäre wirklich ein Unglück, wenn es ihm gelänge, denn er würde uns mit seinen sozialen Schwärmerien nur die verwünschten Arbeiter auf den Hals bringen.“

Sehen Sie, das ist der Verderb der ganzen Sache. Wir brauchen nicht mehr solche Jammerkerle, solche Humanitätspoeten, Leute, welche sich wegen der geringsten Kratzwunde als Leidensgenossen umarmen . . . Aber es soll ihm nicht gelingen; er wird einfach eingewickelt werden."

Logre und der Weinhändler rührten sich nicht; sie ließen Charvet reden.

"Und er wäre schon längst eingewickelt," fuhr er fort, "wenn er wirklich so gefährlich wäre, als er sich den Anschein giebt. Nein, dieser Wicht mit seiner Cayenne-Physiognomie . . . Es ist wirklich jammervoll. Ich sage Ihnen, die Polizei hat schon vom ersten Tage an gewußt, daß er in Paris ist, und wenn sie ihn in Ruhe gelassen hat, so ist es nur deshalb geschehen, weil sie sich über ihn lustig macht."

Bei diesen Worten fuhr Logre ein leises Zittern durch die Glieder.

"Hinter mir schnüffelt man schon seit fünfzehn Jahren her," versetzte der Hebertist, und in seinen Augen leuchtete ein gewisser Stolz auf. "Ich schreie dies aber nicht überall aus . . . Trotzdem mag ich nicht mit ihm in der Klemme stecken. Ich habe keine Lust, mich wie einen Dummkopf leiten zu lassen . . . Wer weiß, ob nicht schon ein halb Duzend Spione ihm auf den Fersen sind, die ihn sofort beim Kragen nehmen werden, wenn die Präfektur ihn haben will . . ."

"O nein! was Sie denken!" fiel jetzt Herr Lebigre ein, der sonst gewöhnlich gar nichts sagte.

Nicht ohne eine gewisse Bestürzung blickte er auf Logre, dessen Buckel sich langsam nach dem Glasverschlage bewegte.

"Das sind nur Vermutungen," murmelte der Budlige.

"Vermutungen, wenn Sie wollen," versetzte Charvet.

"Ich weiß, wie das geht . . . Auf alle Fälle werden mich die Stockmeister diesmal noch nicht erwischen. Ihr andern mögt thun was ihr wollt; aber wenn sie auf mich hörten, besonders Sie, Herr Lebigre, so würden Sie sicher nicht ihr Geschäft kompromittieren, das man Ihnen andernfalls schließen wird."

Logre konnte sich hierbei eines Lächelns nicht erwehren; allein Charvet sprach mit ihnen mehrmals in demselben Sinne, und er schien beinahe den Plan zu hegen, den beiden Männern Furcht einzujagen und sie auf diese Weise von Florent zu entfernen. Er fand sie jedoch stets zu seinem großen Erstaunen ganz ruhig und vertrauensvoll. Indes erschien er abends noch regelmäßig mit Clemence, die jetzt nicht mehr in der Fischauktionshalle beschäftigt war, da Herr Manoury sie entlassen hatte.

„Diese Agenten sind alle Lumpenkerle,“ brummte Logre. Clemence, welche an dem Glasverschlage lehnte und mit ihren langen dünnen Fingern eine Zigarette drehte, antwortete:

„O! da giebt's immer Zank . . . Wir hatten natürlich keineswegs dieselben politischen Meinungen, verstehen Sie? Dieser Manoury, welcher das Geld haufenweise verdient, würde dem Kaiser die Stiefelsohlen ablecken, und wenn ich ein Bureau besäße, den würde ich nicht vier- undzwanzig Stunden lang als Beamten behalten.“

In Wirklichkeit erlaubte sie sich immer sehr verdächtige Späße, und so hatte sie sich auch eines Tages damit ergötzt, auf den Auktionstäfelchen gegenüber den Glahren, Rochen und Makrelen die Namen der bei Hofe bekanntesten Damen und Herren zu vermerken. Dadurch war Herr Manoury in den größten Schrecken versetzt worden. Gavard aber lachte noch jetzt über den Spaß.

„Thut nichts,“ sagte er und klopfte Clemence auf die Schultern, „Sie haben sich als Mann gezeigt!“

Clemence hatte jetzt auch eine neue Methode entdeckt, Grog zu bereiten. Sie füllte zuerst das Glas mit heißem Wasser; nachdem sie hierauf Zucker hinzugeschüttet hatte, goß sie auf das umherschwimmende Stück Zitrone den Rum tropfenweise, so daß er sich nicht mit dem Wasser mischte; alsdann zündete sie denselben an und sah mit ernster Miene zu, wobei sie langsam ihre Zigarette rauchte und ihr Gesicht in der lebhaften Alkoholflamme goldig leuchtete. Allein dies war ein teurer Trunk, dessen sie sich entwöhnen mußte, seitdem sie ihre Stelle verloren hatte. Charvet gab ihr mit verbissenem Lachen zu verstehen, daß

sie nicht mehr so reich sei wie vordem. Sie lebte jetzt von einer französischen Lektion, welche sie jeden Tag sehr zeitig oben in der Rue Mironnesnil einer jungen Person erteilte, welche sich selbst ohne Vorwissen ihrer Kammerzofe ausbildete. So trank Clemence gegenwärtig des Abends nur noch einen Schoppen, den sie aber nichtsdestoweniger mit ihrer alten philosophischen Ruhe leerte.

Die Abende in dem Glaskabinett waren bei weitem nicht mehr so lebhaft. Charvet hüllte sich plötzlich in tiefes Schweigen, und eine stumme Wut malte sich auf seinen Zügen, wenn man ihn jetzt außer Acht ließ, um seinem Rivalen das Ohr zu leihen. Der Gedanke, daß er vor der Ankunft des andern despotisch über die Gruppe geherrscht hatte, erbitterte ihn. Wenn er überhaupt noch kam, so geschah dies nur deshalb, weil er gewissermaßen Heimweh nach diesem Plätzchen empfand, wo er sich der für ihn so süßen Stunde unbeschränkter Herrschaft über Gavard und Robine erinnerte; sogar der Buckel Logrez, sowie die dicken Arme Alexanders und das düstere Gesicht Lacailles standen damals unter seiner Botmäßigkeit; mit einem Worte, er beugte sie alle unter sein Szepter. Gegenwärtig aber berührte es ihn zu schmerzlich, und er sagte schließlich gar nichts mehr, sondern krümmte nur den Rücken und pfiff mit verächtlicher Miene ein Liedchen vor sich hin, da er es unter seiner Würde hielt, die Dummheiten zu bekämpfen, welche in seiner Gegenwart ausgesprochen wurden. Besonders verdroß es ihn, daß er so ganz unmerklich verdrängt worden war, und er konnte sich die Ueberlegenheit Florents durchaus nicht erklären. Oft, nachdem er diesen mit seiner sanften fast wehmütigen Stimme hatte reden hören, sagte er:

„An dem ist ein Pastor verstorben. Es fehlt ihm nur noch die Kappe.“

Während die andern seine Worte zu trinken schienen, stellte sich Charvet, da er an allen Haken auf Kleidungsstücke Florents stieß, als wisse er nicht mehr, wo er seinen Hut hingängen solle, aus Furcht, denselben zu beschmutzen. Er stieß die umherliegenden Papiere bei Seite und sagte, man fühle sich gar nicht mehr heimisch, seitdem jenes

„Herrchen“ alles mögliche in dem Kabinett mache. Er beschwerte sich sogar bei dem Wirt und frug, ob das Kabinett einem einzigen Gaste oder der ganzen Gesellschaft gehöre. Dieser Einfall gewissermaßen in seine Staaten gab ihm den Gnadenstoß. Die Menschen waren in seinen Augen nur noch Bestien, und sein Abscheu steigerte sich ins Unendliche, als er sah, wie Logre und Herr Lebigre kein Auge von Florent verwandten. Gavard ärgerte ihn mit seinem Revolver, und nur Robine, welcher schweigend hinter seinem Schoppen saß, schien ihm der einzige vernünftige Mensch unter der ganzen Sippschaft zu sein, derjenige, welcher die Leute nach ihrem persönlichen Werte beurteilte und sich nicht mit Worten abspeisen ließ. Was Lacaille und Alexander anbetraf, so bestärkten sie ihn in dem Gedanken, daß das gewöhnliche Volk viel zu borniert sei und einer zehnjährigen revolutionären Diktatur bedürfe, um ein ordentliches Benehmen zu lernen.

Logre versicherte indessen, daß die Sektionen bald vollständig organisiert sein würden, und Florent begann bereits die einzelnen Rollen zu verteilen. Da stand eines Abends Charvet, nachdem er in einer letzten Auseinandersetzung unterlegen war, auf, nahm seinen Hut und sagte:

„Ich empfehle mich; laßt Euch nur die Ohren voll schreien, wenn es Euch Spaß macht. . . Ich mag nichts davon wissen; denn ich habe noch nie für jemandes Ehrgeiz mitgearbeitet.“

Clemence griff nach ihrem Shawl und fügte kalt hinzu:
„Der Plan taugt gar nichts.“

Als Robine den beiden einen ungewöhnlich milden Blick nachsandte, frug ihn Charvet, ob er nicht auch mitgehen wolle. Er aber, der noch zwei Schlucke Bier in seinem Schoppen hatte, begnügte sich damit, ihm die Hand zu reichen. Das Pärchen kam nie wieder, und eines Tages teilte Lacaille der Gesellschaft mit, daß Charvet und Clemence jetzt eine Kneipe in der Rue Sergente frequentierten; er hatte sie daselbst durch ein Fenster gesehen, wie sie mitten in einer Gruppe sehr junger Leute saßen und lebhaft gestikulierten.

Merkwürdigerweise konnte Florent niemals Claude

für sich gewinnen. Anfangs ging er mit dem Gedanken um, ihm seine politischen Ideen einzulösen und aus ihm einen Genossen zu machen, der ihm bei seinem revolutionären Versuche behülflich sei. Um ihn ganz einzuweihen, nahm er ihn eines Abends mit zu Herrn Lebigre; allein Claude brachte den ganzen Abend damit zu, eine Skizze von Robine zu entwerfen, mit seinem Hute, seinem kastanienbraunen Ueberrock und dem auf den Stockgriff gestützten Kinn. Als er schließlich mit Florent wieder fortging, erklärte er:

„Nein, sehen Sie, was Sie da drin erzählen, interessirt mich nicht. Es mag vielleicht sehr geistreich sein, aber das entfällt mir wieder. . . Na, wahrhaftig! Dieser verwünschte Robine ist ein prächtiger Herr. Der Mann ist unergründlich wie ein Brunnen. . . Ich werde wiederkommen, aber nur nicht wegen der Politik; sondern ich werde noch Logre und Gavard skizzieren, um sie dann mit Robine zu einem großartigen Gemälde zu vereinigen, an welches ich dachte, während Sie gerade über die Frage verhandelten . . . wie sagten Sie da? die Frage der beiden Kammern, nicht wahr? . . . Nun gut! stellen Sie sich jetzt einmal Gavard, Logre und Robine vor, wie sie hinter ihren Schoppen verschanzt über Politik sprechen. Das würde ein echt modernes Gemälde geben und einen noch nie dagewesenen Erfolg ernten.“

Florent war bekümmert über Claudes Zweifelsucht in politischen Dingen. Er nahm ihn mit zu sich und blieb mit ihm bis zwei Uhr morgens auf der engen Terrasse gegenüber der nebelumwogten bläulich schimmernden Masse der Hallen. Hier fragte er ihn nun nach allen Seiten aus und erklärte schließlich, er sei gar kein Mann, wenn er sich so gleichgültig für das Glück seines Vaterlandes zeige. Der Maler aber entgegnete kopfschüttelnd:

„Sie haben vielleicht recht; ich bin ein Egoist. Ich kann nicht einmal behaupten, daß ich für mein Vaterland male, erstens, weil meine Skizzen jedermann erschrecken und zweitens, wenn ich male, denke ich nur an mein persönliches Vergnügen. Es ist dann, als ob ich mich selbst kitzle, und ich muß dabei herzlich lachen. . . Man ist nun einmal so angelegt, und man kann doch deshalb nicht

gleich ins Wasser springen. . . Außerdem braucht Frankreich mich nicht, wie meine Tante Lisa zu sagen pflegt. . . Gestatten Sie mir schließlich, offen zu sein? Nun wohl! Sie scheinen es mir mit der Politik genau so zu machen, wie ich mit der Malerei. Es kitzelt Sie, mein Lieber!”

Als der Andere sich dagegen verwahrte, fuhr er fort: „Lassen Sie das nur gut sein! Sie sind ein Künstler in Ihrer Art; ich wette mit, daß Sie hier manche Nacht zubringen und nach den Sternen schauen, indem Sie dieselben gleichsam für Stimmzettel aus der Unendlichkeit halten. . . Kurz, Ihre Ideen von Gerechtigkeit und Wahrheit kitzeln Sie, und es ist sicherlich wahr, daß Ihre Ideen ebenso wie meine Skizzen, den Bürgern eine schreckliche Furcht einjagen. . . Schließlich, unter uns gesagt, glauben Sie, wenn Sie Robine wären, ich würde mir ein Vergnügen bereiten, Ihr Freund zu sein. . . Ach! aber Sie sind ein großer Dichter!”

Hierauf erklärte er scherzend, die Politik geniere ihn gar nicht; er habe sich in den Kneipen und den Ateliers schließlich daran gewöhnt. Bei dieser Gelegenheit sprach er von einem Cafee in der Rue Bouvilliers, welches sich im Erdgeschoße des von der Sarriette bewohnten Hauses befand. Dieser verräucherte Saal mit den abgeschabten Sammetbänken und den von den vielen Cognaccaffees gelb gewordenen Marmortischen war der gewöhnliche Sammelplatz der schönen Jugend der Hallen. Hier führte Herr Jules das Regiment über eine Schar von Lastträgern, Ladendienern, Herren in weißen Blousen und Sammetmützen. Er trug da, wo der Backenbart anfing, zwei kleine Haarbüschel, welche wie Schmachtkloden an den Wangen anlagen. Jeden Sonnabend ließ er sich bei einem Friseur in der Rue des Deux-Ecus, wo er monatlich abonniert hatte, die Haare aus dem Nacken rasieren. Ebenso war er der Tonangebende beim Billardspielen, wo er möglichst viel Grazie zu entwickeln suchte, indem er seine Hüften spreizte, bald diesen Arm, bald jenes Bein krümmte und sich beim Stoßen fast ganz aufs Tuch legte; war die Partie zu Ende, so unterhielt man sich. Die Gesellschaft war im höchsten Grade reaktionär und weltmännisch. Herr Jules

laß alle liebenswürdigen Zeitungen, er kannte das Personal der kleinen Theater, war Dußfreund aller Berühmtheiten des Tages und wußte, ob das am Abend vorher gespielte Stück Erfolg geerntet hatte oder durchgefallen war. Seine schwache Seite war nur die Politik, und sein Ideal in dieser Beziehung war Morny, wie er ihn kurz zu nennen pflegte. Er laß über die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers und freute sich königlich über jedes Wörtlein Mornys; denn Morny machte sich über die lumpigen Republikaner lustig! Von hier aus kam er darauf zu sprechen, daß nur Lumpengefindel den Kaiser verabscheuen könne, weil der Kaiser auf das Vermögen aller anständigen Leute bedacht sei.

„Ich bin manchmal in ihr Cafee gegangen,“ sagte Claude zu Florent. „Sie sehen auch wirklich höchst drollig aus mit ihren Pfeifen, wenn sie von den Hofbällen sprechen, als wären sie dazu eingeladen . . . Der Kleine, welcher es mit der Sarriette hielt, Sie wissen schon, der hat sich neulich abends über Gavard lustig gemacht. Er nennt ihnen sogar meinen Oheim . . . Als später die Sarriette herunterkam, um ihn abzuholen, mußte sie eine Beche von sechs Frank bezahlen, weil er die Billardpartieen verloren hatte . . . Ein hübsches Mädchen, diese Sarriette!“

„Ihr führt mir da ein schönes Leben,“ murmelte Florent lächelnd. „Cadine, die Sarriette und die andern sind dabei, nicht wahr?“

Der Maler zuckte die Achseln.

„O nein! Sie täuschen sich,“ entgegnete er. „Ich brauche keine Weiber für mich, das würde mich zu sehr stören. Gute Nacht, schlafen Sie wohl! Wenn Sie einst Minister sind, so werde ich Ihnen einige Ideen über die Verschwörung von Paris mitteilen.“

Florent mußte also darauf verzichten, aus ihm einen gelehrigen Jünger seiner Idee zu machen. Dies bereitete ihm manchen Kummer; denn trotz seines blinden Fanatismus fühlte er schließlich doch, daß die Feindschaft um ihn her mit jeder Stunde im Wachsen begriffen war. Sogar

bei Mehudins ward ihm jetzt kein so inniger Empfang mehr zu teil; die Alte lachte verstohlen, Famos gehorchte nicht mehr, und die schöne Normännin warf ihm ungeduldige Blicke zu, wenn sie ihren Stuhl dicht neben den seinigen rückte, ohne ihn aus seiner kalten Ruhe bringen zu können. Einmal sagte sie ihm sogar, es habe den Anschein, als sei er ihrer überdrüssig, und er fand dem gegenüber nur ein verlegenes Lächeln, während sie sich ärgerlich an die andere Seite des Tisches setzte. In gleicher Weise hatte er die Freundschaft Augusts eingebüßt. Der Fleischerbursche kam jetzt nie mehr in sein Zimmer, wenn er zu Bett ging; denn er war zu sehr über die Gerüchte erschrocken, welche über ebendenselben Mann im Umlaufe war, mit dem er früher bis Mitternacht hinter verschlossenen Thüren zugebracht hatte. Augustine nahm ihm das feierliche Versprechen ab, nicht wieder eine solche Unklugheit zu begehen. Aber vollends machte Lisa die beiden ärgerlich, indem sie bat, sie möchten ihre Verheiratung doch noch so lange aufschieben, als der Vetter noch das Zimmer oben inne habe; sie wolle ihrem neuen Ladenmädchen nicht wieder das Kabinett im ersten Stockwerk anweisen. Seit dieser Zeit war es Augusts sehnlichster Wunsch, den „Galeerensträfling eingewickelt zu sehen“. Er hatte jetzt den gewünschten Fleischerladen gefunden, und Augustine erklärte mit ihrem behäbigen Lächeln, ihr sei alles recht. Ebenso empfand August jede Nacht, wenn er bei dem geringsten Geräusche erwachte, eine unbegründete Freude, indem er glaubte, die Polizei bemächtige sich Florents.

Bei Quenu-Gondelles sprach man gar nicht mehr hierüber; ein stilles Einvernehmen des Personals hatte die Ursache geboten, und Quenu, wiewohl er über den Zwist seines Bruders und seiner Frau etwas betrübt war, suchte seinen Trost darin, daß er eifrig Würstchen anreichte und Speck salzte. Zuweilen blieb er mit seinem roten Gesicht, das über seine durch den Schmerbauch straff gespannte weiße Schürze hervorlachte, an der Ladenthür stehen, ohne zu ahnen, daß bei seinem Erscheinen die Klatschgeschichten in den Hallen sich nur verdoppelten. Man beklagte ihn

einerseits und fand ihn weniger dick, obwohl sein Leibesumfang noch ein ganz enormer war; andere im Gegentheil beschuldigten ihn, daß er vor Schande über seinen Bruder nicht mager werde. Er aber, ähnlich wie die betrogenen Ehemänner, welche zu allerletzt ihr Unglück einsehen, zeigte eine wahrhaft rührende Heiterkeit, wenn er irgend eine vorübergehende Nachbarin anhielt, um sie über seinen neuen italienischen Käse und seinen gelierten Schweinskopf zu fragen. Die Nachbarin machte ein mitleidiges Gesicht und schien ihm ihr Beileid auszudrücken, gerade als ob alle Schweine, welche im Laden hingen, das Gallenfieber hätten.

„Was haben die denn alle, daß sie mich mit einer solchen Leichenbittermiene anschauen?“ frug er eines Tages Lisa.
„Findest Du etwas unrechtes an mir?“

Sie beruhigte ihn und sagte, er sei frisch wie eine Rose; denn er gatte eine Heidenangst vor jedweder Krankheit und wimmerte schon, sobald er auch nur die geringste Unpäßlichkeit an sich verspürte. Aber in Wahrheit schien es, als ob der große Fleischladen bei Quenu-Gondelles sehr düster werde: die Spiegelscheiben zeigten nicht mehr den alten lebhaften Glanz, die Marmorverkleidungen erschienen in eisiger Starrheit, die gekochten Fleischwaaren auf dem Ladentische schlummerten in gelblich gewordenem Fett. Eines Tages kam sogar Claude in den Laden und sagte seiner Tante, das Schaufenster sehe „recht abgeschmackt“ aus. Es mochte schon etwas Wahres an dieser Bemerkung sein; denn auf der reich verzierten blauen Papierunterlage erschienen jetzt die Straßburger geräucherten Zungen so bleich, als wären sie krank, während die sämtlich kränklich aussehenden kleinen Schinken von kläglichem grünen Flitterwerk überragt waren. Uebrigens kauften die Kunden jetzt kein Stück Wurst, nicht für zehn Sous Speck oder ein halbes Pfund Schmerfett, ohne mit gedämpfter Stimme zu reden, als befänden sie sich im Zimmer eines Todkranken, und fast immer standen zwei oder drei Weiber greinend vor dem schmalen Siedeapparate. Die schöne Lisa trug die Trauer des Ladens mit stiller Würde und ließ ihre weißen Schürzen um so sauberer auf ihrem schwarzen Kleide erscheinen. Ihre reinlichen Hände, ihr Gesicht, welches

eine sanfte Traurigkeit noch verschönerte, sagten gleichsam dem ganzen Viertel, allen Neugierigen, welche von früh bis abends vorbeiging, daß sie ein unverschuldetes Unglück duldeten, aber zugleich, daß sie die Ursachen desselben kannten und schließlich doch triumphieren würden. Zuweilen beugte sie sich nieder, als wollte sie mit ihren Blicken den beiden Goldfischen bessere Tage versprechen, welche erschöpft, gleich als ob auch sie in banger Sorge lebten, in dem Aquarium umher schwammen.

Die schöne Lisa erlaubte sich nur noch ein Vergnügen, indem sie furchtlos Marjolins seidenweiches Kinn streichelte. Dieser war seit kurzem mit geheiltem Schädel aus dem Hospital gekommen und zeigte sich zwar ebenso dick und lustig wie ehemals, aber dumm war er, noch viel dümmer als sonst, beinahe stumpfsinnig. Der Riß schien also bis aufs Gehirn gedrungen zu sein. Man glaubte in ihm einen fünfjährigen Knaben vor sich zu sehen; er lachte, stotterte, konnte die Worte nicht mehr deutlich aussprechen und war gehorsam wie ein Lamm. Cadine nahm ihn vollständig wieder in Besitz und sie war zwar im Anfang, erstaunt, bald aber fühlte sie sich außerordentlich glücklich über diesen prächtigen Dummkopf, mit dem sie thun konnte, was sie wollte; sie legte ihn in die Federkörbe, nahm ihn auf ihren Bummelwegen mit, bediente sich seiner nach ihrem Belieben und behandelte ihn bald als Hund, bald als willenlose Puppe, bald als Liebhaber. Er gehörte ihr wie ein Leckerbissen, wie ein behagliches Plätzchen in den Hallen, wie eine träge Fettmasse, welche sie mit der Raffinerie einer Straßendirne benutzte. Aber obwohl die Kleine von ihm alles erhielt und ihn wie einen unterworfenen Riesen hinter sich herschleppte, konnte sie doch nicht verhindern, daß er immer wieder zu Frau Duenu zurückkehrte. Sie hatte ihn mit Fäusten geschlagen; allein er schien es nicht einmal zu fühlen, und sobald sie ihren Korb umhing, um ihre Weilchen in der Rue du Pont-Neuf oder der Rue de Turbigo auszubieten, lief er nach dem Fleischladen.

„Komm doch herein!“ rief ihm Lisa zu.

Meistens beschenkte sie ihn mit Pfeffergurken, welche er besonders liebte und die er, vor der Ladentafel stehend,

mit unschuldigem Lächeln verzehrte. Der Anblick der schönen Fleischerin ergötzte ihn dermaßen, daß er vor Freude in die Hände klatschte. Hierauf sprang er umher und jubelte wie ein kleiner Junge, der sich irgend einem von ihm gern Begehrten Gegenstande gegenüber sieht, so daß Lisa in den ersten Tagen wirklich befürchtete, er möge sich jenes Vorfalls erinnern.

„Schmerzt Dir der Kopf immer noch?“ frug sie ihn.

Er verneinte die Frage durch ein Wanken des ganzen Körpers und brach in noch lebhaftere Heiterkeit aus. Sie entgegnete in mildem Tone:

„Also, Du warst gefallen?“

„Ja, gefallen, gefallen, gefallen,“ begann er in einem Tone vollkommener Befriedigung zu singen und klopfte sich dabei mit der Hand auf den Schädel.

Hierauf nahm sein Gesicht wieder einen ernstern Ausdruck an, und indem er sie anblickte, wiederholte er in langsamer Aufeinanderfolge die Worte „schön, schön, schön.“ Lisa war hierdurch tief gerührt, sie hatte von Gavard verlangt, er solle den Marjolin wieder zu sich nehmen. Wenn sie ihn streichelte und ihm sagte, er sei ein braver Knabe, durchströmte ihre Hand eine glühende Wärme, und sie konnte dieselbe gar nicht wieder von der zarten Haut des Burschen entfernen; diese Zärtlichkeit war wieder ein erlaubtes Vergnügen geworden, ein Freundschaftsbeweis, welchen der Koloss in seiner kindlichen Einfalt ruhig hinnahm. Sein Hals schwoh vor Behagen an, seine Augen schlossen sich wie bei einem Tiere, welches man liebkost. Die schöne Fleischerin jedoch, um vor sich selbst Entschuldigung zu finden, sagte sich, sie wolle auf diese Weise nur den Faustschlag vergelten, mit dem sie ihn in dem Geflügelkeller zu Boden geschleudert hatte.

Indessen bewahrte der Fleischerladen noch immer ein trauriges Aussehen. Florent ließ sich auch noch bisweilen sehen und drückte seinem Bruder die Hand, während Lisa in eisigem Schweigen verharrte: ja, er kam sogar von Zeit zu Zeit sogar Sonntags zu Tische. Quenu gab sich dann zwar die größte Mühe, heiter zu erscheinen, ohne indeß damit die Spannung be-

seitigen zu können. Rein Bissen schmeckte ihm mehr, und er ward schließlich selbst ärgerlich. Als er eines Abends vom Tisch aufstand, sagte er in fast weinerlichem Tone zu seiner Frau:

„Aber was ist nur mit mir! Ich bin doch nicht etwa krank, oder findest Du mich verändert? . . . Es ist gerade, als laste irgend ein Gewicht auf mir, und traurig bin ich dabei, ohne zu wissen, warum. . . Weißt Du nicht, woher das kommt?“

„Ohne Zweifel bist Du nicht recht wohl,“ antwortete Lisa.

„Nein, nein, das dauert schon viel zu lange, und es ist mir dabei, als müsse ich ersticken. . . Unser Geschäft geht doch ganz gut, ich habe keine große Sorgen und lebe ganz regelmäßig. . . Und auch Dir, meine Beste, fehlt etwas, Du scheinst mir sehr betrübt zu sein. . . Wenn das so fortgeht, muß ich den Arzt holen lassen.“

Die schöne Fleischerin warf ihm einen tiefsten Blick zu und entgegnete:

„Dazu bedarf es des Arztes nicht. Das geht wieder vorüber. . . Es weht nur gegenwärtig eine schlechte Luft, und fast alle Leute im Viertel fühlen sich unwohl. . .“

Hierauf fuhr sie in einem Tone mütterlicher Zärtlichkeit fort:

„Sei unbesorgt, mein Alterchen. . . Ich will nicht, daß Du deshalb krank wirst; das wäre zuviel Unglück.“

Gewöhnlich schickte sie ihn bei solchen Gelegenheiten in die Küche, da sie wußte, daß das Geräusch der Hackmesser, das singende Zischen des Fettes und das Getöse der Fleischtöpfe ihn erheiterten. Uebrigens umging sie auf diese Weise auch die Indiskretionen des Fräulein Saget, die jetzt ganze Vormittage im Laden zubrachte. Die Alte hatte versucht, Lisa in Angst zu jagen und sie zu einem entscheidenden Entschlusse zu treiben. Zuerst erwarb sie sich nun ihr Vertrauen.

„Ach! was es doch für böse Leute giebt!“ begann sie; „Leute, welche viel besser thun würden, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern. . . Wenn Sie wüßten,

meine liebe Frau Quenu. . . Nein, niemals werde ich wagen, Ihnen das zu sagen.“

Als aber die Fleischerin versicherte, so etwas könne sie nicht rühren, da sie über alle unsinnigen Klatschereien erhaben sei, flüsterte ihr die Alte über die Ladentafel hinweg ins Ohr:

„Nun! man behauptet, Herr Florent sei gar nicht Ihr Better . . .“

Und so ließ sie allmählich aus ihren Worten verlauten, daß sie von der ganzen Sache wisse. Dies that sie aber nur, um Lisa in ihre Hand zu bekommen, und als diese schließlich gleichfalls aus schlauer Berechnung, um nämlich über alle Klatschereien des Viertels unterrichtet zu sein, die Wahrheit bekannte, schwur die Alte hoch und teuer, sie werde stumm sein wie ein Fisch und wolle ihren Kopf zum Pfande setzen, daß sie kein Wörtchen weiter sage. Jetzt empfand sie eine unmenschliche Freude an dem ganzen Drama und machte die beängstigenden Nachrichten mit jedem Tage schlimmer.

„Sie sollten eigentlich recht vorsichtig sein,“ murmelte sie. „Ich habe auch bei den Kalbaunenständen zwei Frauen über die Sache sprechen hören, und ich kann doch natürlich den Leuten nicht sagen, daß sie gelogen haben. Das würde sonderbar erscheinen. . . Die Sache wird ruchbar, sie ist nicht mehr zu vertuschen und muß endlich doch einmal zum Austrag kommen.“

Einige Tage später unternahm sie endlich den eigentlichen Angriff. Ganz außer Atem kam sie in den Laden gestürzt, wartete, bis niemand außer Lisa zugegen war und begann mit zischelnder Stimme:

„Wissen Sie denn, was man sich jetzt erzählt? . . . Nun! jene Männer, welche bei Herrn Lebigre ihre Versammlungen halten, sind sämtlich mit Gewehren ausgerüstet und warten nur noch auf eine Gelegenheit, um genau so anzufangen, wie Anno achtundvierzig. Ist es nicht wirklich bedauernswert, unter ihnen auch Herrn Gavard zu finden, einen so würdevollen, reichen und wohlthutierten Mann? . . . Ich wollte Sie aber nur wegen Ihres Schwagers hiervon in Kenntniß setzen.“

„Das sind nur Dummheiten, das ist nicht ernst gemeint,“ entgegnete Liza, um sie noch mehr anzustacheln.

„Nicht ernst? ich danke schön! Wenn man abends durch die Rue Pirouette geht, hört man schon von weitem ihr schreckliches Brüllen. Sie genieren sich schon gar nicht mehr. Sie werden sich wohl selbst noch erinnern können, daß die Leute auch Ihren Mann zu verführen gesucht haben. . . Und nun erst die Patronen, welche ich sie von meinem Fenster aus fabrizieren sehe, ist das vielleicht Dummheit? . . . Kurz, ich sage Ihnen dies alles nur in Ihrem eigenen Interesse.“

„Gewiß, ich danke Ihnen sehr. Nur sind viele Dinge auch bloße Erfindung.“

„O nein! Alles ist leider nur zu wahr. . . Im ganzen Viertel spricht man schon davon und versichert, wenn die Polizei dahinter komme, würden noch viele Personen kompromittiert werden. So beispielsweise Herr Gavard.“

Allein die Fleischerin zuckte die Achseln, als ob sie sagen wolle, Herr Gavard sei ein alter Narr, und ihm gehe ganz recht.

„Ich spreche von Herrn Gavard ebenso wie ich von den andern sprechen würde, zum Beispiel wie von Ihrem Schwager,“ entgegnete heuchlerisch die Alte. „Ihr Schwager ist allem Anscheine nach das Oberhaupt. . . Das ist sehr unangenehm für Sie, und ich bedauere Sie lebhaft; denn wenn schließlich die Polizei hierher käme, könnte sie sehr wohl auch Herrn Duenu abfassen. Zwei Brüder sind gerade wie zwei Finger an einer Hand.“

Stolz richtete sich bei diesen Worten die schöne Liza auf; allein sie sah ganz bleich aus. Fräulein Saget hatte sie jetzt an die schlimmste ihrer Besorgnisse erinnert, und von diesem Tage an erzählte die Alte nur noch Geschichten von Leuten, welche unschuldig dem Gefängnisse überliefert worden waren, nur weil sie einen Verbrecher beherbergt hatten. Wenn sie jetzt abends bei dem Weinhändler ihr Fläschchen mit Johannisbeerschnaps füllen ließ, holte sie sich stets auch einen kleinen Vorrat Klatschgeschichten für den folgenden Tag. Rosa jedoch war nicht weniger als schwachhaft, und so verließ die Alte sich lediglich auf das,

was sie selbst hörte und sah. Sie hatte ganz deutlich die Zärtlichkeit bemerkt, mit welcher Lebigre Florent behandelte, seine ängstliche Besorgtheit, ihn bei sich zu behalten, und seine Gefälligkeiten, welche durch das, was der junge Mann im Hause betrieb, so sehr schlecht belohnt wurden. Dies überraschte sie um so mehr, als sie die Stellung der beiden Männer gegenüber der schönen Normännin recht wohl kannte.

„Man möchte fast sagen, daß er ihn füttert . . . An wen mag er ihn nur eigentlich verkaufen wollen?“

Als sie eines Abends im Laden war, sah sie, wie Logre sich auf das Polsterbänkchen im Kabinett warf und sagte: er sei todmüde, so sei er in den Vorstädten umhergelaufen. Sofort schaute sie ihm nach den Füßen, allein die Schuhe Logres zeigten auch nicht ein Körnchen Staub, so daß sie unwillkürlich lächeln mußte und mit zusammengekniffenen Lippen ihren Johannisbeerschnaps forttrug.

Hierauf setzte sie ihre Beobachtungen von ihrem Fenster aus fort. Dieses sehr hoch gelegene Fenster beherrschte die Aussicht auf alle benachbarten Häuser und bereitete ihr unaussprechlichen Genuß. Zu jeder Stunde des Tages stand sie hier wie auf einem Observatorium und belauschte das ganze Viertel. Zuerst machte sie sich mit allen Zimmern vor ihr, sowie rechts und links, vertraut bis auf die kleinsten Möbeln; sie hätte, ohne auch nur eine Einzelheit zu übergehen, die Gewohnheiten der Mieter angeben können, ob sie einen guten oder einen schlechten Haushalt führten, wie sie sich wuschen, was sie zu essen pflegten; sie kannte sogar die Personen, welche zu ihnen auf Besuch kamen. Sodann hatte sie auch einen Ausblick auf die Hallen, so daß keine Frau des Viertels über die Rue Rambuteau gehen konnte, ohne daß sie dieselbe bemerkt hätte; ohne sich zu täuschen, gab sie an, woher die Frau kam, wohin sie ging, was sie in ihrem Korbe hatte; sie kannte ihre Geschichte, ihren Mann, ihre Toilettengegenstände, ihre Kinder, sogar ihr Vermögen. „Das dort ist Frau Lerat, sie läßt ihrem Sohne eine vortreffliche Erziehung angedeihen; jene da ist Frau Gutin, ein armes kleines Weib, welches ihr Mann stark vernachlässigt; da kommt Fräulein Cécilie, die Fleischerstochter, welche sich unmöglich

verheirateten kann, weil sie skrophulös ist.“ In dieser Weise hätte sie tagelang fortfahren können, indem sie die eine leere Phrase an die andere reihte und sich an den geringfügigsten Dingen ergöhte. Allein seit acht Tagen hatte sie nur noch Augen für jenes Fenster mit den matten Glasscheiben, wo sich die schwarzen Schatten der Gäste des Kabinetts abzeichneten. Sie konstatierte das Wegbleiben von Charvet und Clemence daran, daß sie auf der Milchglasfläche ihre dünnen Schatten nicht mehr finden konnte, und kein Ereignis konnte hier vor sich gehen, das sie nicht schließlich an gewissen ungewöhnlichen Bewegungen der Arme und Köpfe erriet, welche auftauchten. Schließlich ward sie sogar geistreich und gab allerlei Andeutungen über die langen Nasen, die ausgespreizten Finger, die weitaufgerissenen Mäuler und die verächtlich zuckenden Schultern; auf diese Weise folgte sie der Verschwörung Schritt für Schritt, so daß sie jeden Tag hätte angeben können, wie weit dieselbe gediehen sei. Eines Abends löste sich ihr das Räthel vollständig. Sie bemerkte den Schatten von Gavards Revolver, ein riesiges Schattenbild, welches ganz schwarz hinter den bleichen Scheiben erschien und dessen Mündung weit aufklaffte. Der Revolver verschwand, erschien dann wieder und schien sich gleichsam zu vervielfältigen: daraus schloß die Alte nun sofort auf die Menge Waffen, worüber sie mit Frau Quenu gesprochen hatte. An einem andern Abende konnte sie aus den Schatten nicht recht klug werden, allein sie entwarf sofort das Phantasiegebilde, daß man Patronen verfertige, da sie ungewöhnlich lange Stoffstreifen bemerkte. Den nächsten Abend ging sie um elf Uhr hinunter und bat Rosa, ob sie ihr nicht eine Kerze ablassen könne; dabei warf sie einen verstohlenen Seitenblick nach dem Kabinett und sah dort auf dem Tische einen Haufen roter Leinwand liegen, welche ihr tiefen Schrecken einslößte.

„Ich möchte Sie nicht gern erschrecken, Frau Quenu,“ sagte sie am folgenden Tag; „allein es wird zu schrecklich. . . Ich habe wirklich Angst! Sagen Sie um Gotteswillen kein Sterbenswörtchen von dem, was ich Ihnen sofort anvertrauen will; denn die Männer dort würden mich massakrieren, wenn sie es erführen.“

Als nun die Fleischerin feierlich versprochen hatte, die Alte nicht zu kompromittieren, begann diese von der roten Leinwand zu erzählen.

„Ich weiß nicht, was das zu bedeuten hat. Es lag ein großer Haufen solches Zeug dort, und man hätte es fast für blutgetränkte Lappen halten können. . . Logre, wissen Sie, der mit dem Buckel, hatte sich ein solches Ding an die Achsel geheset, und er sah darin aus wie der leibhaftige Scharfrichter. . . Das hat sicherlich auch einen verdächtigen Zweck.“

Lisa antwortete nicht; sie hatte die Augen niedergeschlagen und schien nachdenklich, wobei sie mit dem Griffe einer Gabel spielte und die einzelnen Stücke Pöckelfleisch auf einem Teller ordnete. Fräulein Saget fuhr in milderem Tone fort:

„An Ihrer Stelle würde ich die Sache nicht ruhen lassen, ich müßte das erfahren. . . Warum gehen Sie denn nicht einmal in das Zimmer Ihres Schwagers hin-auf und sehen dort nach?“

Ein leises Zittern bebte durch Lisas Körper. Sie ließ die Gabel los und warf der Alten einen forschenden unruhigen Blick zu, da sie glaubte, diese wolle in ihre Absichten eindringen. Allein diese fuhr fort:

„Nach alledem ist das erlaubt. . . Ihr Schwager würde es mit Ihnen zu weit treiben, wenn Sie ihn ruhig gewähren ließen. . . Erst gestern sprach man bei Frau Taboureaux über Sie, und in ihr besitzen Sie gewiß eine treue Freundin. Frau Taboureaux sagte nun, Sie seien viel zu gut, und an Ihrer Stelle würde sie dieser Angelegenheit schon längst auf den Grund gegangen sein.“

„Das hat Frau Taboureaux gesagt?“ murmelte die Fleischerin nachdenklich.

„Gewiß, Frau Taboureaux ist doch sicher eine Frau, auf welche man hören kann. . . Suchen Sie also zu erforschen, was es mit der roten Leinwand für eine Bewandnis hat; Sie können es mir dann auch mitteilen, nicht wahr?“

Aber Lisa hörte sie nicht mehr, sondern blickte starr nach dem Schaufenster. Sie schien in einem innern Kampf

verloren zu sein, der ihr stummes Gesicht mit zwei dünnen Falten zeichnete. Mittlerweile schnüffelte die alte Jungfer unter den auf der Ladentafel stehenden Waaren umher und murmelte, als spreche sie mit sich selbst:

„Ah! das ist ein angeschnittenes Leberwürstchen. . . Das muß doch vertrocknen, wenn man es voraus zerschneidet. . . Und diese Blutwurst da ist geplatzt; sicherlich hat sie einen Schlag mit der Gabel erhalten. Die müßte man eigentlich vom Ladentisch entfernen; denn sie beschmutzt den ganzen Teller.“

Lisa, welche noch völlig zerstreut war, überreichte ihr jetzt die Blutwurst und das Leberwürstchen mit den Worten:

„Hier haben Sie's, wenn es Ihnen Vergnügen macht.“

Das Ganze verschwand in dem Handkorb, und Fräulein Saget war so sehr an die Geschenke gewöhnt, daß sie sich nicht einmal mehr bedankte. Von diesem Tage an schleppte sie jeden Morgen die Abfälle aus dem Laden fort. Von hier ging sie mit der Absicht weg, ihr Dessert bei der Carriette und bei Frau Lecoeur aufzutreiben, indem sie diesen von Gavard erzählte.

Als die Fleischerin allein war, setzte sie sich hinter die Ladentafel, als ob sie einen bessern Entschluß fassen könne, wenn sie es sich bequem machte. Schon seit acht Tagen war sie sehr unruhig. Eines Abends nämlich hatte Florent von Duenu fünfhundert Frank verlangt, und dieser wies ihn an seine Frau. Das war Florent gar nicht recht, und er konnte ein leises Bittern nicht verbergen, als er sich an die schöne Lisa wandte. Lisa jedoch, ohne ein Wort zu sagen oder nach der Bestimmung des Geldes zu forschen, begab sich auf ihr Zimmer und händigte ihm die fünfhundert Frank aus. Dabei ließ sie nur die Bemerkung fallen, sie habe dieselben auf Rechnung der Erbschaft geschrieben. Drei Tage später verlangte er tausend Frank.

„Es war wirklich nicht der Mühe wert, den Uneigenmäßigen zu spielen,“ sagte Lisa beim Zubettgehen zu Duenu. „Du siehst also, daß ich recht gut gethan habe, die Rechnung aufzuheben. . . Halt! ich habe ja die tausend Frank von heute noch nicht notiert.“

Sie setzte sich an den Sekretär und las die Rechnung durch. Dann fuhr sie fort:

„Es war ganz klug von mir, daß ich freien Raum ließ. Die Kontozahlungen werde ich auf dem Raum vermerken. . . Jetzt wird er auf diese Weise wohl noch alles durchbringen. . . Ich habe das schon längst erwartet.“

Quenu sagte nichts und legte sich mit sehr übler Laune zu Bett. Jedesmal, wenn seine Frau den Sekretär öffnete, brachte die Reibung der Holzplatten einen eigentümlichen klagenden Ton hervor, der ihm wie ein Dolchstoß durch die Seele ging. Er faßte sogar den Entschluß, seinem Bruder ernstliche Vorstellungen zu machen und ihn zu verhindern, sich mit Mehudins zu Grunde zu richten; allein als es zur Sache kam, wagte er es nicht. Binnen zwei Tagen verlangte Florent noch fünfzehnhundert Frank. Logre hatte nämlich eines Abends geäußert, daß, wenn man Geld aufreiben könne, die Sache viel schneller gehen würde, und schon am nächsten Tage sah er zu seinem Entzücken eine kleine Rolle Goldstücke in seine Hände fallen; sein Buckel hüpfte förmlich vor Freude darüber. Nun folgte ein Bedürfnis dem andern: die eine Sektion wünschte ein Lokal zu mieten; die andre mußte unglückliche Patrioten unterstützen; hierzu gesellten sich noch die Ankäufe von Waffen und Munition, die Werbekosten und die Ausgaben an die Polizei. Florent würde alles gegeben haben, denn er hatte jetzt an die Ratschläge der Normännin betreffs der Erbschaft gedacht. Er schöpfte nun beständig aus dem Sekretär Lisas und ward nur noch einigermaßen durch die ungewisse Furcht zurück gehalten, welche er vor ihrem ernststen Gesicht empfand. Seiner Ansicht nach konnte er sein Geld nie für eine heiligere Sache ausgeben, und Logre trug jetzt vor lauter Begeisterung grelle rosafarbene Kravatten und Lackstiefletten, deren Anblick Lacaille mit bitterm Groll erfüllte.

„Es sind nun schon dreitausend Frank in sieben Tagen,“ berichtete Lisa ihrem Manne. „Was sagst Du dazu? Das ist doch recht nett, nicht wahr? . . . Wenn das so fortgeht, so wird er mit seinen fünfzigtausend Frank kaum länger als vier Monate reichen. . . Und der alte Gon-

delle hat vierzig Jahre lang gespart, um das Vermögen zusammenzubringen.“

„Um so schlimmer für Dich!“ rief Duenu aus. „Du brauchtest ihm überhaupt nichts von der Erbschaft zu sagen.“

Da aber schaute sie ihn mit strenger Miene an und entgegnete:

„Das ist sein Eigentum, und damit kann er thun, was er will . . . Mich ärgert nicht, daß ich ihm das Geld gebe; mich ärgert nur die schlechte Anwendung, welche er wahrscheinlich davon macht . . . Ich habe Dir's schon lange gesagt; das muß aufhören.“

„Thue was Du willst, ich hindere Dich nicht,“ erklärte der Fleischer, welchen die Habsucht quälte.

Wie sehr er auch seinen Bruder liebte, so war ihm doch der Gedanke daran, daß dieser fünfzigtausend Frank in vier Monaten durchbringe, unerträglich. Lisa indes erriet aus den Gesprächen mit Fräulein Saget, wo das Geld hinkomme. Als nämlich die Alte sich erlaubt hatte, eine Anspielung auf die Erbschaft zu machen, benutzte sie selbst die Gelegenheit, um dem Viertel kund zu thun, daß Florent sein Erbteil an sich nehme und dasselbe nach seinem Gutdünken verthue. Am nächsten Tage trieb die Geschichte von der roten Leinwand sie zu einem Entschlusse. Noch immer kämpfte sie einige Augenblicke mit sich selbst und bemerkte um sich her das traurige Aussehen des Ladens; die Schweine hingen hier mit kränklicher Miene; die Kasse saß neben einem Topfe mit Fett, ihr Fell sträubte sich und ihre Blicke waren matt. Endlich rief Lisa Augustine herzu, beauftragte sie mit der Obacht über den Laden und begab sich nach Florents Zimmer hinauf.

Als sie hier eintrat, ward sie tief ergriffen. Das sonst so friedlich aussehende Bett war mit einem Bündel roter Schürzen bedeckt, welche bis auf den Boden herabhingen. Auf dem Kamin, zwischen drei vergoldeten Schachteln und den alten Pommadenbüchsen lagen rote Armbinden umher nebst verschiedenen Packeten blutroter Kofarden. An allen Nägeln hingen Stoffstreifen, viereckige Banner von gelber, blauer, grüner und schwarzer Farbe, in welchen die Fleischerin die Abzeichen der zwanzig Sektionen erkannte.

Die einstige Keuschheit des Gemaches schien ganz und gar unter der revolutionären Dekoration erstickt zu sein; die Naivetät, welche das Ladenmädchen den Ganzen eingehaucht hatte, war einem blutigen Feuerglänze gewichen; während die Photographien Augusts und Augustinens ganz bleich vor Schrecken zu sein schienen. Lisa betrachtete ganz genau alle die Abzeichen, Armbinden und Schürzen, ohne jedoch irgend etwas zu berühren, als ob sie fürchte, diese schrecklichen Fesseln möchten sie verbrennen. Sie dachte jetzt daran, daß sie sich doch nicht getäuscht habe und daß das Geld für diese Dinge ausgegeben werde; aber gerade dies war in ihren Augen eine Schmach, eine unglaubliche Schandthat, gegen die sich ihr ganzes Wesen aufbäumte. Ihr Geld, dieses so ehrlich erworbene Geld sollte jetzt zur Unterstützung eines Aufbruchs dienen! Sie blieb stehen, ihre Blicke schweiften nach den geöffneten Blüten des Granatstockes auf der Terrasse, und diese Blüten erschienen ihr ebenfalls wie blutrote Kokarden, der Schlag des Finken scholl wie ein fernes Echo von Schüssen in ihr Ohr. Da tauchte in ihr der Gedanke auf, als ob der Aufstand schon am nächsten Tage, vielleicht sogar schon am selbigen Abend ausbrechen werde. Die Banner flatterten, die Kokarden zogen vorüber und ein plötzliches Trommelwirbeln tönte an ihr Ohr. Eiligt stieg sie hinab, ohne auch nur ein einziges der auf dem Tische liegenden Papiere gelesen zu haben. Im ersten Stockwerk hielt sie inne und begab sich nach ihrem Zimmer.

Mit ruhiger Hand kleidete sie sich sorgfältig an, und ihre Entschlossenheit malte sich in ihren strengen Blicken. Während sie ihr schwarzes Seidenkleid in Falten legte, indem sie mit aller Kraft ihrer groben Hände den Stoff ausspannte, dachte sie an die Worte des Pastor Roustan. Sie ging mit sich zu Rate, und ihr Gewissen antwortete, sie erfülle nur ihre Pflicht. Als sie ihren türkischen Shawl um ihre breiten Schultern schlang, fühlte sie, daß sie eine vollkommen ehrenhafte Handlung zu thun im Begriff sei. Sie legte dunke violette Handschuhe an und heftete auch an ihren Hut ein großes Veilchen. Ehe sie fortging, verschloß sie den Sekretär doppelt, und ihre hoffnungsvollen

Blicke sagten gleichsam diesem Möbel, nun werde endlich wieder Ruhe kommen.

Duenu stand unterdessen mit seinem dicken Bauch an der Ladenthür und war höchst erstaunt, als er seine Frau in großer Toilette um diese frühe Morgenstunde — es war erst zehn Uhr — fortgehen sah.

„Wo willst Du hin?“ frug er sie.

Sie gab vor, mit Frau Laboureau nach der Stadt zu gehen, und fügte hinzu, sie werde am Gaitetheater vorübergehen und Plätze bestellen. Duenu eilte ihr ein Stück nach und empfahl ihr, Mittelplätze zu nehmen, damit man die Bühne besser übersehen könne. Als er wieder in den Laden zurück war, begab sie sich nach der Wagenstation bei Saint-Eustache, bestieg einen Fiaker, dessen Vorhänge sie zuzog und gab dem Kutscher Befehl, nach dem Gaitetheater zu fahren, da sie fürchtete, man möge ihr gefolgt sein. Als sie aber ihr Fahrbillet hatte, ließ sie sich nach dem Justizpalaste fahren. Dort bezahlte sie am Thore, verabschiedete den Kutscher und schritt langsam durch zahlreiche Säle und Gänge nach der Polizeipräfektur.

Da sie sich hier mitten unter einem dichten Gedränge von Stadtsoldaten und andern Herren befand, gab sie einem Manne zehn Sous, und dieser führte sie bis zum Kabinett des Präfekten. Allein um zum Präfekten zu gelangen, war eigentlich ein Audienzbrief nötig. Man führte sie nun in ein enges Gemach, worin ein dicker kahlköpfiger schwarzgekleideter Herr sie mit grilliger Kälte empfing. Sie durfte sprechen, und indem sie ihren Schleier emporhob, nannte sie ihren Namen und erzählte die ganze Sache mit der größten Offenheit. Der kahlköpfige Beamte hörte sie zu, ohne sie zu unterbrechen, und als sie fertig war, frug er einfach:

„Sie sind die Schwägerin dieses Mannes, nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete Lisa laut und deutlich. „Wir sind ehrbare Leute . . . Ich will nicht, daß mein Mann kompromittiert werde.“

Der Beamte zuckte die Achseln, als ob ihm die ganze Sache ärgerlich sei, und er entgegnete mit ungeduldiger Miene:

„Sehen Sie, mit dieser Sache liegt man mir schon über ein Jahr lang im Nacken. Man bringt mir eine Denunziation nach der andern, man drängt und treibt mich ohne Ende. Sie begreifen nun wohl, daß, wenn ich nicht handelnd einschreite, ich das Warten vorziehe. Wir haben unsre guten Gründe. . . Sehen Sie, hier ist der Aktenstoß; ich kann Ihnen denselben zeigen.“

Mit diesen Worten legte er einen gewaltigen Papierpack in blauem Umschlage vor sie hin. Sie durchblätterte denselben, und es war, als sei die Geschichte, welche sie soeben erzählt hatte, darin Wort für Wort aufgezeichnet. Die Polizeikommissare von Havre, Rouen und Bernon zeigten die Ankunft Florents an. Hierauf folgte ein Rapport, welcher seine Wohnungsnahme bei Duenu-Gondelles konstatierte; alsdann folgte sein Eintritt in die Hallen, sein Leben, seine bei Herrn Lebigre verlebten Abende: kurz, es fehlte auch nicht die geringste Einzelheit. Zu ihrer großen Bestürzung bemerkte Lisa zugleich, daß die Berichte doppelt waren, sie mußten also zwei verschiedene Quellen haben. Endlich fand sie einen Haufen anonymen Briefe von allen möglichen Formaten und den verschiedensten Handschriften. Sie erkannte unter andern auch die Schrift des Fräulein Saget, welche die Gesellschaft in dem Glaskabinett denunzierte; ein großes Blatt fettiges Papier war mit den Kratelfüßen der Frau Secoeur beschmiert, und eine glacierte Seite, geschmückt mit einem Gedekemein, zeigte die Krizeleien der Sarriette und des Herrn Jules; beide Briefe benachrichtigten das Gouvernement, auf Gavard Acht zu haben. Außerdem trat ihr auch der gemeine Stil der Mutter Mehudin entgegen, welche auf vier engbeschriebenen, aber fast unleserlichen Seiten die langweiligen Geschichten wiederholte, welche in den Hallen über Florent in Umlauf waren. Besonders erstaunte sie aber über eine Faktura ihres eigenen Geschäfts, welche oben die Worte trug: „Fleischerei Duenu-Gondelle“ und auf deren Rückseite August den Mann verraten hatte, welchen er als Hindernis seiner Heirat ansah.

Der Beamte war einem heimlichen Antriebe gefolgt, als er ihr den Aktenstoß vorlegte.

„Kennen Sie keine von diesen Handschriften?“ frug er sie.

Sie stotterte eine Verneinung der Frage. Dabei war sie aufgestanden und stand jetzt ganz verblüfft da; ihr Schleier war wieder hernieder gefallen und verbarg die verlegene Röte, welche ihre Wangen überflog. Ihr Seidenkleid knitterte, und ihre dunkeln Handschuhe verschwanden unter ihrem graßen Shawl, während der kahlköpfige Herr mit schwachem Lächeln bemerkte:

„Sie sehen also, Madame, daß Ihre Angaben ein wenig zu spät kommen. . . Allein man wird Ihren Schritten Rechnung tragen, das verspreche ich Ihnen. Vor allen Dingen aber empfehlen Sie Ihrem Manne die größte Ruhe und Vorsicht. . . Es können verschiedene Umstände zur Geltung kommen. . .“

Ohne auszureden, begrüßte er sie flüchtig, indem er sich ein wenig aus seinem Lehnstuhl erhob. Es war dies das Zeichen der Verabschiedung, und sie ging fort. Im Vorzimmer bemerkte sie Logre und Herrn Lebigre, welche sich bei ihrem Erscheinen hastig umdrehten. Allein sie war noch viel mehr bestürzt; sie durchschritt die Säle, die Korridore, und es war ihr, als sei sie inmitten dieser Polizeischnarren gefangen. Endlich gelangte sie über den Dauphinplatz nach dem Quai de l'Horloge, wo sie ihre Schritte verlangsamte und sich in der frischen Sonnenluft wohl fühlte.

Am lebhaftesten empfand sie die Nutzlosigkeit ihrer Schritte. Ihr Gatte lief aber wenigstens keine Gefahr, und dies erleichterte sie, wiewohl sie sich noch nicht von jedem Vorwurfe frei fühlte. Sie ärgerte sich über diesen Ausgang und diese Weiber, welche sie soeben in eine so lächerliche Lage gebracht hatten. Ihre Schritte noch mehr verzögernd, blickte sie nach der Seine, wo von Kohlenstaub geschwärzte Schiffe hinabfuhren und am Ufer entlang die Fischer ihre Angeln leerten. Nach alledem war sie es nun ja nicht, welche Florent verraten hatte; dieser Gedanke stieg so plötzlich in ihr auf, daß sie darüber erstaunte. Würde sie sich überhaupt einer bösen Handlung schuldig gemacht haben, wenn sie ihn verraten hätte? Die verwegenen Briefe erschienen ihr sicherlich als etwas Gemeines; sie dagegen ging offen vor, nannte ihren Namen und rettete alles. Als

sie hierbei plötzlich an die Erbschaft des alten Gondelle dachte, ging sie mit sich zu Rute und war bereit, nötigenfalls das Geld in den Fluß zu werfen, um ihr Haus von dem Makel zu befreien. Nein, sie war nicht geizig, das Geld hatte sie nicht getrieben, und als sie über den Pont au Change schritt, beruhigte sie sich vollständig. Es war ihr lieber, daß andere ihr auf der Präfektur zuvorgekommen waren: so brauchte sie wenigstens Quenu nicht zu hintergehen und konnte ruhig schlafen.

„Hast Du die Pläze?“ frug Quenu, als sie wieder nach Hause kam.

Er wollte sie sehen und ließ sich erklären, an welcher Stelle des Balkons sie sich befänden. Lisa hatte fest geglaubt, die Polizei werde herzuweilen, sobald sie dieselbe benachrichtigt haben würde, und ihr Plan, ins Theater zu gehen, war nur eine schlaue Art, ihren Mann von Hause fern zu halten, während man Florent arretierte. Sie hatte sich vorgenommen, am Nachmittage mit ihm zu Wagen einen Ausflug nach dem Boulogner Wäldchen zu machen, wobei sie im Restaurant essen und irgend ein Konzert besuchen wollten. Allein er hielt es für unnütz, auszugehen und so verbrachte sie den ganzen Tag, wie gewöhnlich, hinter ihrer Ladentafel; diesmal aber mit einer so rofigen Miene und so heiterer Laune, als ob sie von einer Krankheit genesen sei.

„Wenn ich Dir sage, die Luft thut Dir gut!“ wiederholte Quenu. „Siehst Du, Dein Morgenspaziergang hat Dich ganz lustig gemacht.“

„O nein!“ entgegnete sie und nahm ihre ernste Miene wieder an. „Die Straßen von Paris sind der Gesundheit nicht so zuträglich.“

Am Abend saßen sie im Gaitétheater. Quenu im Ueberrocke und in grauen Glacehandschuhen suchte nur immer auf dem Zettel die Namen der Schauspieler. Lisa saß mit ihrer ausgeschnittenen Taille stolz da und stützte ihre von zu engen weißen Handschuhen umhüllten Hände auf die rotsammtne Brüstung des Balkons. Dieser heutige Abend ward für sie zu einem wahren Triumph, denn als sie emporblickte, erblickte sie die Normännin und

deren Mutter in der zweiten Gallerie. Da brüstete sie sich noch vielmehr, ließ sich von Quenu am Buffet ein Schächtelchen Karamellen holen und spielte mit ihrem reichvergoldeten Perlmutterfächer. Die Fischhändlerin war besiegt; denn sie senkte den Kopf und horchte auf ihre Mutter, welche ihr leise zuflüsterte. Beim Weggehen begegneten die schöne Lisa und die schöne Normännin sich einander im Vestibül, und ein stummes Lächeln flog über beider Gesicht.

An diesem Tage hatte Florent sehr zeitig bei Herrn Lebigre gegessen und erwartete nun Logre, welcher ihm einen ehemaligen Sergeanten vorstellen sollte, einen geschickten Mann, mit welchem man von dem Angriffsplan auf das Bourbonenpalais und das Rathhaus sprechen wollte. Die Nacht brach herein, und ein feiner Regen, der schon am Nachmittag begonnen hatte, hüllte die Hallen in einen grauen Schleier. Duster hoben sich ihre Massen von den rötlichen Nebeln des Himmels ab, während einzelne zerrissene Wolken so tief zogen, daß sie beinahe die Giebel der Dächer streiften. Florent war durch den Schmutz auf dem Pflaster, durch das beständige Dahinrieseln schmutziggelber Wassermassen, durch die unter dem Regen dahingleitenden Schirme, die Fiaker, welche mitten auf der verlassenen Straße schneller und dumpfer dahinsaufter schwermütig angehaucht. Endlich ward es heller, und ein rötlicher Schein breitete sich im Westen aus. Da erschien am Eingange der Rue Montmartre eine unübersehbare Schar von Straßentheuern, welche mit ihren langen Besen den flüssigen Schlamm vor sich herfegten.

Logre brachte aber keinen Sergeanten mit; Gavard speiste bei Freunden in Batignolles, und so sah sich Florent genötigt, den Abend mit Robine zuzubringen. Er sprach die ganze Zeit und versenkte sich schließlich in eine ungemein trübe Stimmung; der andere suchte nur leise mit dem Barte und streckte nur alle Viertelstunden den Arm aus, um einen Schluck Bier zu nehmen. Florent, hierdurch gelangweilt, begab sich schließlich nach Hause. Aber Robine ging noch nicht, sondern legte die Stirn unter seinem Hute in nachdenkliche Falten und betrachtete seinen Schoppen; während Rosa und der Kellner, welche darauf rechneten,

heute einmal bei Zeiten schließen zu können, da die Gesellschaft nicht da war, feinetwegen noch eine halbe Stunde warten mußten.

In seinem Zimmer angelangt, empfand Florent eine unheimliche Furcht davor, sich ins Bett zu legen. Er war von einem jener nervösen Uebelbefinden ergriffen, welche hin zuweilen ganze Nächte hindurch mit schrecklichen Traum- bildern quälten. Am Tage vorher hatte er in Clamart der Beerdigung des Herrn Verlaque beigewohnt, welcher nach einem schrecklichen Todeskampfe gestorben war. Er fühlte sich ganz wehmütig gestimmt, wenn er daran dachte, wie der enge Sarg in den Erdenchoß hinabsank; vor allem aber konnte er das Bild der Frau Verlaque nicht los werden mit ihrer jammernden Stimme und ihren thränenlosen Augen; sie folgte ihm, sprach davon, daß der Sarg nicht bezahlt sei, daß sie nicht wisse, wie sie einen Leichenwagen bestellen solle und auch keinen Heller Geld zur Verfügung habe, weil am Tage vorher der Apotheker, nachdem ihm der Tod des Kranken bekannt geworden sei, auf Bezahlung seiner Rechnung gedrungen habe. Florent mußte also das Geld für Sarg und Leichenwagen vorstrecken; er gab sogar den Leichenträgern ein Trinkgeld, und als er fort- ging, warf ihm Frau Verlaque einen so innigen Blick zu, daß er ihr noch zwanzig Frank daließ.

Jetzt ärgerte ihn dieser Todesfall. Er zog seine Stellung als Inspektor in Betracht und war der Ansicht, daß sich dabei gar viele böse Verwickelungen bilden mußten, welche die Aufmerksamkeit der Polizei zu erwecken geeignet seien. Am liebsten hätte er gesehen, daß der Aufstand schon am nächsten Tage losbreche, damit er seine gold- betreßte Dienstmütze auf die Straße werfen könne. Mit diesen Gedanken erfüllt, trat er auf den Balkon hinaus in die laue Sommernacht, nach einem kühlenden Luftzuge lechzend. Mit dem Regen hatte sich der Wind gelegt, und eine unheimliche Gewitterschwüle erfüllte noch immer den tiefblauen wolkenlosen Himmel. Die mittler- weile abgetrockneten Hallen breiteten unter ihm ihre ge- waltigen Massen von derselben dunkeln Bläue aus, aus welcher die lebhaft glühenden Gasflammen hervorleuchteten.

An das Eisengitter gelehnt, dachte Florent darüber nach, daß er jetzt sicher bestraft werden würde, weil er diese Inspektorstelle angenommen habe. Es kam ihm dies wie ein Makel in seinem Leben vor. Er war jetzt Beamter der Präfektur und hatte dem Kaiser treue Dienste gelobt, trotz seiner tausendfach in der Verbannung geschworenen Verwünschungen. Der Wunsch, Lisa zu befriedigen, die christliche Verwendung seines Gehaltes und die ehrenhafte Art und Weise, mit der er seine Funktionen zu erfüllen bemüht gewesen war, schienen ihm nicht mehr kräftige Beweise genug, seine Feigheit zu entschuldigen. Er sah wieder die schlechten Zeiten für ihn zurückkehren, die Feindseligkeiten der Fischweiber, die widerliche Feuchtigkeit und den dumpfen Groll, welche er um sich her emporschwappen fühlte. Alles dies empfand er als wohlverdiente Strafe. Dieser Groll, dessen Ursache ihm völlig fremd war, verkündete irgend eine unheimliche Katastrophe, unter der er sich schon im voraus beugte. Sodann war er auch gegen sich selbst aufgebracht wenn er an die von ihm vorbereitete Volksbewegung dachte, wobei er sich sagen mußte, daß er selbst nicht mehr rein genug sei, um einen Erfolg zu sichern.

Wie viele Gedanken waren hier in dieser lustigen Höhe, wo sich seine Blicke über die endlosen Hallendächer verloren, durch sein erhitztes Hirn geblitzt! Meistens erschienen ihm hier die Hallen wie ein weites graues Meer, das ihn an ferne Gegenden erinnerte; während sie in den trüben mondscheinlosen Nächten zu toten schwarzen giftschwammigen Gewässern wurden. Die reinen hellen Nächte verwandelten sie wieder in Lichtquellen; die Strahlen flossen auf die beiden Dachschichten hernieder, beleuchteten mit ihrem milden Glanze die großen Zinkflächen und verloren sich schließlich am Rande dieser Riesenbecken. Zur Winterszeit waren sie steif gefroren wie die Buchten Norwegens, wo Schlittschuhläufer munter dahingleiten, während sie unter der schwülen Julihitze in dumpfen Schlaf versanken. Als er an einem Dezemberabend das Fenster öffnete, hatte er sie völlig mit Schnee überdeckt gefunden, mit einem jungfräulich reinen Weiß, welches den rostfarbenen Himmel er-

leuchtete. Bei jedem Anblick dieses wechselnden Horizontes überließ er sich bald zärtlichen bald grausamen Träumereien; der Schnee beruhigte ihn, eine endlose weiße Decke erschien ihm wie ein Schleier der Reinheit über dem widerlichen Schmutz der Hallen; die reinen heitern Nächte mit ihrem flimmernden milden Mondlicht verjagten ihn gleichsam in das Feenreich der Märchen. Nur die trüben sengenden Juninächte, wo die pestartigen Dünste emporwallten wie aus dem stagnierenden Wasser eines verdamnten Meeres beunruhigten ihn.

Die Hallen hatte er stets vor Augen. Er konnte nicht das Fenster öffnen, ohne sie den ganzen Horizont entlang vor sich zu sehen; er verließ abends die Pavillons, um beim Zubettegehen auf deren endlose Dächer zu blicken. Sie versperrten ihm die Aussicht auf Paris, drängten sich ihm in ihren Riesenformen auf und begleiteten ihn zu jeder Stunde seines Lebens. In dieser Nacht waren seine Qualen noch schlimmer, vermehrten sich durch die düstere Unruhe, welche ihn beherrschte. Der Nachmittagsregen hatte die Hallen mit einer pestartigen Feuchtigkeit erfüllt, und sie wehten ihm alle ihre schlechten Dünste ins Gesicht. Es schien ihm, als steige aus jedem Pavillon ein dicker Dampf empor, und in der Ferne entquollen den Schlachthäusern fade Blutgerüche. Auf dem Gemüse- und dem Obstmarke roch es nach sauer gewordenem Kohl, faulen Äpfeln und allerhand Grünzeug, das wert war, auf den Dünger geworfen zu werden; die Butter verbreitete einen widerlichen Duft, und vom Fischmarkt wehte eine scharfe frische Luft. Besonders erblickte er zu seinen Füßen den Geflügelpavillon, wo einem der Ventilationstürmchen eine heiße stinkende Luft entstieg, welche sich dahin wälzte wie der Dampf aus einem Fabrikshornstein.

Unten auf dem Trottoir vernahm er ein Stimmengewirr, ein Gelächter fröhlicher Menschen. Da ward die Hausthür heftig zugeschlagen: Quenu und Lisa kehrten aus dem Theater zurück. Florent, gleichsam berauscht von der eingeatmeten frischen Luft, verließ die Terrasse, von tödlicher Angst erfüllt vor dem Gewitter, welches über seinem Haupte stand. Sein Unglück nahte mit Riesenschritten; es

nahte von diesen von des Tages Hitze noch schwülen Hallen. Hastig warf er das Fenster zu und ließ die Riesenbauten im Schatten der Nacht, wie sie, von der Tagesglut noch schwitzend, ihren vollen Bauch zeigten und unter dem funkelnden Sternenzelte erleichtert aufatmeten.

VI.

Acht Tage später glaubte Florent endlich zur Ausführung schreiten zu können; denn es bot sich jetzt eine genügende Gelegenheit zur Unzufriedenheit, um die Anführerbanden nach Paris zu werfen. Die gesetzgebende Versammlung beriet eben einen nichts weniger als volksfreundlichen Steuervorschlag, worüber in allen Vorstädten gemurrt ward. Das Ministerium, eine Schlappe fürchtend, sträubte sich mit aller Kraft, und es konnte vielleicht eine lange Zeit vergehen, ehe sich wieder ein so guter Vorwand bot.

Eines Morgens, als es kaum tagte, streifte Florent bereits in der Nähe des Palais-Bourbon umher. Er vergaß darüber vollständig seine Inspektorpflicht und spionierte bis gegen acht Uhr alle einzelnen Dertlichkeiten aus, ohne auch nur daran zu denken, daß seine Abwesenheit den Fischpavillon in Aufruhr versetzen müsse. Er besuchte alle Straßen, die Rue de Bille, die Rue de l'Universite, die Rue de Bourgogne und die Rue Saint-Dominique; er kam sogar bis zum Invalidenplatz, indem er an einzelnen Straßenkreuzungen stehen blieb und mit großen Schritten Distanzen maß. Hierauf kehrte er nach dem Kai d'Orsay zurück, setzte sich daselbst auf den Steinsims und entschied sich dahin, daß der Angriff von allen Seiten zugleich stattfinden sollte: die ersten Scharen sollten vom Marsfelde aus hereinbrechen; die Sektionen aus dem Norden von Paris sollten aus der Richtung von la Madeleine herabkommen; die aus dem Westen und Süden sollten den Kais folgen und sich in kleinen Abteilungen in die Straßen der Vorstadt Saint-Germain verteilen. Auf dem andern

Ufer jedoch beunruhigten ihn die Champs-Élysées mit ihren offenen Avenuen; er sah voraus, daß, falls der Feind da selbst Kanonen auffahren ließe, er die sämtlichen Zugänge beherrschen würde. Demgemäß änderte er verschiedene Einzelheiten des Planes ab, indem er zugleich den Kampfplatz der Sektionen in ein Notizbuch zeichnete, welches er in der Hand hielt. Der Hauptangriff sollte entschieden in der Rue de Bourgogne und der Rue de l'Université stattfinden, während auf der Seine-seite eine Abzweigung vorgenommen werden sollte. Die schöne Morgen-sonne, welche ihm unterdessen in den Nacken schien, überflutete mit ihrem milden Licht die Trottoirs und vergoldete die Säulen des großen Monumentes, welches sich gerade vor ihm befand. Er sah schon im Geiste die Schlacht vor sich, er sah die Menschenklumpen an diesen Säulen hängen, sah die Gitter gesprengt, das Peristyl verwüstet und schließlich plötzlich ganz oben ein Paar dürre Arme ein Banner aufpflanzen. Langsam und gesenkten Hauptes kam er zurück. Ein Girren ließ ihn aufblicken, und er merkte, daß er durch den Tuileriengarten schritt, wo auf einem Grasplatz eine Schar Ringeltauben mit schwellendem Kropfe einherstolzten. Er lehnte sich einen Augenblick an den Kasten eines Orangenbaumes und betrachtete das thauglänzende Glas und die in der Sonne schillernden Tauben. Ihm gegenüber warfen die Kastanienbäume tiefen Schatten und über dem Ganzen lag eine dumpfe Schwüle, die nur durch ein andauerndes Rollen hinter dem nach der Rue de Rivoli führenden Gitterthore unterbrochen wurde. Der üppige frische Pflanzengeruch machte auf Florent einen tiefen Eindruck, indem er ihn an Frau François erinnerte. Ein kleines Mädchen, welches hinter einem Reifen herlief, verscheuchte die Ringeltauben; sie flogen davon und setzten sich in einer langen Reihe auf den Arm einer antiken Fechterstatue mitten auf dem Grasplatze, wo sie in leisen Tönen von neuem girren und sich brüsteten.

Als Florent durch die Rue Bauvilliers nach den Hallen zurückkehrte, hörte er, wie Claude Lantier ihn rief. Der Maler wollte eben in das Kellergeschoß des Geflügelpavillons hinabsteigen.

„Heda! kommen Sie doch mit,“ rief er. „Ich suche diesen nichtsnutzigen Marjolin.“

Florent folgte ihm, nur um sich noch einige Augenblicke vergessen, um seine Rückkehr nach dem Fischmarke noch einige Minuten hinausschieben zu können. Claude sagte, sein Freund Marjolin habe jetzt nichts mehr zu wünschen, denn er sei vollkommen Tier geworden; er ging sogar mit dem Plane um, ihn auf allen Bieren mit seiner ungeschuldigen lachenden Miene Modell stehen zu lassen. Wenn er aber vor Wut eine Skizze zerrissen hatte, verbrachte er stundenlang seine Zeit in Gesellschaft des Ibioten, ohne ein Wort zu reden, nur um seinem Lachen zu lauschen.

„Er muß wahrscheinlich seine Tauben stopfen,“ murmelte er. „Nur weiß ich nicht, wo der Käfig des Herrn Gavard ist.“

Sie durchstöberten den ganzen Keller. In der Mitte fließen zwei Fontainen, und hier sind die Käfige ausschließlich für die Tauben bestimmt. Ueberall hört man ein klagendes Girren, einen leisen Gesang, wie wenn die Vögel in den Gebüsch ihr Abendliedchen anstimmen.

Indessen schien kein einziger Käfig offen, und er begann schon zu glauben, daß Marjolin sich überhaupt nicht mehr im Keller befinde, als ein Geräusch von leisen Küssen ihn an einer halb offenen Gitterthür fesselte. Er öffnete und fand den stumpfsinnigen Marjolin mit Cadine zusammen, welche ihn so auf das Stroh hatte knien lassen, daß sein Gesicht mit ihren Lippen gerade in einer Höhe war. Nun überdeckte sie ihn mit sanften zärtlichen Küssen: sie strich seine langen blonden Haare zurück, küßte ihn hinter die Ohren, unter das Kinn, in den Nacken, auf die Augen und den Mund, und ohne sich sonderlich zu übereilen, schien sie dieses Gesicht mit allerhand kleinen Zärtlichkeiten verschlingen zu wollen, wie einen ihr gehörigen Leckerbissen, über den sie nach Gutdünken zu verfügen habe. Marjolin blieb mit der größten Ruhe in der Stellung, welche sie ihm gegeben; er wußte nichts mehr und bot nur noch seinen Körper dar, ohne selbst das kitzelnde Gefühl zu fürchten.

„Nun, da seid Ihr ja,“ sagte Claude, „laßt Euch

durchaus nicht stören! . . . Du schämst Dich wohl gar nicht, Du lange nichtsnutzige Dirne, ihn in diesem Schmutz umherzuwälzen. Der Kot reicht ihm schon bis an die Knie.“

„Ach was!“ entgegnete Cabine frech, „das ärgert ihn gar nicht. Er hat es gern, wenn man ihn küßt, weil er sich jetzt im Finstern fürchtet . . . Nicht wahr, Du fürchtest Dich?“

Sie hatte ihn wieder aufgerichtet, und er fuhr sich mit den Händen über das Gesicht, als ob er die Küsse suchen wolle, welche die Kleine eben erst darauf gepreßt hatte. Dabei stotterte er, daß er sich fürchte.

Florent warf einen Blick auf die armen Tiere. Auf Regalen rings um den Käfig standen Kästen ohne Deckel, in welchen die Tauben, dicht an einander gedrängt, das schwarz und weiße Farbungemisch ihres Gefieders zeigten. Zuweilen ging eine zitternde Bewegung durch diese lebende Masse; dann häuften sich die Körper über einander, und man vernahm nur noch ein verworrenes Geräusch. Cabine hatte neben sich ein Kasserole stehen, gefüllt mit Wasser und Körnern; sie nahm einen Teil dieses Futters in den Mund, ergriff die Tauben eine nach der andern und blies ihnen einen Strahl in den Schnabel. Die Tiere sträubten sich anfangs; schließlich fielen sie halb erstickt in den Kasten zurück, ihre Augen waren matt und sie schienen durch diese mit Gewalt eingetriebene Nahrungsfülle förmlich berauscht zu sein.

„Diese unschuldigen Tierchen!“ murmelte Claude.

„Um so schlimmer für sie,“ entgegnete Cabine, welche unterdessen fertig geworden war. „Sie sehen viel besser aus, wenn man sie ordentlich gestopft hat . . . Sehen Sie, in zwei Stunden bekommen sie Salzwasser; das macht ihr Fleisch weiß und zart. Zwei Stunden darauf schlachtet man sie . . . Aber wenn Sie einmal dem Schlachten zusehen wollen, so können Sie ganz in der Nähe von hier Marjolin's Geschicklichkeit bewundern.“

Marjolin trug eben ein halbes Hundert Tauben in einem der Kästen fort. Claude und Florent folgten ihm. Er nahm seinen Platz in der Nähe einer Fontaine, setzte den Kasten neben sich auf den Boden und befestigte über

einer Art Zinkfiste einen mit Gitterwerk versehenen vier-eckigen Holzrahmen. Hierauf begann er zu schlachten. Mit Blitzeßschnelle, während er das Messer zwischen den Fingern spielen ließ, ergriff er die Tauben bei den Flügeln und gab ihnen mit dem Griff einen Schlag auf den Kopf, der sie betäubte, und bohrte ihnen alsdann die Spitze in die Kehle. Die Tauben zitterten einige Augenblicke, während er sie eine nach der andern auf das Gitter des Holzrahmens legte, von wo dann das Blut in den Zinkkasten tropfte. Dies alles geschah mit der größten Regelmäßigkeit; wie das Tiktak einer Uhr tönten die Schläge auf die Köpfe, und seine Hand schaukelte hin und her, indem sie auf der einen Seite die lebenden Tiere ergriff und sie tot auf der andern niederlegte. Allmählich indeß ging Marjolin schneller zu Werke, und er schien an diesem Blutbad wirklich Gefallen zu finden: denn seine Augen leuchteten und er kauerte da wie eine riesige Dogge, wenn sie ganz besonderes Behagen empfindet. Schließlich brach er in lautes Gelächter aus und sang in einem fort: „Ticktack, ticktack, ticktack,“ indem er die Messerschläge mit lustigem Zungenschnalzen begleitete. Die Taubenleichen hingen da wie seidene Wäsche.

„Ah! das macht Dir wohl Spaß, Du dicker Molch,“ bemerkte Cadine lachend. „Es sieht drollig aus, wenn die Tauben den Kopf zwischen die Flügel stecken, damit man den Hals nicht finden soll . . . Diese Tiere sind nicht etwa sehr gutmütig; wenn sie es könnten, würden sie einen hacken.“

Und indem sie noch lauter über die wachsende Fieberhaftigkeit Marjolin's lachte, fügte sie hinzu:

„Ich habe es auch versucht; aber so schnell wie er bringe ich es doch nicht fertig . . . Eines Tages hat er sogar hundert Tauben in zehn Minuten gestochen.“

Der Holzrahmen füllte sich mittlerweile, und man hörte das Blut langsam in den Kasten hinabträufeln. Als sich Claude jetzt umdrehte, sah er Florent so bleich, daß er ihn eiligst wegführte und oben auf eine Treppenstufe sich setzen ließ.

„Nun, was war denn das?“ sagte er und klopfte

ihm auf die Hände. „Sie werden ja ohnmächtig wie ein altes Weib.“

„Die Kellerluft ist schuld,“ murmelte Florent ein wenig beschämt.

Diese Tauben, welchen man Körner und Salzwasser einstopft, die man totschlägt und abwürgt, hatten ihn an die Tuilerientauben erinnert, die mit ihrem atlasglänzenden Gefieder im Sonnenschein umherwandelten. Er sah, wie sie mitten in dem Schweigen des Gartens auf dem Arme des antiken Fichters saßen und girrten, während unter dem Schatten der Kastanienbäume kleine Mädchen Reifen spielten. Da hatte der Anblick des Blutes in dieser erstickenden Kellerluft ihn mit Frostschauern erfüllt; er hatte seine Kniee wanken und seine Lippen zittern gefühlt.

„Zum Teufel!“ versetzte Claude, als er wieder zu sich gekommen war; „Sie würden keinen guten Soldaten abgeben. . . Wahrlich! Diejenigen, welche Sie nach Cayenne geschickt haben, müssen auch nette Herrchen gewesen sein, daß sie vor Ihnen sich fürchteten. Mein Bester, wenn Sie je an einem Aufstande teilnehmen sollten, ich glaube, Sie würden nicht eine Pistole abzufeuern wagen; Sie haben zuviel Angst, jemanden zu töten.“

Florent stand auf, ohne zu antworten. Er war sehr düster gestimmt, und verzweiflungsvolle Falten hatten sich auf sein Gesicht gelegt. Er entfernte sich, indem er Claude wieder in den Keller hinabsteigen ließ, und dachte von neuem an den Angriffsplan, an die bewaffneten Banden, welche das Palais Bourbon überfallen sollten. Auf den Champs-Élysées würden dann die Kanonen donnern, die Thore würden gesprengt werden, Blutströme über die Stufen herabfließen und Gehirnschalen würden an den Säulen kleben.

Als er über die Rue du Pont-Neuf schritt, glaubte er an der Ecke des Fruchtpavillons das bleiche Gesicht Augusts zu bemerken, der daselbst jemanden zu belauschen schien, indem seine Augen eine ungewöhnliche Aufregung verrieten. Plötzlich verschwand er und eilte nach dem Fleischerladen zurück.

„Was mag denn der haben?“ dachte Florent.
 „Fürchtet der sich vielleicht vor mir?“

An diesem Vormittage waren bei Duenu-Gondelles schon ernste Ereignisse eingetreten. Kaum war der Tag angebrochen, als August in der größten Angst die Meisterin weckte, und sagte, die Polizei wollte Florent festnehmen. Hierauf stotterte er verworren hervor, daß dieser fortgegangen und wahrscheinlich geflohen sei. Die schöne Lisa, ohne erst ein Korsett anzulegen, eilte in der bloßen Nachtjacke nach Florents Zimmer, wo sie die Photographie der Normännin an sich nahm, nachdem sie sich umgesehen hatte, ob nicht irgend etwas vorhanden sei, was sie selbst kompromittieren könne. Als sie wieder die Treppe hinunterstieg, begegnete sie im zweiten Stock dem Polizeibeamten. Der Kommissar bat sie, ihn zu begleiten; einen Augenblick lang unterhielt er sich leise mit ihr, wobei er sich mit seinen Leuten in das Zimmer begab und ihr empfahl, den Laden ganz in der gewohnten Weise zu öffnen, um kein Aufsehen zu erregen. Somit war die Falle gestellt.

Die einzige Sorge der schönen Lisa bei diesem Abenteuer war der Schreck, den der arme Duenu möglicherweise fühlen werde. Außerdem fürchtete sie, daß er, sobald er die Anwesenheit der Polizei erführe, durch sein Weinen den ganzen Plan vereiteln könnte. So forderte sie also von August das feierliche Versprechen, zu schweigen. Darauf legte sie ihr Korsett an und machte dabei dem noch halb schlummernden Duenu eine Geschichte weiß. Eine halbe Stunde später stand sie bereits in ihrer saubern Kleidung und mit ihrem frischen roten Gesicht an ihrer Ladenthür; während August mit der größten Ruhe das Schaufenster herauspuckte. Bald erschien auch Duenu; er gähnte noch und suchte sich an der frischen Morgenluft vollends zu ermuntern. Kurz, nicht das Geringste deutete auf das Drama hin, welches oben im Hause sich vorbereitete.

Allein der Kommissar erregte selbst das Aufsehen, indem er bei Mehudins in der Rue Pirouette eine Haus-suchung vornahm. Er besaß die genauesten Notizen; denn in den der Präfektur zugegangenen anonymen Briefen wurde versichert, Florent weile sehr oft bei der schönen

Normännin. Vielleicht hatte er sich dorthin geflüchtet. Von zwei Mann begleitet, donnerte der Kommissar im Namen des Gesetzes an die Thür. Wütend öffnete die Alte, ward aber plötzlich ruhig, als sie erfuhr, um was es sich handele. Sie setzte sich, raffte ihre Kleider zusammen und sagte:

„Wir sind ehrbare Leute, wir haben nichts zu fürchten; Sie können ruhig suchen.“

Da die Normännin nicht schnell genug ihre Zimmerthür öffnete, ließ der Kommissar dieselbe aufbrechen. Die Fischhändlerin war gerade im Ankleiden begriffen und hielt einen Unterrock zwischen den Zähnen, während ihr Hals und ihre prächtigen Schultern entblößt waren. Dieses rücksichtslose Eindringen, welches sie sich durchaus nicht erklären konnte, versetzte sie in den größten Zorn; sie ließ den Unterrock los und wollte auf die Männer losstürzen. Der Kommissar jedoch trat vor und wiederholte in kaltem Tone:

„Im Namen des Gesetzes! im Namen des Gesetzes!“

Da sank sie auf einen Stuhl; sie fühlte sich zu schwach und konnte nicht begreifen, was man von ihr wollte. Ihr Haar hing aufgelöst herab, und das Hemd reichte kaum bis an die Knie, so daß die Polizeibeamten gar manchen küsternen Seitenblick nach ihr sandten. Der Kommissar warf ihr ein Shawltuch zu, welches er an der Wand hängen fand; allein sie hüllte sich nicht einmal hinein und weinte noch viel heftiger, als sie sah, wie die Männer schonungslos ihr Bett durchwühlten, die Kopfkissen betasteten und die Laken durchsuchten.

„Aber was soll ich denn verbrochen haben?“ stotterte sie endlich. „Was suchen Sie denn in meinem Bett?“

Der Kommissar sprach den Namen Florent aus, und da eben noch die alte Mehudin auf der Schwelle des Zimmers stand, rief das junge Weib, in Begriff, sich auf ihre Mutter zu stürzen:

„Ah! da ist dieses Weib nur schuld!“

Sie würde die Alte geprügelt haben, wenn man sie nicht zurückgehalten und mit Gewalt in das Shawltuch

gehüllt hätte. Sie aber wand sich los und rief mit halberstickter Stimme:

„Für wen hält man mich denn eigentlich? . . . Florent ist niemals in dieses Gemach gekommen, verstehen Sie? Nie ist etwas zwischen uns vorgefallen; man sucht mich nur im Viertel zu verleunden, aber wehe dem, der mir so etwas ins Gesicht zu sagen wagt! Man wird mich dann vielleicht ins Gefängnis werfen; aber das ist mir gleich. . . Was kümmert mich Florent! Ich kann heiraten wen ich will, und diejenigen, welche Sie hierher schicken, sollen noch vor Wut plazen.“

Dieser Strom von Worten beruhigte, sie und ihre Wut kehrte sich jetzt gegen Florent, welcher die Ursache von allem war. Sie wandte sich an den Kommissar und suchte sich zu rechtfertigen:

„Ich wußte das nicht, mein Herr! Er sah so mild aus und hat uns doch alle getäuscht. Niemals habe ich auf das Gerede der Leute hören wollen, weil es gewöhnlich nur Verleumdung ist. . . Er kam und gab dem Kleinen Stunden; darauf ging er wieder. Ich gab ihm dafür zu essen und beschenkte ihn oft auch mit einem schönen Fisch. Das ist alles. . . Aber wahrlich! mich soll man nicht wieder so gutmütig finden!“

„Nun,“ frug der Kommissar, „hat er Ihnen denn gar keine Papiere zur Aufbewahrung übergeben?“

„Nein, ich schwöre Ihnen, daß das nicht der Fall gewesen ist. . . Mir wäre es ja ganz gleich, ich würde Ihnen diese Papiere sofort übergeben. Jedoch das ist mir gar nicht lieb, daß Sie hier alles durchwühlen. . . Lassen Sie das nur sein, es nützt Ihnen nichts.“

Nachdem die Beamten alle Möbeln visitiert hatten, wollten sie auch in das Kabinett vordringen, wo Famos schlief. Seit einigen Augenblicken hörte man den Knaben, welcher durch das Geräusch erwacht war, bitterlich weinen, da er ohne Zweifel dachte, man wolle ihn erwürgen.

„Das ist die Kammer meines Kleinen,“ sagte die Normännin und öffnete die Thür.

Famos kam ihr gänzlich entblökt entgegen gestürzt und fiel ihr um den Hals. Sie tröstete ihn und legte ihn

in ihr eigenes Bett. Fast sogleich traten die Beamten aus dem Kabinett zurück und der Kommissar beschloß, sich zurück-zuziehen, als der Knabe, noch ganz verweint, seiner Mutter ins Ohr flüsterte:

„Sie wollen wohl meine Hefte nehmen. . . Geben ihnen meine Hefte nicht. . .“

„Ach richtig!“ rief die Normännin, „es sind noch Hefte hier. . . Warten Sie, meine Herren, die will ich Ihnen übergeben. Ich will Ihnen zeigen, daß mir die ganze Sache völlig gleichgültig ist. . . Sehen Sie, Sie werden seine Handschrift darin finden. Man mag ihn immerhin festnehmen, ich will ihn nicht verheimlichen.“

Mit diesen Worten überreichte sie den Polizisten die Hefte und die Schreibvorlagen. Aber der Kleine stand wütend auf, biß und kratzte seine Mutter, bis ihn diese mit einer wohlgezielten Ohrfeige wieder ins Bett jagte. Nun begann er laut zu heulen. Mitten in dem Lärm streckte Fräulein Saget den Kopf zur Thür herein; sie war hereingekommen, da sie alle Thüren offen fand, und bot der Mutter Mehudin ihre Dienste an. Ueberall spähte sie hin, sie horchte und bedauerte die armen Damen, welche niemand zu ihrer Verteidigung hätten. Unterdessen las der Kommissar mit sehr ernster Miene die Schreibvorlagen durch, die Worte „tyrannenmäßig, freihetismörderisch, anti-konstitutionell, revolutionär“ riefen bedenkliche Falten auf seiner Stirn hervor. Als er den Satz las: „Wenn die Stunde schlägt, wird der Schuldige stürzen,“ deutete er auf das Papier und sagte mit gewichtiger Miene:

„Das ist sehr gravierend.“

Darauf übergab er das Packet einem seiner Beamten und ging fort. Claire, welche bis dahin sich noch nicht hatte sehen lassen, öffnete jetzt ihre Thür und sah die Männer die Treppe hinuntersteigen. Darauf trat sie in das Zimmer ihrer Schwester, wohin sie seit einem Jahre nicht mehr gekommen war. Fräulein Saget indeß schien im besten Einvernehmen mit der Normännin zu stehen; sie zeigte sich äußerst gerührt, deckte die zurückgefallenen Zipfel des Shawltuches wieder über sie und nahm mit mit-

leidsvoller Miene die ersten Ausbrüche ihres Zornes entgegen.

„Du bist ein feiges Frauenzimmer,“ sagte Claire, vor ihre Schwester hintretend.

Diese erhob sich mit schrecklicher Miene und ließ das Shawltuch fallen.

„Du spionierst also!“ rief sie. „Wiederhole doch noch einmal, was Du eben sagtest.“

„Du bist ein feiges Frauenzimmer,“ wiederholte das junge Mädchen mit noch mehr Ironie.

Da versetzte ihr die Normännin aus voller Kraft eine Ohrfeige, so daß diese, bleich vor Wut, auf sie losstürzte und sich an ihrem Halse festkrallte. Einige Augenblicke kämpften beide miteinander, wobei sie sich gegenseitig an den Haaren rauchten und einander zu erwürgen suchten. Die jüngere, so schwächlich sie auch war, versetzte mit fast übermenschlicher Anstrengung der älteren einen so heftigen Stoß, daß beide über einander weg gegen den Schrank fielen, dessen Spiegelscheiben zersplitterten. Famos schluchzte, die alte Mehudin rief Fräulein Saget zu Hülfe; allein Claire wand sich los und sagte:

„Feiges Frauenzimmer. . . Ich werde den Unglücklichen davon in Kenntniß setzen, daß Du ihn verraten hast.“

Ihre Mutter jedoch vertrat ihr die Thür; die Normännin stürzte sich von hinten auf sie, und mit Fräulein Sagets Hülfe schoben sie Claire in deren Kammer, die sie dann doppelt verschlossen. Drinnen stieß Claire wütend mit den Füßen gegen die Thür, zerbrach alle Möbeln und geberdete sich wie rasend. Schließlich aber hörte man nur noch ein wütendes Scharren, als ob mit einem Eisen der Ralf ausgekratzt würde. Sie lockerte mit der Spitze ihrer Schere die Thürangeln.

„Die würde mich ermordet haben, wenn sie ein Messer gehabt hätte,“ sagte die Normännin, indem sie ihre Kleider zusammen nahm, um sich anzuziehen. „Sie werden sehen, daß die mit ihrer Eifersucht schließlich noch einmal Dummheiten macht. . . Auf keinen Fall dürfen wir ihr aufmachen; denn sie würde sonst das ganze Viertel gegen uns auf die Beine bringen.“

Fräulein Saget war schleunigst wieder die Treppe hinabgeeil und bog eben um die Ecke der Rue Pirouette, als der Kommissar wieder in der Hausflur bei Duenu-Gondelles verschwand. Nun begriff sie alles; sie trat in den Fleischerladen und ihre Augen zeigten einen so unheimlichen Glanz, daß Lisa ihr mit einer Handbewegung Schweigen gebot, indem sie auf Duenu deutete, welcher eben Pötelfleisch aufhing. Als er wieder in der Küche verschwunden war, erzählte die Alte mit halbblauer Stimme das Drama, das sich soeben bei Mehudins abgespielt hatte. Die Fleischerin, über die Ladentafel gebeugt, hörte ihre Worte mit der Miene eines triumphierenden Weibes an, und als hierauf eine Kundin zwei Schweinsfüße verlangte, wickelte sie dieselben mit nachdenklicher Miene ein.

„Ich bin nicht böse auf die Normännin,“ sagte sie endlich zu Fräulein Saget, als beide wieder allein waren. „Ich hatte sie sehr gern und bedauere, daß wir uns entzweit haben . . . Sehen Sie, zum Beweis dafür, daß ich nicht boshaft bin, habe ich dies vor den Händen der Polizei gerettet und bin auch bereit, es ihr auszuhändigen, wenn sie es persönlich von mir verlangt.“

Dabei zog sie die Photographie aus der Tasche. Fräulein Saget besah sich das Bild auf allen Seiten und lächelte höhnisch, als sie die Worte las: „Louise ihrem lieben Freunde Florent“; schließlich sagte sie mit beißender Stimme:

„Sie haben vielleicht unrecht; Sie sollten das lieber behalten.“

„Nein, nein,“ unterbrach sie Lisa, „ich will, daß alle Klatschereien aufhören. Heute ist der Tag der Wiederveröhnung; jetzt ist des Zankes genug, und das Viertel soll endlich wieder Ruhe haben.“

„Nun wohl! soll ich vielleicht der Normännin sagen, daß Sie dieselbe erwarten?“ frug die Alte.

„Ja, Sie würden mir damit einen Gefallen thun.“

Fräulein Saget kehrte nach der Rue Pirouette zurück und erschreckte die Fischhändlerin nicht wenig, als sie ihr sagte, sie habe soeben ihr Bild in Lisas Tasche gesehen. Allein sie konnte sich keineswegs sofort zu dem Schritte entscheiden, welchen ihre Rivalin forderte. Die Normännin

stellte ihre Bedingungen: sie wollte nur dann gehen, wenn die Fleischerin sie an der Ladenthür empfangen werde. So mußte die Alte noch zweimal den Weg von der einen zur andern machen, um die einzelnen Gesichtspunkte zu regeln. Endlich hatte sie die Freude, diese Versöhnung gestiftet zu haben, welche sehr viel Aufsehen erregte. Als sie zum letzten Mal an Claires Thür vorbeikam, hörte sie noch immer das Geräusch der Schere in der Wand.

Nachdem sie hierauf der Fleischerin eine entscheidende Antwort gegeben hatte, suchte sie schleunigst Frau Decoeur und die Sarriette auf, und alle drei stellten sich nun an der Ecke des Seefischpavillons gegenüber dem Fleischerladen auf; denn von hier aus konnten sie alles übersehen. Voll Ungeduld harrend, stellten sie sich, als ob sie miteinander plauderten; dabei schauten sie aber fortwährend nach der Rue Pirouette, von wo die Normännin kommen mußte. In den Hallen war die Versöhnung schon ruckbar geworden; die Händlerinnen lugten hinter ihren Ständen hervor, und einige besonders Neugierige stellten sich sogar mitten auf die überdeckte Straße. Aller Augen wandten sich aus den Hallen nach dem Fleischladen; das ganze Viertel war voller Erwartung.

Eine feierliche Stimmung hatte Platz gegriffen, und als endlich die Normännin aus der Rue Pirouette hervorkam, hielten alle den Atem an.

„Sie hat ihre Brillanten angelegt,“ murmelte die Sarriette.

„Seht nur, wie sie geht,“ fügte Frau Decoeur hinzu; „die ist doch zu eingebildet!“

Die schöne Normännin schritt auch wirklich dahin wie eine Königin, welche den Frieden anzunehmen geruht. Sie trug eine höchst sorgfältige Toilette und hatte einen Zipfel ihrer Schürze zurückgeschlagen, um ihr Kaschmirkleid zu zeigen; ja, sie hatte sich sogar mit einer ganz neuen hoch-eleganten Spizenschleife geschmückt. Als sie merkte, daß aller Augen in den Hallen auf sie gerichtet waren, berühmte sie sich noch mehr, während sie sich dem Fleischerladen näherte. Hier blieb sie vor der Thür stehen.

„Jetzt kommt die schöne Lisa an die Reihe,“ sagte Fräulein Saget. „Passen Sie genau auf.“

Die schöne Lisa verließ lächelnd ihre Ladentafel, schritt, ohne sich zu beeilen, nach der Thür und reichte der schönen Normännin die Hand. Sie sah mit ihrer blendendweißen Wäsche und ihrer vornehmen Miene gleichfalls sehr stattlich aus. Ein Murmeln durchlief den ganzen Fischmarkt, und alles steckte die Köpfe zusammen. Die beiden Frauen befanden sich jetzt im Laden und waren durch das Schaufenster nur undeutlich zu sehen.

„Schaut!“ versetzte Fräulein Saget, „die schöne Normännin kauft etwas. . . Was mag das nur sein? Ich glaube, eine Leberwurst. . . Ah! richtig, haben Sie es nicht auch bemerkt? Die schöne Lisa hat ihr soeben zugleich mit der Leberwurst die Photographie übergeben.“

Hierauf folgten wieder freundliche Begrüßungen, und die schöne Lisa überschritt sogar die im voraus bestimmten Liebenswürdigkeiten, indem sie die schöne Normännin bis auf die Straße begleiten wollte. Hier lachten beide und zeigten somit dem Viertel, daß sie wieder gute Freundinnen waren. Es war dies eine wahre Freude für die Hallen und die Händlerinnen kehrten nach ihren Ständen zurück und erklärten, es sei alles vortrefflich gegangen.

Aber Fräulein Saget hielt Frau Lecoeur und die Carriette zurück, und sie spähten alle drei mit einer solchen Emsigkeit nach dem gegenüberliegenden Hause, als wollten sie durch die Mauern hindurchblicken. Um sich die Zeit zu vertreiben, unterhielten sie sich noch von der schönen Normännin.

„Sie hat noch immer keinen Mann,“ sagte Frau Lecoeur.

„Ach, sie hat doch Herrn Lebigre,“ bemerkte lachend die Carriette.

„O! aber Herr Lebigre wird sie nicht mehr haben wollen.“

Fräulein Saget zuckte die Achseln und murmelte:

„Den kennen Sie doch gar nicht. Er kümmert sich den Teufel um das Borgefallene; er versucht sein Geschäft zu machen, und die Normännin ist reich. In zwei Monaten

sind beide zusammen, Sie werden sehen! Mutter Mehudin arbeitet schon lange auf diese Heirat los.“

„Gleichviel,“ versetzte die Butterhändlerin, „der Kommissar hat sie nichtsdestoweniger mit Florent zusammen gefunden.“

„Nicht doch, das habe ich Ihnen nicht gesagt. . . Der lange Dürre war eben fort. Ich war dabei, als man das Bett besichtigte!“

Hier schöpfte die Alte Atem, und mit entrüsteter Stimme fuhr sie fort:

„Ach! sehen Sie, was mir am meisten Kummer bereitet hat, ist, daß ich alles das Schreckliche hören mußte, was jener Lump den kleinen Famos gelehrt hat. Nein, Sie können sich keinen Begriff machen. . . Es war ein ganzes Paquet.“

„Was für Schreckliches denn?“ frug die Sarriette.

„Wer weiß! Lauter Zoten und Ungezogenheiten. Der Kommissar hat gesagt, dies allein genüge, ihn an den Galgen zu bringen. . . Dieser Mensch ist ein wahres Ungeheuer. Sich an einem Knaben zu versündigen, man sollte es nicht für möglich halten! Der kleine Famos taugt zwar nicht viel, aber das ist noch lange kein Grund, den kleinen Kerl so in die Schlechtigkeiten der Roten einzuweihen, nicht wahr?“

„Gewiß,“ versetzten die beiden andern.

„Endlich ist man dabei, den ganzen Kram in Ordnung zu bringen. Sie erinnern sich wohl noch, daß ich einst zu Ihnen sagte: „Bei Quenus ist jetzt ein Kram, der auf nichts Gutes deutet“. Sie sehen also, was für eine feine Spürnase ich hatte. . . Jetzt kann, Gott sei Dank, das Viertel wieder ein wenig aufatmen. Das mußte aber auch gehörig ausgerottet werden; denn wahrlich, man hätte einander vielleicht schließlich am hellen lichten Tage totgeschlagen. Man konnte sogar nicht mehr ruhig leben; das war ja eine unaufhörliche Klatzherei, endlose Zänkereien und Prügeleien. Und das nur wegen eines einzigen Mannes, wegen dieses Florent. . . Nun sind auch die schöne Lisa und die schöne Normännin wieder befreundet; ich finde dies sehr löblich, denn sie waren es eigentlich der Ruhe aller andern schuldig. Fortan

wird auch das übrige gut gehen, Sie sollen sehen . . . Schauen Sie einmal, wie der arme Herr Quenu dort lacht.“

In der That stand der dicke Quenu wieder auf dem Trottoir und scherzte mit dem kleinen Dienstmädchen der Frau Laboureau. Er war an diesem Morgen gerade sehr lustig und drückte die Hände des Mädchens so sehr, daß sie laut aufschrie. Lisa mußte sich die größte Mühe geben, ihn wieder nach der Küche zu schicken. Sie ging ungeduldig im Laden auf und ab und rief, sobald sie Florents Ankunft fürchtete, ihren Gatten zu sich, um ein Zusammentreffen zu verhindern.

„Sie macht nur böses Blut,“ sagte Fräulein Saget. „Dieser arme Herr Quenu weiß von der ganzen Sache nichts. Lacht er doch wie ein unschuldiges Kind . . . Sie wissen wohl, daß Frau Laboureau gesagt hat, sie werde mit Quenus uneins werden, wenn diese noch länger den Florent bei sich behielten.“

„Unterdessen behalten sie die Erbschaft,“ bemerkte Frau Lecour.

„O nein! meine Gute . . . Er hat seinen Anteil erhalten.“

„Wirklich . . . Woher wissen Sie denn das?“

„Wahrlich! das merkt man doch sofort,“ versetzte die Alte nach kurzem Zögern. „Er hat sogar mehr genommen als seinen Anteil. Quenus werden noch mehrere Tausend Franken zu bekommen haben . . . Ja, zu Lastern braucht man Geld . . . Ach! Sie wissen es vielleicht noch gar nicht: er hielt es mit einer Frau . . .“

„Darüber bin ich gar nicht erstaunt,“ unterbrach die Sarriette; „die mageren Männer sind gar stolz.“

„Ja, und nicht etwa eine junge Frau. Wissen Sie, was sich ein Mann einmal in den Kopf gesetzt hat, das führt er auch durch . . . Frau Verlaque, die Frau des früheren Inspektors, Sie kennen sie doch; es war die mit dem gelben Gesicht . . .“

Die beiden andern schrieken laut auf vor Staunen. Das sei doch ganz unmöglich, meinten sie; Frau Verlaque

sehe dazu zu häßlich aus. Da entgegnete Fräulein Saget entrüstet:

„Wenn ich es Ihnen aber sage! Sie wollen mich wohl Lügen strafen, nicht wahr . . . Man hat ja Beweise; es hat sich ein ganzes Packet Briefe von dieser Frau gefunden, in welchen sie Geld von ihm verlangte. Es ist doch klar, daß dann . . . Ich glaube, die beiden sind auch an dem Tode des Mannes schuld.“

Die Sarriette und Frau Lecoeur waren hierdurch überzeugt. Allein sie verloren jetzt langsam die Geduld; denn sie warteten bereits seit einer Stunde und meinten, man könne sie unterdessen an ihren Ständen bestehlen. Da hielt Fräulein Saget sie durch eine neue Geschichte zurück. Florent, erklärte sie, könne nicht entflohen sein; er werde schon wiederkommen und es müsse höchst interessant sein, ihn arretieren zu sehen. Darauf erzählte sie mit der größten Genauigkeit, wie die Falle gestellt sei, während die Butterfrau und die Obsthändlerin fortwährend das Haus von oben bis unten betrachteten, in der Hoffnung, durch irgend eine Spalte die Hüte der Stadtsergeanten zu entdecken. Das Haus indeß bewahrte sein altes Aussehen, und seine Wände strahlten lustig im Sonnenschein.

„Wer sollte glauben, daß dieses Haus voll Polizei steckt!“ murmelte Frau Lecoeur.

„Sie sind oben in der Mansarde,“ sagte die Alte. „Sehen Sie, sie haben das Fenster genau so gelassen, wie sie es gefunden haben . . . Ah! ich glaube, da steckt einer, auf der Terrasse hinter dem Granatstocck.“

Die beiden andern reckten den Hals empor; allein sie konnten nichts sehen.

„Nein, das ist der Schatten,“ erklärte die Sarriette. „Sogar die kleinen Vorhänge regen sich nicht. Sie scheinen alle ganz ruhig im Zimmer zu sitzen.“

In diesem Augenblicke sahen sie Gavard sehr eilig aus dem Fischpavillon kommen. Sie sahen einander sprachlos, aber mit leuchtenden Blicken an, als der Geflügelhändler auf sie zukam.

„Haben Sie vielleicht Florent vorübergehen sehen?“ frug er.

Sie gaben keine Antwort.

„Ich muß ihn sofort sprechen,“ fuhr Gavard fort. „Auf dem Fischmarkt ist er nicht; er muß wieder in seine Wohnung gegangen sein . . . Aber da würden Sie ihn doch gesehen haben.“

Die drei Frauen wurden ein wenig verlegen. Sie schauten einander noch immer mit jenen tiefdringenden Blicken an, wobei sie leise mit den Lippen zuckten. Als Gavard noch immer zögerte, sagte endlich Frau Lecoeur kurz:

„Wir stehen erst seit fünf Minuten hier; er wird wahrscheinlich vorher vorbeigegangen sein.“

„Dann gehe ich hinauf; ich will auch einmal die fünf Treppen riskieren,“ versetzte Gavard lachend.

Die Carriette machte eine Bewegung, als wolle sie ihn zurückhalten; allein ihre Tante nahm sie am Arme und flüsterte ihr ins Ohr:

„Laß ihn doch gehen, Du dumme Gans! Das geschieht ihm ganz recht.“

„Nun wird er nicht mehr ausposaunen, daß ich verdorbenes Fleisch esse,“ murmelte noch leiser Fräulein Saget.

Darauf erwiderten sie nichts. Die Carriette zeigte eine tiefe Röthe auf ihrem Gesicht; während die gelben Züge in den Gesichtern der beiden andern keine Veränderung blicken ließen. Ihre Blicke erhoben sich schließlich unwillkürlich nach dem Hause, als ob sie Gavard durch die Mauern hindurch folgen wollten und ihn die fünf Stockwerke hinaufsteigen sähen. Als sie schließlich glaubten, er sei oben angelangt, schauten sie einander fragend an. Die Carriette stieß ein halberzwungenes Gelächter aus, und im ersten Augenblick schien es ihnen, als ob die Vorhänge am Fenster sich bewegten, als ob ein heftiger Kampf oben stattfände. Allein nichts veränderte sich an dem Hause und eine volle Viertelstunde verging in absoluter Ruhe, während eine von Minute zu Minute sich steigende Erregung ihnen bittere Qualen bereitete. Sie waren fast schon in Ohnmacht gefallen, als endlich ein Mann aus dem Hausflur trat und einen Fiaker holte. Fünf Minuten später erschien Gavard und hinter ihm zwei Polizisten. Lisa, welche beim Anblick des Fiakers hinaus auf das Trottoir getreten

war, begab sich jetzt schleunigst wieder in den Laden zurück.

Gavard war wie vom Donner gerührt. Oben hatte man ihn durchsucht und bei ihm seinen Revolver, sowie die Schachtel Patronen gefunden. Aus dem barschen Auftreten des Kommissars ebenso wie aus der Bewegung, welche die Nennung seines Namens hervorrief, schloß er, daß alles verloren sei. Es war dies eine schlechte Lösung seiner Pläne, an die er nie gedacht hatte. Die Tuilerien, das wußte er, würden ihm keine Gnade schenken, und seine Kniee zitterten, als ob schon der Exekutionspeloton vor ihm stehe. Als er die Straße erblickte, fand er in seinem lächerlichen Stolze dennoch Kraft genug, um gemessenen Schrittes zu folgen. Er lächelte sogar noch einmal bei dem Gedanken, daß jetzt die Hallen auf ihn schauten und daß er gefaßt sterben werde.

Mittlerweile waren die Sarriette und Frau Lecoeur herbeigeeilt, und als sie sich den Sachverhalt hatten erklären lassen, begann die Butterhändlerin zu schluchzen, während die Nichte gerührt Gavard umarmte. Fest hielt er sie umschlungen und übergab ihr einen Schlüssel, wobei er ihr ins Ohr flüsterte:

„Nimm alles, aber verbrenne die Papiere.“

Darauf stieg er in den Fiaker mit einer Miene, als betrete er das Schaffott. Als der Wagen an der Ecke der Rue Pierre-Lescot verschwunden war, bemerkte Frau Lecoeur, wie die Sarriette den Schlüssel in ihrer Tasche zu verbergen suchte.

„Das nützt Dir nichts, Kleine,“ sagte sie mit verbissenem Groll, „ich habe gesehen, wie er Dir ihn in die Hand drückte. . . So wahr es einen Gott giebt, ich gehe ins Gefängnis, und ich gestehe ihm alles, wenn Du nicht anständig mit mir bist.“

„Aber, Tante, ich bin doch anständig,“ entgegnete die Sarriette mit verlegenem Lächeln.

„Nun, so wollen wir nur sofort zu ihm gehen. Es hat keinen Zweck, daß die polizeilichen Spürnasen Zeit finden, die Pfoten in seine Schränke zu stecken.“

Fräulein Saget, welche mit staunenden Blicken dem

Gespräche gelauscht hatte, eilte hinter ihnen her, so schnell es ihre kurzen Beine gestatteten. Jetzt war es ihr gleichgültig, ob sie Florent sah oder nicht. Von der Rue Rambuteau an bis zur Rue de la Cassonnerie stellte sie sich sehr demütig; sie war unerschöpflich in Verbindlichkeiten erbot sich sogar, zuerst mit der Haushälterin, Frau Leonce, sprechen zu wollen.

„Wir wollen sehen,“ entgegnete kurz die Butterhändlerin.

Es bedurfte in der That eines langen Wortwechsels; denn Frau Leonce wollte die drei Frauen durchaus nicht in die Wohnung ihres Mieters lassen. Sie nahm eine sehr strenge Miene an und fand besonders an dem unordentlich geknüpften Halstuch der Carriette Anstoß. Als aber das alte Fräulein ihr einige ganz leise Worte gesagt hatte, und als man ihr den Schlüssel zeigte, entschied sie sich. Oben angelangt, gab sie die Gegenstände nur einzeln heraus; sie that ganz verzweifelt, gerade als ob sie Dieben den Ort hätte angeben müssen, wo Gavards Geld verborgen lag.

„Nun, so nehmen Sie denn alles,“ rief sie aus und sank in einen Lehnstuhl.

Die Carriette versuchte den Schlüssel an allen Schränken, und Frau Lecoeur, welche ihr nicht traute, stand stets so dicht bei ihr, daß sie sich zu der Bemerkung veranlaßt fühlte:

„Aber, Tante, Sie sind mir ja bloß im Wege. Lassen Sie mir doch die Arme frei.“

Endlich öffnete sich ein Schrank, welcher dem Fenster gegenüber zwischen dem Ramin und dem Bett stand. Alle vier Frauen seufzten erstaunt auf; denn auf einem in der Mitte befindlichen Brettchen lagen zehntausend Frank in Gold, methodisch in kleinen Säulen nebeneinander geordnet. Gavard, der sein Vermögen klugerweise bei einem Notar deponiert hatte, behielt diese Summe als Reservekapital für den „Staatsstreich“ zurück. Wie er in feierlichem Ton sich auszudrücken pflegte, hielt er seinen Fonds für die Revolution bereit. Er hatte einige Staatsanweisungen verkauft, da er einen ganz besonderen Genuß daran fand, jeden Abend die zehntausend Frank vor sich zu sehen, welche ihn gleichsam mit spöttischer revolutionärer Miene entgegen

lächelten. In der Nacht träumte er von allerhand Kämpfen in seinem Schranke; es war ihm, als höre er darin das Knattern der Gewehrsalven, das Dröhnen des aufgerissenen Straßenpflasters, den Tumult des Triumphes: sein Geld empörte sich.

Mit einem Ausruf des Entzückens hatte die Carriette ihre Hände ausgestreckt.

„Weg da mit den Tätzchen, Kleine,“ sagte Frau Lecoeur mit rauher Stimme.

In dem Widerschein des Goldes sah ihr Gesicht noch gelber aus denn je; es war als stiege ihr die Galle in die Wangen, und aus ihren funkelnden Augen leuchtete die Leberkrankheit, welche innerlich an ihr nagte. Hinter ihr stand Fräulein Saget und blickte begierig über sie hinweg, als wolle sie mit ihren Blicken den ganzen Schrank verschlingen. Auch Frau Leonce war aufgestanden und murmelte einige unverständliche Bemerkungen.

„Mein Oheim hat mir gesagt, ich solle alles nehmen,“ erklärte die junge Frau.

„Und ich, die ich diesen Mann so lange gepflegt habe, soll also nichts bekommen?“ rief die Hausmeisterin entrüstet aus.

Jetzt hielt es Frau Lecoeur nicht länger aus, sie stieß alle zurück, klammerte sich krampfhaft an dem Schranke fest und stammelte:

„Das ist mein Eigentum, ich bin seine nächste Verwandte, Ihr seid Diebinnen, versteht Ihr. . . Ich möchte gleich alles zum Fenster hinauswerfen.“

Darauf folgte einige Augenblicke lang tiefes Schweigen, während dessen alle vier einander mit verdächtigen Blicken musterten. Das Halstuch der Carriette hatte sich mittlerweile vollends gelöst, so daß ihr lebensfrischer Hals, ihre feuchten Lippen und ihre rosig angehauchten Nasenflügel einen bezaubernden Eindruck machten. Bei diesem Anblicke verdüsterten sich Frau Lecoeurs Züge noch mehr, und sie versetzte mit dumpfer Stimme:

„Höre, wir wollen uns nicht zanken. . . Du bist seine Nichte; laß uns also teilen. . . Wir wollen abwechselnd jedes eine Rolle nehmen.“

Hierauf drängten sie die beiden andern zurück. Die Butterhändlerin machte den Anfang, und die Rolle verschwand in ihrer Tasche; in gleicher Weise verfuhr die Carriette. Dabei ließ aber keine die andre aus den Augen, und sie waren sofort bereit, bei den geringsten Uebergreifen einander auf die Finger zu schlagen. Als schließlich nur noch eine Rolle übrig war und die junge Frau nicht wollte, daß ihre Tante mehr bekomme als sie, ergriff sie das Geld und verteilte es an Fräulein Saget und Frau Leonce, welche mit fieberhaftem Bittern zugesehen hatten, wie die beiden das viele Geld einsteckten.

„Ich danke schön,“ brummte die Haushälterin, „fünzig Frank? und dafür habe ich ihn so lange mit Thee und Bonillon gepflegt; der alte Schwindler sagte doch immer, er habe keine Verwandten.“

Ehe jedoch Frau Lecoeur den Schrank wieder zuschloß, untersuchte sie ihn noch einmal von oben bis unten. Er enthielt alle politischen Bücher, welche an der Grenze verboten waren, Flugblätter aus Brüssel, Skandalgeschichten über Bonaparte und ausländische Karrikaturen, welche den Kaiser in der lächerlichsten Weise darstellten. Es gehörte zu Gavards Hauptvergnügen, sich zuweilen mit einem guten Freund einzuschließen und ihm diese kompromittierenden Sachen zu zeigen.

„Er hat mir geraten, die Papiere zu verbrennen,“ bemerkte die Carriette.

„Ach was! wir haben kein Feuer, das würde viel zu lange dauern . . . Ich wittere schon die Polizei. Wir müssen das sein lassen.“

So gingen denn alle vier fort, und kaum waren sie unten an der Treppe angelangt, als die Polizei bereits erschien. Frau Leonce mußte die Herren wieder hinauf begleiten, während die andern drei sich eiligst auf die Straße schlichen, wobei die Tante und die Nichte wegen der stark gefüllten Taschen nur beschwerlich vorwärts kamen. Die Carriette, welche voranging, drehte sich auf der Rue Rambuteau um und erklärte lachend:

„Das schleudert mir immer an den Beinen herum.“
Frau Lecoeur gab auf diese Worte eine nichts weniger

anständige Bemerkung zur Antwort, welche allgemeine Heiterkeit hervorrief. Fräulein Saget jedoch hatte ihre fünfzig Frank in der Hand behalten und machte ein tief-ernstes Gesicht; sie sann insgeheim über einen Plan nach, wie sie den beiden andern wohl noch etwas ablocken könne. Als sie sich wieder an der Ecke des Fischmarktes befanden, rief die Alte plötzlich:

„Ah! da kommen wir ja noch im günstigsten Augenblick; dort ist Florent, er wird gleich in die Falle gehen.“

In der That kehrte Florent soeben von seinem langen Spaziergange zurück. Er begab sich in sein Bureau, um hier den Rock zu wechseln, und begann alsdann sein tägliches Amt zu verwalten, indem er langsam durch die Gänge schritt und das Reinigen der Steinfliesen überwachte. Es schien ihm hierbei, als begegne er überall sonderbaren Blicken; die Fischweiber flüsteren einander geheimnißvolle Bemerkungen zu und schlugen, wenn er vorüberging, in auffälliger Weise die Blicke nieder. Er dachte schon an einen neuen Bossenstreich; denn seit einiger Zeit ließen diese schrecklichen dicken Frauenzimmer ihn keinen Vormittag in Ruhe. Als er jedoch an dem Stande der Mehudins vorüberkam, hörte er zu seinem größten Erstaunen, wie die Alte ihm in wildem Tone zurief:

„Herr Florent, es war jemand hier, der Sie sofort zu sprechen wünscht. Es scheint ein schon älterer Herr zu sein, und er erwartet Sie auf Ihrem Zimmer.“

Bei diesen Worten genoß die Alte ein so süßes Rachegefühl, daß ihre dicke Körpermasse vor Wohlbehagen zitterte. Florent zweifelte noch immer und warf einen Blick auf die schöne Normännin; allein diese, welche sich unterdessen mit ihrer Mutter vollständig wieder ausgeföhnt hatte, machte sich an der Wasserleitung zu schaffen und schien gar nichts zu hören.

„Sind Sie dessen auch sicher?“ frug er.

„Oh! ganz sicher, nicht wahr, Louise?“ entgegnete die Alte mit noch schärferer Stimme.

In der Meinung, es handele sich ohne Zweifel um seine große Angelegenheit, beschloß er, hinaufzugehen. Eben war er im Begriff, den Pavillon zu verlassen, als er sich

noch einmal umdrehte und dabei die schöne Normännin bemerkte, welche ihm mit tiefsten Blicken nachschaute. Hierauf kam er an den drei Klatschschwestern vorüber.

„Sie haben es wohl nicht bemerkt,“ murmelte Fräulein Saget, „der Fleischladen ist leer. Die schöne Lisa ist nicht eine Frau, welche sich kompromittiert.“

In der That war der Fleischladen leer. Das Haus lag ruhig in dem milden Sonnenscheine da, und oben auf der Terrasse stand der Granatstock in voller Blüte. Als Florent über die Straße schritt, nickte er Logre und Herrn Lebigre freundlich zu, welche sich an der Ladenthür des Lepkern zu sonnen schienen. Beide lächelten. In dem Hausflur glaubte er am Ende des dunklen Ganges das bleiche Gesicht Augusts zu bemerken, welches aber sofort wieder verschwand. Da kehrte er um und warf noch einen Blick in den Laden, um sich zu vergewissern, ob jener Herr nicht etwa hier warte. Allein er sah nur die alte Miese, die auf einem Hackfloze saß und ihm mit ihren zwei großen gelben Augen entgegenstarrte. Als er sich endlich entschied, den Flur entlang zu schreiten, zeigte sich im Hintergrunde, halbverborgen von dem kleinen Vorhange einer Glasthür, das Gesicht der schönen Lisa.

Auf dem Fischmarke war es unterdessen, als habe sich ein unheimliches Schweigen verbreitet, und die dicken Weiber hielten gespannt den Atem an, bis Florent verschwunden war. Endlich war der Streich gelungen! Die alte Mehudin wollte sich vor Lachen fast ausschütten, und ihre Geschichte von dem alten Herrn verbreitete sich zum allgemeinen Ergötzen über den ganzen Markt. Endlich war der lange Dürre in sicherem Gewahrsam; man brauchte sich nicht mehr über seine Hungermiene und seine Sträflingsaugen zu ärgern. Alle wünschten ihm glückliche Reise und hofften auf einen andern schönern Inspektor. Die schöne Normännin betrachtete diesen Jubel mit starren Blicken; sie wagte sich nicht zu rühren, aus Furcht weinen zu müssen, und hielt die Hände krampfhaft auf eine große Noche gepreßt, als wollte sie dadurch ihre Fieberhitze fühlen.

„Sehen Sie, wie diese Mehudins ihn im Stiche lassen, wenn er keinen Heller mehr hat,“ bemerkte Frau Lecoeur.

„Nun! sie haben ganz recht,“ antwortete Fräulein Saget. „Außerdem, meine Liebe, ist es ja aus, nicht wahr? Jetzt brauchen wir uns nicht mehr zu ärgern. . . Sie sind zufrieden; nun, so mögen die andern thun was sie wollen.“

„Nur die Alten lachen!“ bemerkte die Sarriette. „Die Normännin macht gar kein fröhliches Gesicht.“

Inzwischen ließ sich Florent in seinem Zimmer gefangen nehmen wie ein Lamm. Die Polizisten, welche ohne Zweifel an einen verzweifelten Widerstand dachten, stürzten sich wütend auf ihn; er aber bat sie ruhig, ihn loszulassen. Darauf setzte er sich auf einen Stuhl, während die Beamten sämtliche Papiere, die roten Armbinden sowie die Sektionsabzeichen zusammenpакten. Dies schien ihn gar nicht zu überraschen; es war gewissermaßen eine Erleichterung für ihn, ohne daß er es jedoch frei gestehen wollte. Nur der Gedanke machte ihm Schmerz, auf eine so gehässige Weise aus dem Zimmer gejagt zu werden. Er sah wieder das bleiche Gesicht Augusts und die verstohlenen Blicke der Fischweiber vor sich; er gedachte an die Worte der Mutter Mehudin, an das Schweigen der Normännin und an den leeren Fleischerladen, und schließlich sagte er sich, daß die Hallen an seinem Sturze schuld seien, daß das ganze Viertel ihn verraten habe. Als in ihm aber plötzlich das Bild Quenus aufstieg, erfaßte ihn eine tödliche Angst.

„Vorwärts, kommen Sie mit hinunter,“ sagte jetzt einer der Beamten.

Er stand auf und stieg hinab. Im dritten Stock verlangte er, noch einmal hinaufgelassen zu werden, indem er vorgab, er habe etwas vergessen. Anfangs wollten es die Beamten nicht und stießen ihn vorwärts; als er aber flehentlich bat, und ihnen sogar das Geld anbot, welches er bei sich hatte ward er von zweien nach seinem Zimmer geführt, wobei diese ihm sofort mit dem Tode drohten, wenn er versuchen wolle, ihnen einen schlechten Streich zu spielen. Zur Bekräftigung ihrer Worte zogen sie sogar ihre Revolver aus der Tasche. Im Zimmer angelangt, schritt er direkt auf den Käfig des Finken zu, nahm den Vogel

heraus, küßte ihn zwischen die Flügel und schenkte ihm die Freiheit. Als er ihm nachblickte, sah er, wie der Vogel sich zuerst auf das Dach des Fischpavillons nieder setzte, darauf weiterflog und in der Richtung nach dem Square des Innocents verschwand. Sinnend blieb Florent noch einige Augenblicke stehen angesichts des hohen freien Himmels; er dachte an die gurrenden Ringeltauben der Tuilerien und an die armen gefangenen Tauben, deren Kehle Marjolin durchbohrt hatte. Da brach der letzte Rest von Entschlossenheit in ihm zusammen, und er folgte den Beamten, welche achselzuckend ihre Revolver wieder einsteckten.

Unten an der Treppe blieb Florent vor der Thür stehen, welche nach der Küche der Fleischerei führte. Der Kommissar, welcher ihn hier erwartete, war beinahe gerührt durch seinen stillen Gehorsam und frug ihn:

„Wünschen Sie vielleicht von Ihrem Bruder Abschied zu nehmen?“

Er zögerte einen Augenblick und betrachtete die Thür, hinter welcher sich ein wildes Geräusch von Hackemessern und brodelnden Fleischtöpfen vernehmen ließ. Lisa war nämlich, um ihren Mann zu beschäftigen, auf den Gedanken gekommen, ihn am Morgen Wurst füllen zu lassen, was er gewöhnlich nur abends besorgte. Die Zwiebeln zischten über dem Feuer, und Florent hörte, wie Duenu, mit seiner lustigen Stimme all den Lärm übertönend, sagte:

„Ei, der Tausend! die Blutwurst wird diesmal gut. . . . August, gib mir den Speck her!“

Da dankte Florent dem Kommissar für den freundlichen Vorschlag; er fühlte sich ordentlich glücklich in dem Bewußtsein, daß sein Bruder von dem Vorgefallenen noch nichts ahnte, und er beschleunigte seine Schritte, um dem Fleischladen einen letzten Kummer zu ersparen. Als ihm jedoch auf der Straße die Sonne voll ins Gesicht schien, schämte er sich und stieg in den Fiaker. Er fühlte den Triumph des Fischmarktes, und es kam ihm vor, als ob das ganze Viertel eine Freude an seiner Verhaftung finde.

„Ach! diese Jammermiene,“ sagte Fräulein Saget.

„Ein Gesicht schneidet er, wie ein Sträfling, der eben

wieder auf frischer That ertappt wird," fügte Frau Lecoeur hinzu.

„Ich," versetzte die Sarriette, indem sie ihre blendend weißen Zähne zeigte, „ich habe einen Mann hinrichten sehen, der genau so aussah."

Dabei waren sie näher aneinander getreten und reckten die Häuse empor, um in den Fiaker sehen zu können. In dem Augenblicke, wo der Wagen sich in Bewegung setzte, zog die Alte die Aufmerksamkeit der beiden andern plötzlich auf Claire, welche eben wie eine Wahnsinnige mit aufgelöstem Haar und blutigen Fingernägeln aus der Rue Pirouette hervorstürzte. Es war ihr vollends gelungen, ihre Thür auszuwuchten, und als sie nun erfuhr, daß sie zu spät kam, indem man bereits gerade Florent wegführte, raste sie hinter dem Fiaker her, blieb aber schon im nächsten Augenblicke mit dem Ausdruck ohnmächtiger Wut stehen und drohte den enteilenden Rädern mit der Faust. Hierauf kehrte sie, von dem sie bedeckenden feinen Kalkstaube ganz rötlich gefärbt, schleunigst nach der Rue Pirouette zurück.

„Er hatte ihr wohl gar die Heirat versprochen?" rief die Sarriette lachend aus. „Die muß doch halb verrückt auf ihn sein!"

Allmählich trat im Viertel wieder die alte Ruhe ein. Bis zum Schlusse des Markts sah man überall in den Hallen Gruppen zusammenstehen, welche über die Ereignisse des Vormittags sprachen. Alles blickte neugierig nach dem Fleischerladen; allein Lisa vermied es klugerweise, sich sehen zu lassen, indem sie Augustine mit der Besorgung der Ladengeschäfte beauftragte. Am Nachmittag endlich glaubte sie, Quenu alles gestehen zu müssen, aus Furcht, es möge irgend eine Klatschschwester ihn sonst mit ihren Berichten zu sehr erschrecken. Sie paßte einen Augenblick ab, wo sie sich mit ihm allein in der Küche befand, da sie wußte, daß dies sein Lieblingsaufenthalt war und er folglich weniger weinen werde. Uebrigens ging sie dabei mit mütterlicher Schonung zuwege; als er jedoch die Wahrheit wußte, sank er auf ein Hackebrett nieder und weinte wie ein Kind.

„Nun, mein armes dickes Männchen, sei mir nicht

gar so verzweifelt; Du wirst Dir dabei nur Schaden," sagte Lisa, ihn umarmend.

„Ach! Du weißt gar nicht, wie gut er gegen mich war, als wir noch in der Rue Royer-Collard wohnten. Er fegte das Zimmer aus, er besorgte die Küche . . . Siehst Du, er liebte mich wie sein eignes Kind; er kam mit Schmutz bedeckt und todmüde nach Hause, während ich gut zu essen hatte und zu Hause in der warmen Stube saß . . . Und jetzt wird man ihn totschießen.“

Lisa entgegnete, das würde schon nicht geschehen. Er aber fuhr kopfschüttelnd fort:

„Das ist ganz gleich, ich habe ihm eben seine Liebe gar nicht erwidert. Das kann ich jetzt sehr wohl behaupten. Ich habe ein schlechtes Herz gezeigt, da ich zögerte, ihm sein Erbteil zu übergeben . . .“

„Nun! ich habe es ihm ja mehr als zehnmal angeboten," rief sie aus. „Wir brauchen uns keinen Vorwurf zu machen.“

„O! daß Du gut bist, weiß ich wohl, Du würdest ihm alles gegeben haben . . . Aber ich war nicht so gesinnt, und das wird mir zeitlebens ein Kummer sein. Ich werde immer mit dem Gedanken leben, daß, wenn ich sofort mit ihm geteilt hätte, er nicht zum zweiten Mal auf schlechte Wege geraten wäre . . . Ich bin schuld, ich habe ihn verraten.“

Da ward auch sie milder gestimmt und bedauerte sogar Florent. Uebrigens, bemerkte sie, habe er aber sehr viel auf dem Gewissen, und wenn er mehr Geld gehabt hätte, würde er vielleicht noch größere Thorheiten begangen haben. Allmählich ließ sie auch durchblicken, daß es gar nicht anders habe geschehen können, und daß sich jetzt jedermann wieder wohlfühlen werde. Quenu weinte noch immer und trocknete sich mit seiner Schürze die Thränen, indem er zugleich einige Augenblicke seine Schluchzer unterdrückte, um ihre Worte anzuhören; bald aber brach er in um so heftigeres Weinen aus. Unwillkürlich hatte er dabei die Finger in einen Haufen Wurstfleisch gesenkt, das sich auf einem Hackebrett befand, und knetet wütend darin umher.

„Du erinnerst Dich wohl, daß Du Dich immer gar nicht wohl fühltest,“ fuhr Lisa fort. „Dies kam nur davon, daß wir nicht mehr gewohnheitsmäßig lebten. Ich war, ohne es zu sagen, wirklich sehr besorgt, denn ich sah wohl, daß es mit Dir schlimmer ward.“

„Nicht wahr?“ murmelte er, indem er einen Augenblick aufhörte zu schluchzen.

„Auch das Geschäft ist dieses Jahr gar nicht recht gegangen. Es ist, als ob ein Verhängnis . . . Nun, weine nicht mehr, Du sollst es sehen, wie alles wieder gut wird. Du mußt Dich jedoch für mich und Deine Tochter zu erhalten suchen, denn auch gegen uns hast Du Pflichten zu erfüllen.“

Er knetete jetzt nur noch ganz leise in dem Brustfleisch umher, und jetzt verwandelte sich seine Aufgeregtheit in eine Art Nübrung, welche bereits ein schwaches Lächeln in seinem Gesicht erscheinen ließ. Lisa merkte, daß er überzeugt war; schnell rief sie Pauline herbei, welche gerade im Laden spielte und setzte, sie auf seinen Schoß mit den Worten:

„Pauline, nicht wahr, Dein Vater soll vernünftig sein? Bitte ihn doch recht artig, uns keine Sorge mehr machen zu wollen.“

Das Mädchen that es, und Beide schauten einander an, fest verschlungen in inniger Umarmung, und lächelten, während die Fleischerin wiederholte:

„Nun sind wir nur noch unserer drei, mein Dicker, nur noch unserer drei.“

Zwei Monate später ward Florent abermals zur Deportation verurteilt. Die Angelegenheit machte gewaltiges Aufsehen; die Zeitungen berichteten darüber bis in die geringsten Details, brachten die Porträts der Angeklagten, die Zeichnungen der Banner, Schärpen und Sitzungspläne über die Orte, wo die Bande sich zu versammeln pflegte. Vierzehn Tage lang sprach man in Paris nur von dem Hallenkomplott; die Polizei verkündete immer beunruhigendere Berichte, und man behauptete schließlich, das ganze Montmartreviertel sei unterminiert. In der gesetzgebenden Versammlung war die Aufregung

so groß, daß das Zentrum und die Rechte vergaßen, wie jenes unglückselige Dotationsgesetz sie eine Zeit lang geschieden hatte, und daß sie sich sofort wieder versöhnten, indem sie mit entscheidender Majorität für den volksfeindlichen Steueranschlag stimmten, worüber nicht einmal die Vorstädte zu murren wagten. Der Prozeß dauerte eine ganze Woche, und Florent war tief erstaunt über die beträchtliche Anzahl Mitschuldiger, welche man ihm zuschrieb. Er kannte höchstens sechs oder sieben von den etlichen zwanzig, die mit ihm auf der Anklagebank saßen. Nach dem Vorlesen des Urteils glaubte er unter der sich entfernenden Menge auch Robine zu bemerken. Logre ebenso wie Lacaille wurden freigesprochen; Alexander erhielt zwei Jahre Gefängnis und Gavard wurde mit Florent zur Deportation verurteilt. Dies war für ihn ein Keulenschlag, der ihn in seinen letzten Genüssen niederschmetterte, am Ende jener langen Debatten, welche er über sich herbeigerufen hatte. Er mußte seinen Oppositionsgeist schwer büßen, und zwei große Thränen sah man über sein schreckensbleiches Gesicht herabrollen.

An einem Augustmorgen traf Claude Lantier in der Nähe von Saint-Eustache mit Frau François zusammen, die mit trauriger Miene auf ihren Rüben und Möhren saß. Auch der Maler war düster gestimmt, trotzdem daß der helle Sonnenschein die Kohlhaufen in grünsammetnem Schimmer erscheinen ließ.

„Nun, es ist aus mit ihm,“ sagte er. „Sie schicken ihn wieder hinüber . . . Ich glaube, sie werden ihn jetzt schon nach Brest geschafft haben.“

Die Gemüsehändlerin machte eine Bewegung stillen Schmerzes und murmelte mit dumpfer Stimme:

„Daran ist nur Paris schuld, dieses Lumpenparis.“

„Nein, ich weiß wer es ist, es sind elende Menschen,“ entgegnete Claude, und seine Fäuste ballten sich unwillkürlich. „Glauben Sie, Frau François, in der Gerichtsverhandlung ist nur dummes Zeug geredet worden . . . Hat man doch sogar die Schreibhefte eines Kindes durchstöbert! Daraus hat der Staatsanwalt nun einen Mißmach gemacht, welcher auf der einen Seite die Ver-

führung der Jugend, auf der andern die demagogische Erziehung nachweisen sollte . . . Mir ist dabei ^{alles} ~~alles~~ ^{alles} geworden.“

Ein nervöses Bittern fuhr durch seine Glieder, und er fuhr fort, indem er sich fester in seinen verschoffenen Paletot hüllte:

„Ein Bürsche, so sanft wie ein Mädchen, dem es sogar übel wurde, als er Tauben schlachten sah. Ich habe vor Mitleid lachen müssen, als ich ihn in der Mitte von zwei Gendarmen erblickte. Nun sehen wir ihn nie wieder; diesmal bleibt er drüben.“

„Er hätte auf mich hören sollen,“ entgegnete die Gemüsehändlerin nach einigem Schweigen, „nach Nanterre kommen und dort ruhig bei meinen Hühnern und Kaninchen leben. . . Sehen Sie, ich hatte ihn so gern, weil ich einsah, wie gut er war. Man hätte recht glücklich sein können. . . Es ist zwar ein großer Kummer . . . aber trösten Sie sich, nicht wahr! Herr Claude? Ich erwarte Sie an einem der nächsten Vormittage zu einer Omelette.“

Die Thränen standen ihr in den Augen; sie stand auf als eine resolute Frau, welche standhaft den Schmerz erträgt.

„Ah!“ rief sie, „da kommt Mutter Chantemesse, „die wird bei mir Rüben kaufen wollen. Immer noch lustig, diese dicke Mutter Chantemesse. . .“

Claude entfernte sich und schweifte auf dem Marktplatz umher. Die Sonne sandte ihre rosigen Strahlen über die Dächer, und einzelne Lichtstellen zeigten sich schon auf dem Pflaster. Claude fühlte die erwachende Heiterkeit in den großen dröhnenden Hallen, in dem von Nahrungsmitteln strotzenden Viertel. Er sah die Sarriette mit einer goldenen Uhr, hörte sie mitten in ihren Pflaumen und Erdbeeren lustig singen und die kleinen Schnurrbartspitzen des Herrn Jules drehen. Er sah Frau Lecoeur und Fräulein Saget unter einer der bedeckten Straßen vorübergehen als gute Freundinnen, die sich über irgend eine Geschichte zu amüsieren schienen. Auf dem Fischmarke hockte Mutter Mehudin, welche ihren Stand wieder eingenommen hatte, warf allen Leuten Grobheiten an den Kopf und hatte dem

neuen Inspektor schon einen gewaltigen Respekt eingejagt; während Claire mit ihren von dem kalten Wasser ganz nass gewordenen Händen einen riesigen Haufen Schnecken erfaßte, deren Schleim wie Silberfäden glänzte. In den Kalbaunenständen kauften August und Augustine Schweinsfüße ein und kehrten dann in ihrer Halbchaise nach Montrouge zurück. Um acht Uhr, als es bereits sehr warm war, fand er in der Rue Rambuteau Famos und Pauline, welche Pferd spielten: Famos kroch auf allen Vieren, während Pauline auf seinem Rücken saß und sich an seinen Haaren festhielt, um nicht zu fallen. Auf den Dächern der Hallen erschien ganz am Rande ein Schatten, und Claude schaute empor: es waren Cadine und Marjolin, welche sich da oben herzten und küßten, halb verbrannt von den glühenden Sonnenstrahlen.

Da drohte ihnen Claude mit der Faust; denn er ärgerte sich über dieses Fest der Stadt und des Himmels. Er fluchte den Fetten und sagte, die Fetten hätten gesiegt. Ringsum sich her sah er nur nach den Fetten, welche vor Wohlsein fast zerplakten und einen Tag schöner Verdauung begrüßten. Als er gegenüber der Rue Pirouette stehen blieb, versetzte ihm das Schauspiel, welches sich ihm zur Rechten wie zur Linken bot, den letzten Stoß.

Zu seiner Rechten stand die schöne Normännin oder die schöne Frau Lebigre, wie man sie jetzt nannte, vor ihrer Ladenthür. Ihrem Gatten war es endlich erlaubt worden, mit seinem Weinhandel noch einen Tabaksladen zu verbinden, ein längst gehegter Plan, der sich endlich verwirklicht hatte, dank dem großen Dienste, welchen Lebigre der Präfektur geleistet. Die schöne Frau Lebigre machte einen prächtigen Eindruck in ihrem Seidenkleide mit ihrem sauber frisierten Haar; sie war völlig zur feinen Dame geworden. Hinter ihr leuchtete der frisch getünchte Saal, während die Likörflaschen lebhaft in den blanken Spiegelscheiben erglänzten.

Zu seiner Linken stand die schöne Lisa auf der Schwelle ihres Ladens, die ganze Breite der Thür einnehmend. Noch nie war ihre Wäsche so weiß und ihr Gesicht so rosig erschienen. Sie zeigte eine gesättigte Ruhe, die nichts störte, nicht einmal ein Lächeln. Ihr straff gespannter

Bußen verbaute gleichsam noch das Glück des vorhergehenden Tages, und ihre fleischigen, in der Schürze verborgenen Hände, streckten sich nicht einmal aus, um das Glück des Tages entgegen zu nehmen, da sie sicher waren, daß dasselbe zu ihnen kommen werde. Daneben glänzte das Schaufenster; es war wieder gefüllt, die geräucherten Zungen hatten ein frisches rotes Aussehen, die Schinken zeigten wieder ihr liebliches Braun und die Würstchen machten nicht mehr jenen garstigen Eindruck, der Quenu zur Verzweiflung brachte. Aus der Küche scholl herzhaftes Gelächter, begleitet von einem lebhaften Klirren von Kasserolen; kurz die Fleischerei strotzte wieder von üppiger Gesundheit. Die Speckseiten, die Schweinshälften triumphierten in ihrer Fetthülle, während Lisa regungslos den Hallen mit ihren großen Augen den Morgengruß brachte.

Hierauf beugten beide Frauen sich vor. Die schöne Frau Lebigre und die schöne Frau Quenu wechselten einen freundschaftlichen Gruß.

Aber Claude, welcher sicherlich am Abend vorher zu essen vergessen hatte, ward beim Anblick dieser üppigen Fülle von Gesundheit und Wohlstand mit bitterem Grolle erfüllt, so daß er mürrisch brummte:

„Was für Schurken sind doch diese ehrbaren Leute!“

E n d e.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.

Renewed books are subject to immediate recall.

: 12Jan'59WW

REC'D LD
JAN 14 1959

LD 21A-50m-9,'58
(6889s10)476B

General Library
University of California
Berkeley